



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Lebenswelten gehörloser MigrantInnen“

Verfasserin

Lena Hoffmann

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.^a phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 0408194

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Jelena Tošić

Danksagung

Ich möchte mich zu aller erst bei meinen InterviewpartnerInnen für ihre Bereitschaft und ihr Vertrauen, mir von ihrem Leben zu erzählen, bedanken. Insbesondere bin ich für ihre Geduld, die sie mir bei etwaigen Verständigungsproblemen entgegen gebracht haben, dankbar. Bei Interviewpartnerin A, die mir bei meinem ersten Übersetzungsversuch der Österreichischen Gebärdensprache in geschriebene deutsche Lautsprache unterstützt hat, möchte ich an dieser Stelle meinen besonderen Dank aussprechen.

Bei der Leitung und den MitarbeiterInnen des Equalizent bedanke ich mich, für die Möglichkeit meine teilnehmende Beobachtung durchführen zu können.

Vor allem für den seelischen Beistand möchte ich mich bei meiner Familie und meinen Freunden bedanken. Insbesondere meinem Vater, Martin Hoffmann, danke ich für seine Unterstützung und Zeit, sich mit meiner Arbeit auseinander zu setzen, diese Korrektur zu lesen und für die daraus entstandenen anregenden Diskussionen.

Ein ebenso großer Dank gilt meiner Betreuerin für ihre Anregungen und genauen Korrekturen.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	9
1.1	Zugang zum Feld.....	11
1.2	Forschungsfrage.....	13
1.3	Subfragen.....	13
2	Methode.....	14
2.1	Grounded Theory.....	14
2.2	Das Lebensgeschichtliche Interview nach Robert Atkinson	16
2.2.1	Subjektivität als methodischer Aspekt des lebensgeschichtlichen Interviews (nach Powles, 2004).....	17
2.3	Methodisches Vorgehen bei der Analyse der Interviews.....	18
2.3.1	Kodierverfahren nach der Grounded Theory	19
2.3.2	Relevante Aspekte der Analyse von lebensgeschichtlichen Interviews nach Powles.....	20
2.4	Teilnehmende Beobachtung	20
2.5	Durchführung der Datenerhebung.....	24
2.5.1	Übersetzungs- und Transkriptionsschwierigkeiten.....	25
3	Theoretische Grundlagen zur Migration.....	27
3.1	Migrationsforschung.....	27
3.1.1	Der Transnationale Forschungsansatz.....	28
3.1.2	Coequality and Transnational Studies	30
3.2	Migration und Integration	31
3.2.1	“zwischen zwei Stühlen”	33
3.3	Migration und Identität	38
3.3.1	Theoretische Auseinandersetzung mit Kultur und Identität	38
3.3.1.1	Kultur und Subjektivität.....	40
3.3.2	Identität.....	40
3.3.2.1	Das Konzept „hybrider Identitäten und Kulturen“	41
4	Der Begriff der Lebenswelt.....	43
5	Hörender Diskurs über Gehörlose – Oralismus.....	49
5.1	Oralismus versus Gebärdensprache oder „Lautsprache ermögliche gesellschaftliche Integration während Gebärdensprache eine solche verhindere“	51
6	Gehörlosendiskurs	53
6.1	Gehörlose als Subjekte der Forschung	53
6.2	Deaf History	54

7	Gehörlosigkeit und Kultur	58
7.1	Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit.....	58
7.2	Gebärdensprachforschung – Entwicklung eines Selbstbewusstseins für die eigene Sprache und Kultur	59
7.3	Gehörlosenkultur / Gehörlosengemeinschaft – eine eigene Kultur?.....	61
7.3.1	Wer gilt kulturell als gehörlos?.....	61
7.4	Die Definitionsmacht von Kultur am Beispiel der Gehörlosengemeinschaft	65
7.4.1	„Talking Culture and Culture Talking“	66
7.5	Kollektive Identität und „we-groups“	69
7.5.1	Was hält „we-groups“ und Identitäten aufrecht und stabilisiert diese?.....	70
8	Lebenswelten gehörloser MigrantInnen – dargestellt aus der Sicht der gehörlosen InterviewpartnerInnen (Eine Verbindung von Theorie und Empirie im Sinne der „Grounded Theory“).....	72
8.1	Zusammenfassung des Interviews.....	72
8.1.1	Kontaktaufnahme	72
8.1.2	Interviewpartnerin A.....	73
8.1.3	Interviewpartner B.....	74
8.1.4	Interviewpartner C.....	75
8.1.5	Interviewpartnerin D.....	76
8.1.6	Interviewpartnerin E.....	76
8.1.7	Interviewpartner F.....	78
8.1.8	Interviewpartner G.....	78
8.2	Lebenswelten gehörloser MigrantInnen – leben in zwei oder mehreren Welten.....	79
8.2.1	Aspekte hörender Lebenswelt(en).....	80
8.2.1.1	Arbeit.....	81
8.2.1.2	Diskriminierung am Arbeitsplatz	84
8.2.1.3	Kommunikation und Kommunikationsbarrieren und Schwierigkeiten in der hörenden Welt.....	86
8.2.1.4	„Entschuldigung, ich höre nicht“	90
8.2.2	Aspekte gehörloser Lebenswelt(en).....	93
8.2.2.1	„gehörlos“ vs „taub“	93
8.2.2.2	Eintritt in die Schule - „rite the passage“. Schule und Internat als Ort der Vergemeinschaftung und deren Bedeutung für das Erlernen der Gebärdensprache.....	96
8.2.2.3	Die Bedeutung der gehörlosen Lebenswelt für ein Leben in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft	104

8.2.2.4	Gehörlosigkeit – Fremderleben und eigenes Erleben und Identifikation mit dem „Gehörlos-sein“.....	106
8.2.2.5	Kunst, Mobilität und Vernetzung als Ressourcen der Bewusstmachung der gehörlosen Identität und Kultur	118
8.2.2.6	Der translokale Charakter der Gehörlosengemeinschaft – Communitybuilding.	122
8.2.3	Aspekte des Verbindens und „in sich Tragens“ mehrerer Lebenswelten	125
8.2.3.1	Die Rolle der/des Vermittlers/in und das Pendeln zwischen den Welten.....	125
8.2.3.2	Migration und Sprache.....	132
8.2.3.3	Kommunikation innerhalb der Familie	136
8.2.3.4	Beziehungen und Freundschaften	141
8.2.4	Ergänzende Aspekte einzelner lebensgeschichtlicher Interviews – Gehörverlust als Trauma? Migration als Trauma?.....	147
9	Reflexion der Interviewsituationen und der teilnehmenden Beobachtungen.....	150
9.1	Reflexion der Interviewsituationen.....	150
9.2	Reflexion der teilnehmenden Beobachtungen	152
10	Schlussfolgerungen.....	155
11	Literaturverzeichnis.....	159
Anhang	167
Interviews	167
Lebenslauf	168
Abstract	169

1 Einleitung

„I was born as a person who could hear, which is different from being born hearing. Like any identity, hearing identity is a social construction.“ (Bauman/H-Dirksen 2008: VIII)

Dieses Zitat macht darauf aufmerksam, dass keine Identität von vorn herein gegeben ist, sondern eine jede erst durch Sozialisation und kulturelle Einflüsse im Entstehen ist und als solche konstruiert wird.

Bei der Betrachtung von Lebenswelten Gehörloser und der Gehörlosengemeinschaft kommt es unweigerlich auch zu einer Auseinandersetzung mit Sprache und Kultur und ihrer Bedeutung für Identitätskonstruktionen und der Frage nach der Wahrnehmung der eigenen und der äußeren Umwelt, sowie der Produktion und Reproduktion von Kultur und der sozialen Konstruktion von Gemeinschaften.

Da mir zum Thema gehörlose MigrantInnen keine spezifische Literatur zur Verfügung stand, werde ich im Kapitel 3 als thematische Einleitung kurz auf migrationstheoretisch relevante Bereiche eingehen und mich dann der theoretischen Einführung in das Thema Gehörlosigkeit und Identität widmen, um dem Leser/der Leserin einen Einblick in diese für ihn/sie „neue Welt“ zu geben und dann in Folge auch die Zusammenhänge der Interviews und deren Analyse bzw. Gegenüberstellung und Ergänzung zur Literatur besser nachvollziehen zu können. Ohne ein Verständnis und eine Sensibilisierung für diese Thematik wäre dies nicht ausreichend möglich.

Die theoretische Auseinandersetzung mit den Konzepten von Identität soll nach einem dynamischen Verständnis von Identitätskonstruktionen vorgenommen werden, die diese als Prozess versteht. Je nach Kontext werden bestimmte „Teil-Identitäten“ sichtbar (gemacht) bzw. in den Vordergrund gerückt. Diese unterschiedliche Sichtweise oder Sichtbarmachung erfolgt sowohl von dem Subjekt ausgehend, als auch von außen, durch Fremdzuschreibungen. Bei MigrantInnen wird verstärkt sichtbar, dass diese nicht nur eine, gleichsam unveränderliche Identität haben, sondern multiple Identitäten, die je nach Situation unterschiedlich zur Geltung kommen.

In Bezug auf Gehörlose wird dies bereits ohne Migrationserfahrungen ersichtlich, da sie sowohl in der hörenden Welt – der Kultur der Eltern, sofern diese hörend sind – sozialisiert werden, als auch - meist mit Eintritt in die Schule und ersten Kontakten zu anderen Gehörlosen – in die Gehörlosengemeinschaft.

Das Konzept „hybrider Identitäten und Kulturen“ (siehe Kapitel 3.3.2.1.) scheint bei der Betrachtung der kulturellen Praxen und Identitätsstrategien von gehörlosen MigrantInnen, die sich

in verschiedenen kulturellen und sprachlichen Kontexten bewegen, sinnvoll.

Außerdem dient dieser Ansatz ebenso dazu, ein positives Verständnis von der Lebenswirklichkeit/den Lebenswelten von (gehörlosen) MigrantInnen dahingehend zu beschreiben, dass sie mehrere kulturelle und sprachliche Ressourcen zur Verfügung haben bzw. in mehreren kulturellen und sprachlichen Systemen leben. Dabei soll der Fokus darauf gelegt werden, dass es sich um aktive AkteurInnen im Migrationsprozess und im Prozess der Vergemeinschaftung handelt. Gehörlose (MigrantInnen) sollen nicht als defizitär und als von der hörenden Mehrheitsgesellschaft unterdrückte Opfer dargestellt werden; vielmehr sollen ihre Strategien und Handlungsspielräume aufgezeigt werden.

Auf den Begriff der Lebenswelt und der Relevanz dieses Konzeptes für das Leben gehörloser MigrantInnen wird in Kapitel 4 eingegangen. Danach folgt ein Einblick in vergangene und immer noch gängige Vorstellungen Hörender über Gehörlose, die sich in einem dominanten Diskurs niederschlugen und -schlagen, der Gehörlose während ihres ganzen Lebens begleitet bzw. beeinflusst und die Unterdrückung Gehörloser durch Hörende sichtbar macht.

Bevor es zu einer Konzentration auf die verschiedenen Aspekte der Lebenswelten aus Sicht meiner InterviewpartnerInnen kommt, wird in Kapitel 6 einleitend aufgezeigt, dass Gehörlose nicht nur eine Geschichte der Unterdrückung gemeinsam haben, in der sie als passive Opfer und defizitär beschrieben werden, sondern auch eine gemeinsame Geschichte, die auf ihren kulturellen Reichtum und ihre Besonderheiten verweist und dessen Bewusstsein und -werdung zu einer Stärkung ihrer gehörlosen Identität beiträgt.

Im Kapitel 7 kommt es zu einer theoretischen Auseinandersetzung, die die Identifikation mit der Gebärdensprache und die Identifikation mit der Gehörlosengemeinschaft und der gehörlosen Identität betrifft. Dabei wird die Frage aufgeworfen, wie sich diese Zugehörigkeit gestaltet und wie kollektive Identität und „we-groups“ entstehen und welche Bedeutung diese wiederum für das einzelne Individuum und dessen Positionierung innerhalb der Gruppe und auch nach außen (zu anderen Gruppen bzw. in der Auseinandersetzung mit der hörenden Welt und dabei insbesondere mit den Eltern) haben kann.

In Bezug auf die Annahme, dass Zugehörigkeit an einen bestimmten Ort gebunden wäre, entgegnet Hauerland (2008), dass dies auf das Zugehörigkeitsgefühl zur Gehörlosengemeinschaft nicht zutrifft, sondern dass dieses durch den Kontakt zu anderen Gehörlosen entsteht. Da Gehörlose meist entfernt voneinander leben und immer wieder den Ort wechseln müssen, um andere gebärdensprachige Menschen zu treffen, um frei und unbeschwert kommunizieren zu können, geschieht die Vergemeinschaftung demnach ortsungebunden und zudem nicht nur innerhalb nationalstaatlicher Grenzen, sondern auch über diese hinweg. Dabei kommt es ebenfalls zur

nationalen und internationalen Vernetzung Gehörloser über bestimmte Events, bei denen sie für einen bestimmten Zeitpunkt zusammentreffen.

Dies zeigt, dass sowohl Konzepte, die Kultur als ortsgebunden und starr definieren, als auch Konzepte von Vergemeinschaftung, von Raum, Ort und Zugehörigkeit sozial konstruiert werden.

In diesem Zusammenhang soll der Frage nachgegangen werden, wie gehörlose MigrantInnen diese Communities/Gemeinschaften¹ und demnach ihre Lebenswelten konstruieren und gestalten.

Die Vergemeinschaftung Gehörloser innerhalb einzelner nationaler Communities, als auch über nationale Grenzen hinweg, bedeutet hingegen nicht, dass nationale Identitäten ihre Bedeutung verlieren. Von besonderer Bedeutung ist hier, dass Gehörlose, trotz ihrer individuellen, kulturellen und nationalen Unterschiede, auf der ganzen Welt Gemeinsamkeiten aufweisen, die sich aufgrund ihrer visuellen Wahrnehmung der Welt und ihrer Sprache ergeben. Neben der Konstruktion einer visuellen Community, die sich über nationalstaatliche Grenzen hinweg erstreckt, sind Gehörlose gleichzeitig Teil der jeweiligen nationalen hörenden Mehrheitsgesellschaft, als auch der jeweiligen Gehörlosengemeinschaft und erleben innerhalb dieser ihre eigenen Lebenswirklichkeiten, die durch ihre individuellen Erfahrungen und ihr voneinander unabhängiges Leben geprägt sind. Im Kapitel 8 geht es um eben diese individuellen Erfahrungen, als auch um Gemeinsamkeiten gehörloser MigrantInnen innerhalb ihrer verschiedenen Lebenswelten, die mittels lebensgeschichtlicher Interviews und deren Analyse, teilnehmender Beobachtung, als auch einer Verbindung von Aussagen meiner InterviewpartnerInnen mit theoretischem Hintergrundwissen, das im Vorfeld bereits aufbereitet wird und gegen Ende seine spezifische Relevanz für gehörlose MigrantInnen verdeutlicht.

1.1 Zugang zum Feld

Die Faszination, die die mir zuvor fremde Welt der Gehörlosen auf mich ausübte, war zu Beginn zu gleichen Teilen von Interesse und Misstrauen meinerseits geprägt. Dies kam daher, dass ich als junges Mädchen, zwei gehörlose Mädchen beobachtete und sah, wie sie gemeinsam mit ihren Händen redeten. Ihr vieles Lachen und der Umstand, dass ich nicht verstehen konnte, worüber sie sich unterhielten, führte dazu, dass ich glaubte, sie machten sich über mich lustig. Dies war das erste Mal, dass ich Gebärdensprache sah und der Grund, weshalb ich die Sprache lernen wollte. Nach mehreren Gebärdensprachkursen entwickelte sich nach und nach mein Interesse für die Gehörlosengemeinschaft, das mich auch im Laufe des Studiums begleitete und dazu führte, dass ich

¹ Auf Definitionen einer solchen Community/Gemeinschaft bzw. auf die Frage, wer demnach als Teil dieser gilt und wer nicht, wird in Kapitel 7.3.1 genauer eingegangen.

mich immer wieder mit Fragestellungen, die Gehörlose betreffen, auseinandersetze. Durch meine eigenen Erfahrungen mit den Themen „Fremdheit“ und „Vertrauen“ bzw. „Vertrautheit“, die ich innerhalb der gehörlosen Welt als Hörende immer wieder machte und mache, stellte ich mir vermehrt die Frage, wie es ihnen selbst in „ihrer“ und „unserer“ Welt geht. Die Beschäftigung mit Fragen der Gehörlosengemeinschaft bzw. Gebärdensprachgemeinschaft, im Fach der Kultur- und Sozialanthropologie schien mir kaum bzw. in einem geringen Maß vorhanden. Meines Erachtens ist die Auseinandersetzung mit Gehörlosen keinesfalls ein Thema, mit dem sich alleine Bereiche wie Pädagogik, oder die Sprachwissenschaften auseinandersetzen sollten, sondern unter dem Gesichtspunkt der Diskussion um eine eigene Kultur Gehörloser und der Tatsache einer eigenständigen vollwertigen Sprache mit zugehöriger Sprachgemeinschaft ist es ebenso interessant und wichtig, sich auch vermehrt aus ethnologischer Perspektive damit auseinander zu setzen.

Mein anfängliches Interesse für die Gebärdensprache und das Erlernen dieser führte zu einer Auseinandersetzung mit der Frage nach der Kultur der Gehörlosen, ihrer Lebenssituation und der Gehörlosengemeinschaft. Die Frage einer eigenen Gehörlosenkultur begleitete meine Betrachtung von Gehörlosen und deren Gemeinschaft, insbesondere bei der theoretischen Auseinandersetzung in Form von Literaturrecherchen. Im Zentrum meines Interesses liegt nicht die theoretische Beantwortung der Frage, ob Gehörlosengemeinschaften nach theoretischen Kulturkonzepten eine eigene Kultur darstellen oder nicht, vielmehr geht es darum aufzuzeigen, wie eine solche Gemeinschaft in ihrem Selbst – und Fremdverständnis gesehen wird, welche Bedeutung das Bewusstsein einer eigenen Kultur mit eigener Sprache – der Gebärdensprache - für die Menschen dieser Gemeinschaft hat und wie sie sich mit der Sprache und der Community identifizieren und diese ihre eigene gehörlose Identität stärken kann, oder auf diese einwirkt.

In Hinblick auf die Situation von Gehörlosen mit Migrationshintergrund stellte sich mir die Frage, welche Bedeutung die Gehörlosen Identität im Vergleich zu anderen Identitäten einnimmt und vor allem wie wichtig das Zugehörigkeitsgefühl zur Gehörlosengemeinschaft und der Kontakt zu anderen Gehörlosen ist. Dabei kam es zu der Überlegung, ob eventuell durch die Migration die eigene ethnische Identität in den Vordergrund rückt und der Kontakt mit Menschen aus demselben Herkunftsland dominant ist, oder ob die Gehörlosigkeit im Vordergrund steht und der Kontakt zu anderen Gehörlosen und der Gehörlosen Community.

Aufgrund der Tatsache, dass ich hörend bin und mich dem Feld der Gehörlosen und ihrer Welt durch meine Augen und Ohren, mit meiner Wahrnehmung der Welt annähere, möchte ich an dieser Stelle betonen, dass ich mich hier in die – meines Erachtens klassische Rolle - der teilnehmenden Beobachterin begeben, die als Außenstehende versucht ist, Aussagen über eine andere Gruppe zu treffen, an der sie nur am Rande teilnehmen kann. Da ich seit Jahren Gebärdensprache lerne, ist mir

der Zugang zu diesem Feld eröffnet worden. Ich bin auch in meiner Interpretation der Interviews an meine Art der Wahrnehmung der Welt angewiesen und kann diese nur dadurch erweitern, indem ich mittels lebensgeschichtlicher Interviews meine InterviewpartnerInnen selbst zu Wort kommen lasse.

1.2 Forschungsfrage

Wie gestaltet sich bzw. wie gestalten gehörlose MigrantInnen das Leben in einer „gehörlosen Welt“ und in einer „hörenden Welt“ im Herkunfts- und Aufnahmeland und über nationale Grenzen hinweg?

1.3 Subfragen

Welche Bedeutung haben die Gehörlosen-Identität und die Gehörlosen-Gemeinschaft für gehörlose MigrantInnen für das Leben in einer "hörenden Welt"?

Welche Bedeutung hat die Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft für Gehörlose (mit Migrationshintergrund) und wie gestaltet sich diese bzw. wie gestalten sie diese, sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland?

Wie sieht die Integration in die Gehörlosengemeinschaft und die Identifikation mit der Community – mit besonderem Blick auf die Perspektive von gehörlosen MigrantInnen in Österreich - aus?

Worauf beruht die Identitätskonstruktion in den unterschiedlichen Kontexten, welche Identitäten werden je nach Kontext in den Vordergrund gestellt und welche Rolle spielt dabei die Migrationserfahrung und die Erfahrungen eines Lebens in einer auditiv geprägten Umwelt und hörenden Mehrheitsgesellschaft?

2 Methode

2.1 Grounded Theory

In ihren theoretischen Grundzügen stützt sich die von Anselm Strauss und Barney Glaser (1967) begründete Grounded Theory unter anderem auf den amerikanischen Pragmatismus, dessen Wahrheitsverständnis nach Nützlichkeit, Wert und Erfolg sucht, also nach jenen Kriterien, die sich in der Praxis als „wahr“ durchsetzen. Weitere Einflüsse der Grounded Theory kommen aus der Chicago School of Sociology, die sich vermehrt auf Interaktionen, Prozesse und sozialen Wandel konzentrierte. Dabei rückte das Interesse an den Sichtweisen der einzelnen Akteure, die diese Prozesse mitbestimmen, immer mehr in den Vordergrund. Denn ohne diese sei es nicht möglich, Interaktionen, Prozesse und sozialen Wandel verstehen zu können. Die methodische Erhebung des Datenmaterials erfolgte durch Beobachtungen im Feld und durch Interviews.

Neben den genannten Ansätzen des Pragmatismus finden sich auch im Symbolischen Interaktionismus in Bezug auf Kommunikation und Interaktion einige Aspekte, die die Grounded Theory teilt. So waren es für George H. Mead die „subjektiven, sprachgebundenen Anteile von Interaktionsprozessen“, die im Mittelpunkt seiner soziologischen Theorie standen. Titscher et al. verweisen darauf, dass Sprache und Kommunikation in der Grounded Theory nicht explizit genannt werden, es aber dennoch genügend Anhaltspunkte gibt, die der Annahme gerecht werden, dass die Untersuchung von Interaktionen in erster Linie über sprachliche Kommunikation erfolgt.

(vgl. Titscher et al. 1998: 11)

Auch in dieser Hinsicht erweist sich die Wahl der Grounded Theory in diesem Forschungsfeld als geeignet, da – durch den Aspekt der Gebärdensprache(n) – Sprache für meine InterviewpartnerInnen einen besonderen Stellenwert einnimmt.

Die Grounded Theory wird hauptsächlich bei der Analyse von Datenmaterial angewandt, bei dem es sich um verschiedene Formen von Texten handelt. So etwa Transkriptionen von Interviews, Notizen von Beobachtungen, Bücher, Zeitschriften usw.

Titscher et al. listen die verschiedenen Forschungsstrategien der Grounded Theory als eine sozialwissenschaftliche Methodenlehre (vgl. Strauss 1994) wie folgt auf:

- „Der Fall als eigenständige Untersuchungseinheit“: einzelne Handlungen sollen mit Hilfe von theoretischen Konzepten, die sich auf den Fall beziehen und diesen erklären können, erläutert werden.

- „Soziologische Interpretation als Kunstlehre“: Die Theoriebildung soll in einem Prozess vor sich gehen, in dem sowohl „unvoreingenommener Blick“ , als auch das „wissenschaftliche Gestalten von Wirklichkeit“ zusammenfließen. Die Kunst liegt demnach darin, diese beiden widersprüchlichen Aspekte in einem Ganzen zu vereinen.
- „Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Denken“: Das Alltagswissen ist ein wesentlicher Bestandteil des wissenschaftlichen Prozesses und muss als solches in diesen einfließen.
- „Offenheit sozialwissenschaftlicher Begriffsbildung“: Theorien, die durch die Grounded Theory entwickelt werden, müssen immer wieder von Neuem überprüft und bewiesen werden, so dass sie ihrem Anspruch einer „wissenschaftlichen Erschließung der Wirklichkeit“ gerecht werden können.

(vgl. Titscher et al. 1998 : 94 nach Strauss 1994: 11f)

Wesentliches Kriterium der Grounded Theory stellt die induktive Forschungsmethode dar, die eine wechselseitige Beziehung von Datenmaterial, Analyse und Theorie bedeutet. Nicht die Theorie ist Ausgangspunkt, die es im Anschluss zu beweisen gilt, sondern ein gewisser Forschungsbereich. Denn erst im jeweiligen Forschungsprozess zeigt sich, welche Aspekte im jeweiligen Kontext von Bedeutung sind.

Titscher et al. bieten einen Überblick der Methode der Grounded Theory, in Anlehnung an die Ausführungen von Strauss (1994) und Strauss/Corbin (1996), an.

Da die Grounded Theory ein zirkuläres Modell darstellt, ist die Datenerhebung nicht als eine Phase im Forschungsprozess zu betrachten, die bereits vor Beginn der Analyse beendet sein sollte. Ziel eines zirkulären Vorgehens ist es, aufgrund vorläufiger Ergebnisse des ersten Datenmaterials, auf diese aufbauend weitere Daten zu erheben und so zu neuen bzw. differenzierteren Ergebnissen zu kommen („Theoretical Sampling“). (vgl. Titscher et al. 1998: 92-95)

„Bei dieser Vorgehensweise ist die Datenerhebung nie ganz abgeschlossen, weil durch das Kodieren und das Schreiben von Memos (...) immer wieder neue Fragen entstehen, die nur bearbeitet werden können, indem neue Daten erhoben oder frühere Daten von neuem untersucht werden.“ (Strauss 1994: 56 zit. in. Titscher et al. 1998: 95)

Die Entscheidung für die hier zugrunde liegende Forschungsarbeit, unter anderem die Grounded Theory heranzuziehen, liegt vor allem in ihrem zirkulären Arbeitsverfahren, wie auch in der damit zusammenhängenden Methode, die sich als eine Methode versteht, die Theorie auf der Grundlage von Daten generiert. Das bedeutet wiederum, dass das Aufstellen einer oder mehrerer Hypothesen

und deren Überprüfung in den Hintergrund gedrängt wird. (vgl. Titscher et al. 1998: 101)

„Die „üblichen Kriterien `guter Wissenschaft‘“ - „Signifikanz, Kompatibilität von Theorie und Beobachtung, Generalisierbarkeit, Konsistenz, Reproduzierbarkeit, Präzision und Verifikation“ - sollten eine Umdefinition erfahren, „damit sie der Wirklichkeit der qualitativen Forschung und der Komplexität sozialer Phänomene gerecht werden“ (Strauss/Corbin 1996: 214 zit. In: Titscher et al. 1998: 101).

2.2 Das Lebensgeschichtliche Interview nach Robert Atkinson

Als Interviewmethode entschied ich mich für das lebensgeschichtliche Interview nach Atkinson, (vgl. Atkinson 1997) wobei hier nicht nach seinen vorgeschlagenen Einstiegsfragen und leitenden Fragen vorgegangen wurde, da dies einen Widerspruch zu dem eigentlichen Anspruch, den das lebensgeschichtliche Interview stellt, nämlich der interviewten Person frei zu stellen, was sie, in welcher Reihenfolge und wie viel erzählen möchte und für erwähnenswert hält, darstellt. Angehörige der Gehörlosengemeinschaft geraten in den letzten Jahren immer mehr ins Blickfeld der Forschung und sind sensibilisiert auf Fragen, die ihre Gehörlosigkeit betreffen. Das narrative Interview bietet die Möglichkeit der/dem Erforschten „Gehör“ zu verschaffen.

Das lebensgeschichtliche Interview bietet eine Form, in der der Erzähler sich selbst in seiner eigenen Sprache und Wortwahl repräsentieren kann. Somit ist das Ziel, eine möglichst authentische Erzählung zu haben, die nicht in den Worten des/der ForscherIn übermittelt wird, sondern in den eigenen Worten des Interviewten, sodass diese sich selbst repräsentieren können. Die Methode erhebt den Anspruch, sich einer Lebensgeschichte als Ganzes anzunähern und so nahe am Individuum angesiedelt zu sein.

Im Kontext, dass Identitäten sozial konstruiert werden, bietet die Methode ebenso einen Zugang, zu erforschen, wie die jeweiligen Personen ihre eigene Lebensgeschichte konstruieren.

Im Vordergrund steht die subjektive Sicht des Erzählers und nicht die interesse-geleiteten Fragestellungen des Forschers. Neben der Erfassung von individueller Geschichte und der speziell nur auf die Person zutreffenden Ereignisse (oder besser einer Abfolge von Ereignissen) sind Life Story Interviews auch für Vergleiche geeignet, da sie Elemente enthalten, die Menschen gemeinsam haben. Auch eine vergleichbare Historizität lässt sich bei der Analyse solcher Interviews erkennen. In der Analyse kann der Fokus auf verschiedene Aspekte gelegt werden. Atkinson verwendete life stories zum Beispiel, um nach besonders wichtigen Lebensthemen zu suchen und ging der Frage nach, wie diese die jeweiligen Entwicklungen des Lebens beeinflusst

haben. Die Vorgehensweise eines lebensgeschichtlichen Interviews, in der wir über unser Leben in unseren eigenen Worten erzählen können, bietet einen Einblick in die persönliche Wahrnehmung von Wirklichkeiten und Wahrheiten eines Individuums. (vgl. Atkinson 1997: 2-7)

Die Struktur, wird ebenfalls nicht von dem/der Forscher/In vorgegeben, sondern ergibt sich aus dem Aufbau und der Aneinanderreihung bestimmter Ereignisse, Umstände und Handlungen, denen der/die Erzähler/In ihre jeweilige Bedeutung gibt. Eine Lebensgeschichte gibt ebenso Auskunft über die Selbstwahrnehmung der jeweiligen Person und wie sie von anderen wahrgenommen werden möchte und daraus resultierend, wie sie sich in der Erzählung selbst darstellt bzw. eventuell inszeniert, um diesem Bild gerecht zu werden. (vgl. Atkinson 1997: 19f)

Es ist nicht die Aufgabe des/der Forscher/In, Wahrheiten der Erzählung auf ihren tatsächlichen Wahrheitsgehalt zu überprüfen und richtig zu stellen, sondern viel mehr danach zu fragen, warum und in welchem Kontext etwas nicht gesagt wird, oder fiktive Geschichten auftreten. Das Warum und Wie einer Fiktion kann ebenso viel über eine Person aussagen, wie die Darstellung einer wahren Begebenheit.

Atkinson nennt drei Arbeitsschritte bezüglich des Life Story Interviews:

1. die Planung
2. die Durchführung des Interviews; wobei er hier schreibt, dass man dabei die Person durch das Interview führen soll, was wiederum ein Widerspruch dazu wäre, die Person das Interview frei gestalten zu lassen und als Forscher/In nicht in den Prozess einzugreifen
3. Transkribieren des Interviews und Interpretation

Bevor es zu einer Verschriftlichung bzw. in Folge zu einer Veröffentlichung des Interviews kommt, ist das transkribierte Interview mit dem/der Erzähler/In davor noch einmal durch zu gehen, um ihm oder ihr die Möglichkeit zu geben, das Gesagte noch einmal zu überdenken, eventuelle Passagen zu entfernen und sonstige Veränderungen vorzunehmen. Das letzte Wort sollte bei der interviewten Person liegen. Ebenso gilt es im Rahmen eines solchen Interview-Settings, ethische und moralische Gesichtspunkte zu beachten. Die Person sollte über alle Vorhaben bezüglich des Interviews und seiner Verwendung Bescheid wissen und informiert werden, sowie über die Absichten des/der Forscher/In. Es besteht ein Recht auf Anonymität der Interviewperson, sowie die Verpflichtung der/s Forscher/In, die Rechte der Interviewperson zu schützen. (vgl. Atkinson 1997: 26)

2.2.1 Subjektivität als methodischer Aspekt des lebensgeschichtlichen Interviews (nach Powles, 2004)

In den 1980er wurde die Subjektivität, die einem lebensgeschichtlichen Interview inhärent ist, auch

als solche akzeptiert und als Teil in der Analyse aufgenommen (vgl. Powles 2004: 2). Damit wurde bei den Fragestellungen expliziter auf die individuellen Erlebnisse und Strategien eingegangen. Das Individuum mit seinen Erfahrungen wurde ins Zentrum der Forschung gestellt. Das lebensgeschichtliche Interview eröffnet auch dem/der Interviewten die Möglichkeit, seine/ihre Geschichte aus einer etwas distanzierteren Perspektive zu betrachten oder aus anderen Blickwinkeln. Für AnthropologInnen erweist sich diese Methode als Vorteil, da der/die ForscherIn die Geschichte nicht initiieren muss und in Folge ist es, mit Berücksichtigung des sozialen Kontextes der betreffenden Person, in den die Erzählung eingebettet ist, für den/die ForscherIn leichter, die Bedeutung der Erzählung zu verstehen. Das Interesse an narrativen Erzählungen wuchs in mehreren Disziplinen, da man dessen Potential erkannt hat; die einzelne Akteure gewinnen an Bedeutung, es ermöglicht eine vielschichtigere Perspektive, die Komplexität eines menschlichen Lebens zu erfassen. (vgl. Powles 2004: 2f)

Powles schreibt in ihrem Artikel, dass einige Forscherinnen der Meinung sind, dass eine Interpretation des Interviews wieder dazu führen würde, dass man sich zu einem Experten von außen erklärt und somit in die längst überholte Praxis der Anthropologie als von „oben über andere schreiben“ fallen würde. Andere wiederum, fügt sie hinzu, könnten eine Interpretation als besonders notwendig erachten, um den Kontext zu verdeutlichen und so die Geschichte auch wirklich verstehen zu können. „Underlying this debate is another, is life history primarily „history“ or an exercise in „self-construction“? (Powles 2004: 6)

Das Leben spielt sich innerhalb gewisser Strukturen ab und ist somit konstruiert, ebenso, wie es in historischen Gegebenheiten eingebettet ist. Es ginge nicht darum, zu erfassen, was nun wirklich passiert ist, wie und in welcher Reihenfolge die Ereignisse sich dargeboten haben, wie sie vielleicht ein Journalist oder außenstehender Beobachter beschreiben würde, sondern es geht um die subjektive Darstellung und somit um die Konstruktion der sozialen Geschichte einer Person. Lebensgeschichten beinhalten immer beides, eine historische Komponente und eine selbst-konstruierte. (vgl. Powles 2004: 6)

2.3 Methodisches Vorgehen bei der Analyse der Interviews

Die Analyse der Interviews erfolgte sowohl nach Aspekten der Methode des Kodierens, wie sie in der Grounded Theory beschrieben wird, als auch in Anlehnung an die für Powles (2004) relevanten Aspekte einer Analyse von lebensgeschichtlichen Interviews.

2.3.1 Kodierverfahren nach der Grounded Theory

Beim Prozess des Kodierens werden die Texte als Basis herangezogen, wobei diese kategorisiert und mit dem Kontextwissen der Forscherin/des Forschers in Verbindung gebracht werden, um auf diesem Wege zu einer Herausbildung von Konzepten zu gelangen. Das Kategorisieren der Texte vollzieht sich in einer Gegenüberstellung der verschiedenen Konzepte und der damit verbundenen Textpassagen, wobei es hier zu einem Wechselspiel von theoretischem Vorwissen und empirischen Datenmaterials kommt. (vgl. Titscher et al. 1998: 97)

Offenes Kodieren

Das offene Kodieren, worunter die Grounded Theory einen „Prozess des Aufbrechens, Untersuchens, Vergleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten“ (Strauss/Corbin 1996: 43 zit. in. Titscher et al. 1998: 97) versteht, steht dabei am Anfang des Interpretationsvorganges. Am Beginn stehen Fragen, die sich nach dem Geschehen im Text richten, sowie der Kategorien, die sich aus dem Text heraus ergeben. Solche, im Text direkt erkennbare Kategorien werden In-vivo-Kodes genannt. (vgl. Titscher et al. 1998: 97)

Axiales Kodieren

Der Prozess des axialen Kodierens wird herangezogen, um bereits vorhandene Konzepte genauer zu beleuchten, das dann am Ende zu den eigentlichen Kategorien führt. Dabei werden einzelne Textpassagen genauer interpretiert bzw. mehrere gegenübergestellt und verglichen, wobei sich während des Vorgehens immer mehr herauskristallisiert, welche Kategorien, wie miteinander in Verbindung stehen. (vgl. Titscher et al. 1998: 98)

Selektives Kodieren

Das in Beziehung setzen der unterschiedlichen Kategorien führt in weiterer Folge zu der Herausbildung einzelner Kernkategorien, die wiederum mit anderen Kategorien verbunden werden. „Kernkategorie ist jenes zentrale Phänomen, um das herum alle anderen Kategorien integriert sind“ (Strauss/Corbin 1996: 94 zit. In Titscher et al. 1998: 97)

Titscher et al. verweisen auf vier Fragen von Strauss/Corbin (1996: 94ff), die es bei der Darlegung der Endergebnisse zu berücksichtigen gilt:

- Was ist am Untersuchungsbereich am auffallendsten?

- Was halte ich für das Hauptproblem?
- Was ist der rote Faden der Geschichte?
- Welche Phänomene werden wieder und wieder in den Daten widergespiegelt?

(vgl. Titscher et al. 1998: 97)

2.3.2 Relevante Aspekte der Analyse von lebensgeschichtlichen Interviews nach Powels

Powels zieht unter anderem folgende Schritte für die Interpretation lebensgeschichtlicher Interviews heran. Diese Schritte äußern sich in Fragestellungen, das Interview und die Interviewsituation betreffend, wie auch bezogen auf die Beziehung zwischen ForscherIn und Beforschter/m:

1. Unter welchen Umständen wurde das lebensgeschichtliche Interview geführt?
2. In welcher Situation befand sich die/der InterviewpartneIn zur Zeit des Interviews?
3. Hat der/die interviewte Person ein Trauma erlebt?
4. Was sind die aktuellen, bedeutenden und vorherrschenden Bilder/Vorstellungen oder Themen im lebensgeschichtlichen Interview?

(vgl. Powels 2004)

Powels schließt vor allem im vierten Schritt ihrer Analyse direkt an die zuvor genannten Fragen von Strauss/Corbin an; daher fließt die Beantwortung dieser Frage direkt in den Prozess des Kodierens der dieser Forschungsarbeit zugrunde liegenden Texte der Interviews mit ein.

Die Beantwortung der ersten beiden Schritte findet sich im Kapitel 10. „Durchführung der Datenerhebung“ sowie im Kapitel 10.2. „Reflexion der Interviewsituationen und der teilnehmenden Beobachtungen“. Die Beantwortung der Frage, ob die interviewte Person ein Trauma erlebt hat, findet sich unter dem Kapitel 9.3. „Ergänzende Aspekte einzelner lebensgeschichtlicher Interviews“.

2.4 Teilnehmende Beobachtung

Die Methode der teilnehmenden Beobachtung gilt als Basis der Kultur- und Sozialanthropologischen Forschung. Bei der teilnehmenden Beobachtung geht es im Wesentlichen darum, sich selbst , als ForscherIn, in dem untersuchten Feld so zu bewegen und eine Beziehung zu den AkteurInnen des Feldes aufzubauen, dass man möglichst viel von ihrem Leben erfahren kann,

ohne dass sie sich durch die Anwesenheit der Forscherin/des Forschers gestört fühlen. (vgl. Bernard 2006: 343, 346)

Die mögliche Rolle der Forscherin/des Forschers innerhalb einer Feldforschung kann nach Bernard (2006) in drei verschiedene Rollen unterteilt werden:

1) „complete participant“

Dabei geht es darum, ein Mitglied der Gruppe zu werden, ohne deren Mitglieder über das eigene Forschungsvorhaben in Kenntnis zu setzen.

2) „participant observer“

Die meisten ethnographischen Forschungen werden auf Grundlage der zweiten Rolle durchgeführt, in der der Forscher, die Forscherin die Rolle der teilnehmenden BeobachterIn einnimmt. Dies kann entweder aus der Position einer Person innerhalb der Gruppe geschehen – dann spricht man von „observing participants“ - oder außerhalb der Gruppe, indem man an gewissen Bereichen des Lebens der Beobachteten Mitglieder der Gruppe, teilnimmt - dann spricht man von „participating observers“ und in beiden Fällen jene Aspekte deren Leben betreffend beobachtet und dokumentiert.

3) „complete observer“

Nimmt man die dritte Rolle ein, so geht es darum, die Menschen in ihrem Lebensalltag zu begleiten und dabei ihr Verhalten zu dokumentieren, ohne sich – so weit dies möglich ist – interaktiv zu beteiligen.

(vgl. Bernard 2006: 347)

Flick geht auf die Definition von Denzin (1989b: 157-158) ein, der teilnehmende Beobachtung als eine Kombination verschiedener Methoden, wie die Analyse von Dokumenten, Interviews, Teilnahme und Beobachtung, sowie das Einbeziehen der Rolle des Forschers/ der Forscherin und dessen/ deren Selbstreflexion im Forschungsprozess, versteht.

„Hier sind das Eintauchen des Forschers in das untersuchte Feld, seine Beobachtung aus der Perspektive des Teilnehmers, aber auch sein Einfluss auf das Beobachtete durch seine Teilnahme

wesentliche Kennzeichen“ (Flick 2005: 206)

Dem Prozess der teilnehmenden Beobachtung ist die Tatsache der eingeschränkten Perspektive im Feld inhärent, die eine gleichzeitige Erfassung aller relevanten Aspekte - und in gegebenem Fall der Notation dieser - unmöglich macht.

(vgl. Flick 2005: 208)

Im Fall dieser Forschungsarbeit kam dies in Bezug auf die beschränkte visuelle Perspektive besonders deutlich zum Vorschein, da der Aspekt des Hörens - in einem großteils gebärdensprachigen Umfeld - im Wesentlichen wegfiel. Die visuelle Wahrnehmung und deren Begrenztheit zeigte sich auch im Besonderen bei jenen Interviewsituationen, bei denen zusätzlich zu der interviewten Person andere Familienmitglieder anwesend waren, die sich sowohl außerhalb meines Blickfeldes, als auch außerhalb des der Kamera (da Gebärdensprachen visuelle Sprachen sind, mussten die Interviews mittels Kamera aufgenommen werden) befanden, sich aber auf die eine oder andere Weise immer wieder in das Interview einbrachten, es mir jedoch nur begrenzt möglich war, diese zu verstehen bzw. es anschließend schriftlich festzuhalten.

„Bei der teilnehmenden Beobachtung geht es mehr noch als bei anderen qualitativen Methoden um die möglichst weitgehende „Gewinnung der Innenperspektive“ auf das untersuchte Feld bei gleichzeitiger „Systematisierung des Fremdenstatus“ (Flick 1995c: 154-155), der erst den Blick auf das Besondere im Alltäglichen und in den Routinen im Feld ermöglicht.“ (Flick 2005: 210)

Um die gewünschte Innenperspektive zu erlangen, kann es dazu führen, dass es zu einem völligen Eintauchen, des Forschers/der Forscherin, in die Lebenswelt der Beforschten kommt. Den damit einhergehenden Prozess – der sich jedoch nicht über einige Wochen, oder Monate, sondern meist über Jahre erstreckt - beschreibt Bernard als „going native“. (vgl. Bernard 2006: 348)

Flick thematisiert die Rolle des Forschers/ der Forscherin in Bezug auf die nötige Distanz und gleichzeitigem Eintauchen ins Feld im Sinne eines „going native“, bei dem es unter anderem zu einem Verlust der Rolle des/der kritischen BeobachterIn von außen und einer unreflektierten Übernahme der Einstellungen der Beobachteten kommt. Die Fähigkeit, trotz Nähe zum Feld und zu dessen Akteuren, die Wahrung einer Distanz des „professionellen Fremden“ einzuhalten (vgl. Agar 1980 zit. In Flick 2005: 211) wird dem/ der ForscherIn abverlangt. Flick zitiert in Folge Koepping (1987: 28), der sich in Bezug auf die Eigenschaften, die der/die ForscherIn ins Feld mitzubringen hat, auf jene bezieht, die Simmel für den Fremden betonte: „Er (der Forscher/die Forscherin Anm. der Verfasserin) muss in sich selbst beide Funktionen, die des Engagiertseins und der Distanz, dialektisch verschmelzen können.“ Die Aufgabe der teilnehmenden Beobachtung liege im

„Verstehen mit den Augen des anderen“, durch das der/die Forscherin „das Forschungsobjekt, den anderen nicht zum Gegenstand, sondern zum dialogischen Partner“ macht. (Koepping a.a.O. zit. In Flick a.a.O.)

Als schwierigsten Teil der teilnehmenden Beobachtung versteht Bernard, den, sich einen Zugang zum Feld zu verschaffen. Diesbezüglich führt er fünf Regeln an, die es dabei zu beachten gilt:

- 1) Wenn die Wahl zwischen verschiedenen Orten, im Sinne der Aussicht auf ergiebige Forschungsergebnisse, besteht, sollte man sich für den Bereich des Forschungsfeldes entscheiden, zu dem der Zugang einfacher ist und man möglichst leicht zu den erwünschten Daten gelangt.
- 2) Man sollte genügend schriftliche Dokumente, die Auskunft über die eigene Person, als auch über das Projekt geben, mit sich führen.
- 3) Wenn es möglich ist, sollte man die einem zur Verfügung stehenden persönlichen Kontakte nutzen, um sich einen Zugang zum gewünschten Feld zu verschaffen.
- 4) Man sollte auf etwaige Fragen (ob aus Interesse, oder aus Skepsis bzw. Misstrauen), die eigene Person, das Projekt, die Motivation dahinter und die konkreten Vorhaben und eigenen Ziele betreffend, vorbereitet sein.

In Bezug auf die Präsentation der Rolle der eigenen Person, ist es wesentlich, ehrlich zu sein, sich kurz zu fassen und sich in seinen eigenen Aussagen und seinem Verhalten nicht zu widersprechen – demnach, keine Rolle, als die eigene, zu spielen.

- 5) Es gilt nicht nur die AkteurInnen des untersuchten Feldes zu beobachten und kennen zu lernen, sondern auch deren physisches und soziales Umfeld. Bernard schlägt vor, dieses Umfeld zu erkunden und sich Notizen darüber zu machen, wie es sich für einen selbst anfühlt, sich in diesem zu bewegen, bzw. von diesem umgeben zu sein.

(vgl Bernard 2006: 356-358)

Hauerland (2008) verweist, indem er seinen Blick auf die Methode der Beobachtung wendet, auf den Aspekt unserer Sinneswahrnehmungen, die diese (die Beobachtung) erst ermöglichen und dementsprechend beeinflussen – wobei er hier den ganzen Körper mit einbezieht. Da unsere Sinneswahrnehmungen und Erfahrungen verschieden interpretiert und mit jeweils verschiedenen Bedeutungen versehen werden, ist es nicht möglich – sowohl mental, als auch körperlich – unvoreingenommen zu beschreiben. Diese Komponente der körperlichen Beeinflussung unserer Wahrnehmung innerhalb der Diskussion um Ethnozentrismus und Kulturrelativismus wurde bisher nicht in ausreichender Weise berücksichtigt. In diesem Zusammenhang richtete sich die

Aufmerksamkeit mehr auf die Rolle der eigenen sozialen und kulturellen Einflüsse der/s ForscherIn während der Feldforschung und derer Interpretation. „But that the body itself is a condition and a premise in the experience made is rarely discussed, and perhaps even less – which role the senses play in our predisposed understanding of what a place, a field, or a community is.“ (Hauerland 2008: 121)

Besonders in Bezug auf die Lebenssituation Gehörloser ist es für Hörende immer wieder schwierig, sich ein solches Leben, in dem man auf die visuelle Wahrnehmung – im Sinne Hörender – „beschränkt“ ist, vorzustellen, ein Leben in einer auditiv geprägten Welt, in der die für Hörende wesentliche Sinneswahrnehmung – das Gehör - fehlt. In dieser Vorstellung spiegeln sich nicht nur Ethnozentrismus und Kulturrelativismus wider – sofern in diesen Überlegungen überhaupt von einer Gehörlosengemeinschaft/-Kultur ausgegangen wird -, sondern sie zeigt auch, mit welcher Selbstverständlichkeit wir uns in unserer Welt bewegen und diese wahrnehmen, ohne uns dabei unserer körperlichen Möglichkeiten und Grenzen bewusst zu werden.

Die körperliche Beeinflussung meiner Wahrnehmung wurde mir in diesem Feld vor allem dann bewusst, wenn ich während der Interaktion mit Gehörlosen nicht von meinem gewöhnlichen Zugang – meinem Gehör und meiner Stimme - Gebrauch machen konnte, sondern plötzlich bewusst auf meinen Körper, meine Hände und Arme, meine Mimik und Gestik konzentriert war und angehalten, dies auch von meinem Gegenüber genau zu beobachten. Die Verbindung von Körper und Sprache zeigt sich deutlich in den Gebärdensprachen und welche Bedeutung unsere Körper und Sinneswahrnehmungen in weiterer Folge auf Verständnisse von Ort, Feld, oder Gemeinschaft haben. Dies zeigt sich auch in der translokalen Vergemeinschaftung Gehörloser aufgrund der Möglichkeiten in Gebärdensprache miteinander zu kommunizieren und in ihrer internationalen Vernetzung aufgrund der den Gebärdensprachen gemeinsamen visuellen Wahrnehmung der Welt.

2.5 Durchführung der Datenerhebung

Sowohl die teilnehmende Beobachtung (näheres dazu in Kapitel 10. Reflexion der Interviewsituationen und teilnehmenden Beobachtungen), als auch die Interviews fanden in einem Zeitraum von ca. zwei Jahren statt. Die Methode der teilnehmenden Beobachtung war in diesem Forschungsprozess vor allem für die Kontaktaufnahme zu einigen InterviewpartnerInnen von Bedeutung, als auch während der Interviews, sowie für das Bewerten informeller Gespräche und bot die Möglichkeit, zusätzlich zu den Interviews vertiefende Einblicke in verschiedene Bereiche der gehörlosen Welt zu erhalten.

Alle Interviews wurden mittels Kamera aufgezeichnet. Einige meiner InterviewpartnerInnen waren bereits mit der Situation vertraut, gefilmt und interviewt zu werden. Für andere hingegen stellte das gesamte Setting eine völlig neue Erfahrung dar. Alle InterviewpartnerInnen wussten von meinem Interesse an der Gehörlosengemeinschaft und meinem Vorhaben, mich mit Themen, die Gehörlose betreffen in meiner Diplomarbeit auseinander zu setzen. Wobei dies meines Erachtens automatisch der Fall ist, wenn sich eine hörende Person an eine gehörlose wendet, mit dem Vorhaben, diese zu interviewen. Ich habe ihnen bezüglich des Interviews erklärt, dass es dabei darum geht, dass sie mir einfach erzählen, was ihnen wichtig ist und dass ich sie nicht mittels Fragen durch das Interview leiten werde.

Das Interview mit Interviewpartnerin A war das erste Interview und fand Ende August 2008 in meiner Wohnung in Wien statt und dauerte eine Stunde, wobei ich sie mit einer Kamera filmte. Nachdem ich das Interview transkribiert hatte, vereinbarten wir ein weiteres Treffen, bei dem ich die Gelegenheit hatte, ihr noch ein paar weitere Fragen zu stellen. Das Treffen fand Anfang Oktober 2008, ebenfalls bei mir zuhause, statt und ich zeichnete ihre Antworten auch mit der Kamera auf. Es dauerte ca. zwanzig Minuten. Anschließend zeigte ich ihr die Transkription des vorherigen Interviews, welche wir gemeinsam diskutierten und zu dem Schluss kamen, dass ich diese noch einmal überarbeiten muss. In diesem Arbeitsprozess war ich immer wieder zur Rücksprache mit ihr in e-mail Kontakt. Alle weiteren Interviews transkribierte ich in Folge eigenständig nach dem angeleiteten und unterstützenden Lernprozess, den ich mit Interviewpartnerin A erlebt hatte.

2.5.1 Übersetzungs- und Transkriptionsschwierigkeiten

Im Vorfeld des ersten Interviews stellte sich die Frage, ob meine Gebärdensprachkenntnisse ausreichend sein würden, um das Interview durchzuführen. Meine Zweifel bezogen sich darauf, ob ich ihrer Erzählung in allen Schritten folgen könnte. Es stellte sich heraus, dass dies kein Problem war, da mir (IP) A während des Interviews Vokabeln, die ich eventuell nicht verstehen könnte, entweder buchstabierte, oder sie nochmals wiederholte, um sie mir verständlich zu machen. Ebenso erleichterte mir das Zuschauen und Verstehen, dass sie teilweise ihre Stimme einsetzte und ich so im Gesamten keine Verständnisprobleme hatte.

Der Prozess der Transkription stellte sich dann als eine weitaus größere Herausforderung für mich dar. Auch da war mir ebenfalls der zeitweise zusätzliche Einsatz der Stimmen (sofern meine InterviewpartnerInnen diese einsetzten) eine Hilfe, zumindest dahingehend, dass ich keine Probleme dabei hatte, die Vokabeln zu verstehen. Ich habe mich vor allem während des ersten Transkribierens immer wieder gefragt, ob ich es auch richtig mache. Ich war mir nicht sicher, wie

sehr ich mich nur auf das Sichtbare beschränken sollte, dass heißt, wie sehr ich mich nur an den einzelnen Gebärden orientieren sollte und in wie fern ich schon Übersetzungsarbeit leisten musste, um ihrer Person und ihrem Intellekt gerecht zu werden, da mir bewusst war, dass die Gebärdensprache nicht eins zu eins zu übersetzen ist. Meine Befürchtungen stellten sich dann im Gespräch mit (IP) A, in dem ich ihr meine vorläufige Transkription zeigte, als richtig heraus. Ich hatte das Interview in ÖGS (österreichische Gebärdensprache)-Deutsch transkribiert und nicht in Deutsch. ÖGS-Deutsch bedeutet, dass ich in der Grammatik der Gebärdensprache geschrieben habe und nicht in deutscher Grammatik.

Die Transkription war so nicht zu verwenden, da ich in dem Fall das Negativ-Prestige der Gebärdensprache und damit die Vorurteile gegenüber Gehörlosen, dass sie nicht fähig wären, komplex zu denken, verstärkt hätte. Dies wäre weder im Interesse meiner Interviewpartnerin, noch in meinem Interesse gewesen.

Ich verstand sofort, was sie meinte, dennoch verdeutlichte sie es mir nochmals an einem Beispiel. Ich sollte mir vorstellen, ich würde ihr ein Interview in Gebärdensprache geben und sie würde dann so eine Transkription weitergeben. So wie ich gebärde, würde ich mich in Lautsprache nicht ausdrücken und ebenso ist es bei (IP) A und auch allen weiteren InterviewpartnerInnen.

Interviewpartnerin A merkte an, dass das vielleicht in einigen Jahren möglich wäre, solch eine ÖGS-Transkription zu verwenden, wenn die Menschen mehr über die Gebärdensprache Bescheid wüssten und darüber wie sie aufgebaut ist, ihrer Struktur und Grammatik, dass es aber aus heutiger Perspektive ein falsches Bild vermitteln würde.

Unsere Überlegung war nun folgende: entweder ich würde mir eine(n) DolmetscherIn organisieren, die mir das Interview „voicen“ würde, oder ich würde es selbst noch einmal versuchen und sie würde im Anschluss beurteilen, ob sie sich so repräsentiert fühlt, oder nicht. Wir entschieden uns dafür, dass ich es noch einmal versuchen sollte. Interviewpartnerin A wies mich darauf hin, dass ich mich in sie hineinversetzen müsse und überlegen, wie sie es s a g e n würde. Nach einer nochmaligen intensiven Auseinandersetzung gelang mir schließlich eine Übersetzung, die ihren Ansprüchen und meinen gerecht wurde. Nun konnte ich das Interview verwenden.

Ich möchte jedoch anmerken, dass ich es ohne ihre Hilfe nicht geschafft hätte. (IP) A erklärte sich bereit, mir die Transkription Korrektur zu lesen und dass ich mich bei eventuellen Unklarheiten oder Verständnisproblemen an sie wenden könnte. Alle weiteren Interviews habe ich ebenfalls eigenständig transkribiert, jedoch mit Wissen meiner InterviewpartnerInnen, dass ich diese alleine und nicht von einem/r DolmetscherIn übersetzen lassen würde. Demnach habe ich auch nur Ausschnitte der Interviews verwendet, bei denen ich mir sicher bin, dass ich ihren Inhalt richtig verstanden habe.

3 Theoretische Grundlagen zur Migration

3.1 Migrationsforschung

In der Auseinandersetzung mit Migrationsphänomenen müssen all jene Personen, Gesellschaften und Orte miteinbezogen werden, die in einen Migrationsprozess eingebunden sind. So betrifft Migration beispielsweise nicht nur jene Personen, die tatsächlich emigrieren, sondern auch jene, die nicht emigrieren; Ebenso beeinflusst Migration sowohl die Herkunfts- als auch die Aufnahmegesellschaft, so wie jene Orte und Gesellschaften, in bzw. zwischen denen sich MigrantInnen auf dem Weg dahin bewegen.

(vgl. Strasser, 2009: 15f)

In der Migrationsforschung entstanden seit den 1980er Jahren im Zuge der zunehmenden Globalisierung neue Praktiken und Konzepte im Umgang mit Migration. So auch innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie. Die Auseinandersetzung der Migrationsforschung mit der Diaspora und mit dem Ansatz des Transnationalismus zeigte unter anderem neue Zugängen für die Betrachtung und Erforschung von Strukturen und Handlungen im Migrationsprozess auf. Nach Kearney (1995) beschreibt Globalisierung „soziale, wirtschaftliche, kulturelle und demographische Prozesse, die innerhalb von Nationalstaaten stattfinden, diese aber zugleich transzendieren“ (zit. in Ackermann 1997: 17)

Der traditionell gebrauchte statische und in sich geschlossene Kulturbegriff wurde in Frage gestellt, ebenso wie die vorherrschende Denkweise in binären Codes. Es wurde versucht, das Denken in Dichotomien von Herkunftsland vs. Aufnahmeland, hier vs. dort, Einheimische vs. Fremde, Land vs. Stadt, usw. und eine Vorstellung von Migration als einer „Reise“ von A nach B zu durchbrechen.

Nancie Gonzalez (1961) unterscheidet 5 Typen von Migration und Lohnarbeit: „seasonal“, „temporary“, „nonseasonal“, „recurrent“, „continuous“, „permanent“ und fügte „conflict migration“ noch als sechsten Typ hinzu (zit. In Bretell 2000: 99).

Strasser erwähnt in ihrem Artikel – in dem sie auf Treibel (2008) Bezug nimmt –, dass Migrationen aufgrund ihrer vielfältigen Gründe, nach räumlichen, zeitlichen und kausalen Gesichtspunkten differenziert werden können. Räumlich wird zwischen „internationaler“, „interner“, oder „intranationaler“ bzw. „Binnenmigration“ unterschieden.

Als zeitliches Unterscheidungskriterium verwendet man Begriffe wie „permanente/dauerhafte Migration“ und „temporäre/begrenzte Migration“, wobei bei temporärer Migration auch die Untertei-

lung in „zirkuläre Migration“ und „Pendelmigration“ erfolgt. Darunter fällt jenes Moment, dass MigrantInnen vermehrt zwischen ihrem Herkunftsland und einem oder mehreren Aufnahmeländern pendeln. (vgl. Strasser 2009: 17ff) Diese Unterscheidung bezieht sich ebenso auf die zuvor genannte Aufhebung des Verständnisses von Migration als einer „Reise“ von A nach B.

Auch der Begriff MigrantInnen wird nach verschiedenen Kriterien differenziert. Zum einen wäre hier die Unterscheidung in „freiwillige“ und „erzwungene“ MigrantInnen; in „politisch motivierten“ und „wirtschaftlich motivierten“ MigrantInnen sowie in „legalen“ und „illegalen“ bzw. „irregulären“ MigrantInnen. Hinzu kommen Personen, die sich in erster Linie aufgrund sozialer Beweggründe zur Migration entscheiden. Aufgrund der vielschichtigen Überschneidungen dieser Kategorien erscheint eine genaue Festlegung jedoch als schwierig und ungenau. So gilt es etwa bei den scheinbar individuell getroffenen Entscheidungen zur Migration zu beachten, welchen Einfluss bestehende soziale Beziehungen und Netzwerke, Familie und der jeweilige Haushalt auf diese haben. (vgl. Strasser, 2009: 20)

Innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie kam es im Zuge des Interesses an Migrationsprozessen zu einer Hinterfragung des Kulturbegriffes bzw. dessen „Ortsgebundenheit“ insbesondere im Kontext des Transnationalismusansatzes. In kultur- und sozialanthropologischen Arbeiten zu Migration ist die aktive Rolle der MigrantInnen im Rahmen der Migrationsprozesse wesentlich, womit deren verschiedenen Strategien und Handlungsspielräume in den Vordergrund rücken.

Hinsichtlich des raschen Anwachsens der Einwanderungszahlen stellten sich die Fragen nach Assimilation bzw. Ethnizität neu. Es kam zu einer Abwendung des Assimilationsparadigmas und einer Konzentration auf die Anerkennung von Differenzen und einer Analyse ihrer Konstruktion.

3.1.1 Der Transnationale Forschungsansatz

„Studien zu Transnationalismus versuchen (...) zu erforschen, wie transnationale Prozesse Machtverhältnisse, kulturelle Konstruktionen, ökonomische Interaktionen und soziale Organisationen in bestimmten lokalen Zusammenhängen beeinflussen bzw. ob und wie lokale Vorstellungen transnationale Prozesse prägen.“ (Strasser 2009: 78)

Mit dem Forschungsansatz der Transnationalen Studien rücken soziale Beziehungen über nationale Grenzen hinweg in den Mittelpunkt des Interesses. Es kommt es zu einem verstärkten Zusammentreffen und Nebeneinander von verschiedenen und einander oft fremden Lebensentwürfen. Ansätze der Kultur- und Sozialanthropologie betrachten unter anderem diese unterschiedlichen Lebensentwürfe von MigrantInnen, die sich innerhalb eines Nationalstaates und

über dessen Grenzen hinweg entwickeln und gegenseitig beeinflussen. Transnationale Beziehungen verändern auch die Sichtweise und das Erleben von Zugehörigkeit oder „belonging“, wobei hier belonging nicht nur den physischen Bezugspunkt zu Orten und der damit verbundenen Erfahrungen meint (‘being’), sondern auch ein darüber hinaus reichendes, weiteres Verständnis von „sich nach etwas oder jemand, nach einem Gefühl zu sehnen“ (‘longing’), mit dem bestimmte Bilder und Vorstellungen verbunden sind. (vgl. Strasser 2009: 70)

Die heterogenen Lebensentwürfe werden von den sozialen Akteuren mitgestaltet und sind somit auch Ausdruck der Handlungsfähigkeit von MigrantInnen. Deren Betrachtung macht deutlich, dass es bei MigrantInnen um weitaus mehr geht, als beispielsweise um Fragen von Integration im Sinne einer Assimilation in die Aufnahmegesellschaft. (vgl. Strasser 2009: 73)

„MigrantInnen streben nämlich weder ausschließlich nach Assimilation, noch nach sozialer und kultureller Grenzziehung, sondern leben soziale Beziehungen über nationale Grenzen hinweg, wodurch sie mindestens zwei Gesellschaften in ein soziales Feld zusammenführen.“(Strasser 2009: 74)

Dies trifft bei Gehörlosen bereits ohne Migrationserfahrung zu, da es durch die Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft, des Lebens in der hörenden Mehrheitsgesellschaft und der parallelen Sozialisation (beziehungsweise ist es meist – zumindest bei Gehörlosen mit hörenden Eltern so, dass die Sozialisation in die hörende Gesellschaft der Sozialisation in die gehörlose Gemeinschaft vorausgeht, und es erst mit dem Zeitpunkt des Kontakts zu anderen Gehörlosen und deren Gemeinschaft zu einer Sozialisation in diese Gruppe kommt) ebenfalls zu einem Nebeneinander, Ineinander, und dem Versuch, beide Lebensentwürfe miteinander zu vereinen, kommt. So führen gehörlose MigrantInnen sowohl hörende als auch gehörlose Lebensentwürfe innerhalb ihres Herkunftslandes, als auch die hörenden und gehörlosen Lebensentwürfe innerhalb des Aufnahmelandes zusammen und verbinden, - wenn man das weiter denkt-, mindestens vier Gesellschaften in einem sozialen Feld zusammen. Im Kapitel 8.2. kommt es zu einer Darstellung eben dieser verschiedenen Lebensentwürfe meiner InterviewpartnerInnen, sowie deren Zusammenführung im Kapitel 8.2.3.

Strasser fügt hinzu, dass Robert Smith (1998) und Goldring (1998) den Begriff „translocalities“ anstelle von „transnational“ einführen, und damit die Bedeutung von lokalen Bezugspunkten aufzeigen, anstatt sich weiterhin primär auf ein Denken in nationalstaatlichen Grenzen zu stützen. Smith und Goldring verweisen hier auf einen interessanten Aspekt, der sowohl für Gehörlose mit,

als auch ohne Migrationserfahrung zutreffend erscheint: Es sind nicht immer nationalstaatliche Grenzziehungen, nach denen sich Zugehörigkeiten zuordnen lassen bzw. in denen sich MigrantInnen positionieren und identifizieren, das Gefühl der Zugehörigkeit, das an bestimmte Regionen, oder Orte gebunden ist, kann eine weitaus größere Bedeutung einnehmen, als die Zugehörigkeit zu einem oder mehreren Nationalstaaten. (vgl. Strasser 2009: 80)

In Bezug auf Gehörlose wird unter anderem im Kapitel 8.2.2.2. Eintritt in die Schule - „rite the passage“ / Schule als Orte der Vergemeinschaftung und im Kapitel 8.2.2.6. Der translokale Charakter der Gehörlosengemeinschaft – Communitybuilding darauf eingegangen, welche Bedeutung Orte für die Zugehörigkeit und Gemeinschaftsbildung haben. Hier wird deutlich, dass nationale Zugehörigkeiten weitaus weniger Beachtung geschenkt wird, als der vergemeinschaftlichen Tatsache der Identifikation mit der Gehörlosengemeinschaft und dem Zusammenhang dieser Identitätsentwicklung mit dem Ort, bzw. mehreren Orten (zB: Vereine, internationale Treffen) an dem diese stattfindet.

3.1.2 Coequality and Transnational Studies

Deaf Studies haben Gehörlose meist innerhalb einzelner nationaler Communities beschrieben und diese beschränkte Sichtweise führte dazu, dass sie meist mit anderen nationalen Minderheiten und unterdrückten Gruppen verglichen wurden und werden. Dabei wurde nicht beachtet, dass sich Gehörlosen Communities oft über nationale Grenzen hinweg vergemeinschaften. Das bedeutet jedoch nicht, dass innerhalb der transnationalen Interaktionen zwischen Gehörlosen nationale Grenzen und nationale Identitäten keine Rolle spielen, vielmehr zeigt es, so Murray, dass Gehörlose aus den verschiedenen Nationen und Lokalisationen trotz ihrer individuellen, kulturellen und nationalen Unterschiede Gemeinsamkeiten aufweisen. Diese Gemeinsamkeiten ergeben sich aufgrund der Tatsache, dass sie in einer visuellen Community leben, die sich über nationale Grenzen hinweg konstituiert/erstreckt, während sie gleichzeitig Teil der jeweiligen auditiven, nationalen Community sind und innerhalb ihrer Lebenswirklichkeiten voneinander unabhängige Leben leben und individuelle Erfahrungen machen.

(vgl. Murray 2008: 101)

In den temporär geschaffenen Orten der Vergemeinschaftung treffen sich Gehörlose und schaffen eine Umgebung, in der Gehörlos-sein selbstverständlich ist.

Im Zentrum der translokalen gehörlosen Räume steht „coequality“ für die Aufrechterhaltung und

Forderung eines gleichberechtigten Nebeneinander in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft. Innerhalb der transnationalen Community geht es bei „coequality“ um die Berücksichtigung der Vielfalt innerhalb der globalen gehörlosen Welt und der Schnittstelle der Interaktionen mit den hörenden Gesellschaften. Gehörlose vereinen und inkorporieren nach diesem Verständnis sowohl Teile und Aspekte der Mehrheitsgesellschaft, in der sie leben, als auch von transnationalen Kontakten anderer Gehörloser.

(vgl. Murray 2008: 104)

Murray macht deutlich, dass es bei der Betrachtung von Gemeinsamkeiten wichtig ist, nicht in eine teleologische Sichtweise zu geraten und eine Gehörlosengemeinschaft als Richtlinie heranziehen, zu der sich alle anderen unweigerlich entwickeln werden. Gemeinsamkeiten sollten als Erscheinungsformen von bestimmten Phänomenen betrachtet werden, die auch über nationale Grenzen hinweg sichtbar werden und nicht in einer evolutionistischen Sichtweise einer historischen Entwicklung. Laut Murray ist es einfacher, nationale Unterschiede herauszuarbeiten, als transnationale Gemeinsamkeiten zu verstehen. Bei der Betrachtung von Unterschieden sollten nationale, geographische, soziale, ethnische und ökonomische Hierarchien, die diese transnationalen Interaktionen von Gehörlosen mitbestimmen, nicht außer Acht gelassen werden.

(vgl. Murray 2008: 106f)

„Deaf people today still affirm the ability of Deaf people to live Deaf-centered lives while simultaneously exploring different forms of coequality with non-Deaf societies. This overlapping duality of cultural distinctiveness and individual assimilation is a dominant organizing principle of the contemporary Deaf world.“(Murray 2008: 107)

3.2 Migration und Integration

Sowohl im alltäglichen Gebrauch, als auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bleibt die Antwort auf die Frage nach der genauen Definition des Begriffs Integration unklar. Integration im Sinne von Assimilation bedeutet eine einseitige Anpassung der MigrantInnen an die Aufnahmegesellschaft und steht somit einer Anerkennung von Differenzen entgegen. Der Begriff der Integration lässt jedoch eine Reihe von Interpretationen zu und bewegt sich zwischen den unterschiedlichen Auffassungen von einem möglichen Zusammenleben von MigrantInnen und Mehrheitsgesellschaft, bei denen es um Fragen des Verhältnisses von Anpassung bzw. der Bewahrung eigener kultureller und anderer Besonderheiten der MigrantInnen geht. (vgl. Strasser,

2009: 23f)

Strasser (2009) nennt in ihrem Artikel die vier Ebenen des Integrationsprozesses nach Heckmann (2003):

- „strukturelle Integration“ meint den Erwerb von Rechten und Zugang zum Arbeitsmarkt und zentralen Institutionen;
- „kulturelle Integration“ bezieht sich auf Veränderungsprozesse in Bezug auf Einstellungen und Verhalten;
- „soziale Integration“ umfasst soziale Beziehungen und das Engagement in Netzwerken und Vereinen;
- „identifizierende Integration“ schließlich zeigt sich in Form von Zugehörigkeit und Identifikationen. Integration wird dabei als interaktiver Prozess zwischen MigrantInnen und der Gesellschaft verstanden, in dem jedoch die Aufnahmegesellschaft mehr Macht und Prestige besitzt.

(Strasser 2009: 24)

Diese Unterscheidung in strukturelle, kulturelle, soziale und identifizierende Integration erscheint m.E. sowohl in Bezug auf Gehörlose mit Migrationshintergrund, als auch auf Gehörlose ohne solchen relevant. Wobei es hier gilt, zwischen der Integration in die jeweilige Gehörlosengemeinschaft und die der hörenden Mehrheitsgesellschaft zu differenzieren.

- „In den offiziellen österreichischen Kategorisierungen von Statistik Austria verweist die Bezeichnung „Personen mit Migrationshintergrund“ auf Menschen, deren beide Elternteile nicht in Österreich geboren wurden. Diese Gruppe wird weiters unterteilt in „MigrantInnen der 1. Generation“, das sind Personen, die im Ausland geboren sind, und in „MigrantInnen der 2. Generation“, das sind Kinder von zugewanderten Personen, die selbst in Österreich geboren sind (vgl. Statistik Austria, www.statistik.at).“ (Strasser 2009: 21)

Wird Integration in dem Sinne verstanden, dass es sich dabei um ein gegenseitiges Beziehungsverhältnis handelt, in dem sowohl Angehörige von Minderheiten, als auch die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft sich gegenseitig anpassen und es so zu Veränderungen der Gesellschaft in beiden Richtungen kommt, so gilt eine Beteiligung an diesem Prozess von beiden Seiten als Voraussetzung. Solange MigrantInnen der gleiche Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen wie Arbeit, Bildung und Wohnen und die politische und gesellschaftliche Partizipation

nicht in dem Maße ermöglicht wird, wie es bei den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft der Fall ist, so sind auch die individuellen und kollektiven Handlungsspielräume und Kompetenzen der MigrantInnen eingeschränkt und dies verhindert somit eine Integration, die auf Basis von Chancengleichheit und Gleichberechtigung verwirklicht werden könnte. (vgl. Strasser, 2009: 25)

„Aktuelle politische Diskurse und politische Maßnahmen in Europa gehen offensichtlich nach wie vor von einem mehr oder weniger linearen Weg von Integration aus, wobei sie das komplexe Wechselspiel von Kulturation, Identifikation, sozialem Status und Interaktion von Individuen ignorieren, welche viel diversifiziertere und unterschiedlichere Realitäten schaffen, als ein linearer Prozess zwischen „ImmigrantInnen“ zu „Aufnahmegesellschaft“ implizieren würde“ (vgl. Lindo 2005 in Strasser 2009: 25)

3.2.1 „zwischen zwei Stühlen“

Die Bezeichnung „zwischen zwei Stühlen“ findet sich immer wieder – in der Literatur der verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen -, wenn es um die Darstellung der Situation von Kindern der 2. Generation von MigrantInnen geht. Diesbezügliche sozialwissenschaftliche Forschungen im deutschsprachigen Raum erstrecken sich über mehrere Disziplinen und können, dem deutschen Sozialwissenschaftler und Sozialpädagogen Geisen zufolge, in mehrere Phasen, unterteilt werden. Die erste Phase ist in den 1970er bis 1980er Jahren anzusiedeln und ist durch das Paradigma „Andersheit als Defizit“ gekennzeichnet, das sich in der „Kulturkonfliktthese“ widerspiegelt. Die „Kulturkonfliktthese“ geht davon aus, dass die Kinder aufgrund der sich gegenüberstehenden miteinander nicht vereinbaren verschiedenen Kulturen, einen Nachteil hätten und unter hoher psychischer Belastung litten. Zusätzlich komme es im Aufnahmeland zu Erfahrungen struktureller Diskriminierung, die die schwierige Situation noch verschärfe. Tomic und Streissler kontrastieren: „Ohne die Relevanz eines Spannungsfeldes zwischen verschiedenen Wertsystemen, Sprachen, Lebensentwürfen etc. für MigrantInnen der 2. Generation zu leugnen, ist es aus der kultur- und sozialanthropologischen Sicht wesentlich, dem der Kulturkonfliktthese impliziten essentialistischen Kulturbegriff Einhalt zu gebieten.“ (Tomic/Streissler 2009: 194f)

Die zweite Phase, die mit den 1980er Jahren einsetzt, verlagert ihr Augenmerk weg von dem negativ behafteten Defizitgedanken, hin zu einem positiven Verständnis von „Differenz“. Dieser Ansatz birgt jedoch gefährliche Tendenzen eines „naiven Multikulturalismus“. (O.a.a. 2009: 195) In der dritten Phase, die mit Beginn der 1990er Jahre einsetzt, geht es laut Geisen um „eine differenzierte Analyse von Lebenswelten und Sozialisationsprozessen jugendlicher MigrantInnen. (...) die Pluralität der jugendlichen Lebenswelten und Sozialisationsprozesse aufzuzeigen und sie in

Hinblick auf ihre soziale und kulturelle Produktivität hin zu untersuchen.“ (Geisen 2007: 38 zit. In: Totic/Streissler 2009: 195)

In den Erziehungswissenschaften wird in Folge des beginnenden Multikulturalismuskurses in den 1990er Jahren der Fokus auf die kulturellen Schwierigkeiten und Identitätsprobleme der MigrantInnen gelegt. Dabei war – (vor allem auch in der Darstellung der Situation von MigrantInnen in Schulbüchern) – immer wieder davon die Rede, dass MigrantInnenkinder “zwischen zwei Stühlen” sitzen. (vgl. Höhne 2001: 207)

Dieses Bild eines Lebens “dazwischen” findet sich auch immer wieder in der Literatur, die sich mit Themen rund um Gehörlosigkeit beschäftigt. Gehörlose befänden sich **zwischen** zwei Welten; der “hörenden Welt” und der “gehörlosen Welt”. Die Betonung liegt bei dieser Betrachtung zumeist auf der Problematik dieser Situation und selten werden die positiven Aspekte, die ein Leben **in** mehreren sprachlichen und kulturellen Systemen/Welten mit sich bringen kann, genannt. Es gilt vielmehr hervorzuheben, dass ein Leben in zwei oder mehreren verschiedenen kulturellen und sprachlichen Systemen durchaus eine Bereicherung und eine zusätzliche Ressource darstellen kann, das durch gezielte Förderung, Anerkennung und Wertschätzung auch positive Auswirkungen nicht nur auf das einzelne Individuum, sondern auf die ganze Gesellschaft haben kann und in vielen gesellschaftlichen Bereichen von großem Nutzen ist.

Kinder und Jugendliche der 2. Generation von MigrantInnen bewegen sich ebenso wie Gehörlose innerhalb verschiedener Welten und können zwischen diesen pendeln und eine Vermittlerrolle einnehmen. (vgl. Totic/Streissler 2009: 189) Totic und Streissler nehmen den Gedanken von Amit-Talai (1995) auf, nachdem im Grunde alle Menschen „multikulturell“ sind, da sie sich als AkteurInnen, in verschiedenen Kulturen, sei es nun die der Kinder, der Jugendlichen, oder die der Erwachsenen, bewegen. In Folge verweisen Totic und Streissler darauf, dass sich die strukturellen Rahmenbedingungen von Kindern und Jugendlichen der 2. Generation mit denen der Kinder und Jugendlichen ohne Migrationserfahrung im wesentlichen ähneln, sowie sie auch gemeinsame kulturelle Erfahrungen teilen, die ihnen mehr Gemeinsamkeiten zuschreiben, als dies eine kulturrelativistische Sicht, die diese Kinder „zwischen den Kulturen“ angesiedelt sieht, zulässt. So haben hörende, wie auch gehörlose MigrantInnen und hörende, wie auch gehörlose Kinder und Jugendliche der selben Generation Gemeinsamkeiten (wobei die Schnittstelle der Gemeinsamkeiten von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich aussehen mag), die sich in struktureller Hinsicht vor allem darauf beziehen, dass sie in unterschiedlicher Intensität von anderen kontrolliert und dominiert werden und demnach in ihrem Handlungsspielraum eingeengt werden. Der Blick auf diese

Einschränkungen soll jedoch nicht den auf ihre Rolle als soziale AkteurInnen verdecken.

(vgl. Tasic/Streissler 2009: 189)

Damit es zu einem Leben **in** beiden Welten kommen kann, müssen auch die Möglichkeiten wahrgenommen werden bzw. vorhanden sein, an diesen kulturellen Welten teilzunehmen.

“Nicht an einer gegebenen Kultur teilnehmen zu können, bedeutet eine Amputation der Lebensmöglichkeiten und der Fähigkeit, überhaupt praktisch agieren zu können (Winkler 2006: 30)“.

Die Tatsache, dass sich Österreich selbst nicht als Migrationsland definiert, beeinflusst die Situation der Kinder und Jugendlichen der 2. Generation von MigrantInnen, die in Österreich nach wie vor deutlich durch strukturelle Diskriminierung, vor allem in den Bereichen Bildung und Arbeit, geprägt ist. Tasic und Streissler nehmen Bezug auf die Kultur- und Sozialanthropologin und Politikwissenschaftlerin Herzog-Punzenberger, die im Rahmen des Projekts `The Future of Second Generation in Europe` zu folgenden Ergebnissen kommt: „In Österreich werden durch ein Ineinandergreifen eines stark selektiven Schulsystems und eines relativ geschützten Arbeitsmarktes zwei ethnisierte Gruppen (TürkInnen und Ex-JugoslawInnen) reproduziert, die in der Regel bildungsfern bleiben und die untersten Positionen am Arbeitsmarkt einnehmen.“ (Tasic/Streissler 2009: 199)

Diese strukturelle Diskriminierung betrifft Gehörlose (Kinder und Jugendliche) – sowohl mit, als auch ohne Migrationshintergrund und in diesem Sinne kann man von gehörlosen MigrantInnen der 2. Generation – nicht wie von der „hörenden“ 2. Generation als doppelt marginalisiert (vgl. Tasic/Streissler 2009: 199) – sondern sogar von einer dreifachen Marginalisierung sprechen, werden sie doch zusätzlich zur Definition „Nicht-Erwachsene“ (O.a.a.) und „Nicht-Angehörige“ (O.a.a.) der Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft, auch als „Nicht-Hörende“ definiert.

Für Gehörlose zeigt sich, dass die Teilnahme am Leben der Mehrheitsgesellschaft ebenfalls nicht voll gegeben ist, wobei dies nicht alleine auf die strukturellen und sprachlichen Barrieren zurück zu führen ist. Vielmehr liegt der Ausschluss in bestehenden Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft, die den Gehörlosen fehlende Kompetenzen und mangelnde Fähigkeiten zuschreiben, die ihnen Möglichkeiten der vollen Teilnahme verwehren. Das Bewusstsein des Gehörlos-Seins in einer auditiv geprägten Welt bedeutet neben der Erkenntnis von Grenzerfahrungen die Erfahrung eines Zugehörigkeitsgefühls zur Gehörlosengemeinschaft – ein Bewusstsein des Anders-Seins, das nicht durch Defizite gekennzeichnet ist, sondern durch eine eigene Sprache, einer Gemeinschaft, in der

man sich wohl fühlen, seine gehörlose Identität stärken und so zu mehr Selbstsicherheit gelangen kann und sich so einem Leben in der hörenden Welt stellen und sich auch mit dieser auseinandersetzen kann.

Die Situation Gehörloser ist im Bildungssystem immer noch von Erziehungs-Praktiken dominiert, die eine orale Erziehung – d.h. Eine Erziehung, die in erster Linie auf eine gute lautsprachliche Entwicklung orientiert ist – in den Vordergrund stellen, mit der ebenfalls eine „Assimilation an Ideale und Sichtweisen der Hörenden“ einhergeht. Die Existenz einer Gehörlosengemeinschaft als sprachliche und/oder kulturelle Minderheit ist bei einem Großteil der hörenden Gesellschaft nicht vorhanden. (vgl. Jarmer 1997: 101)

Auch die Anerkennung der Österreichische Gebärdensprache im Jahr 2005 , hat in kultureller Hinsicht und vor allem in bildungspolitischer Sicht nicht viel bewirkt. Die lautsprachliche Entwicklung steht immer noch im Vordergrund des Interesses und die Gebärdensprache ist teilweise noch negativ konnotiert und findet keinen Einzug als Unterrichtssprache im Regelschulwesen.

„Unter dem Vorzeichen Gehörlosigkeit betrachtet, gelten (die Gehörlosen, Anm. d. Verf.) als soziale Größe lediglich im Sinne einer Merkmalsgruppe. Ein aus der Gebärdensprache ableitbarer Anspruch auf kollektive Identität im Sinn sprachlicher und kultureller ‚Minderheit‘ wird ihnen daher von vornherein aberkannt.“ (List 1994: 152 zit. In: Jarmer 1997: 101f)

Winkler beschreibt Möglichkeiten für die Anwesenden in einer Kultur, die Teilhabe an pluraler Kultur zu gewährleisten und dem Anspruch an die Gesellschaft, diese zu verwirklichen.

„Wer politische Präferenzen durchsetzen will, muss aber Verfahrensweisen entwickeln, die solches legitimieren, dann darauf achten, dass alle Anwesenden an den politischen Entscheidungen mitwirken können. Hier schließt die Debatte um Sprachen an: Jede/r muss die Möglichkeit haben, die in einer Kultur gegebenen Sprache sich zu eigen zu machen, um sich in dieser zu verständigen und so seine politischen Rechte geltend zu machen.“ (Winkler 2006: 31)

„Integration gestaltet sich als doppelbödig. Der/die Gehörlose ist häufig nur äußerlich in das gesellschaftliche Geschehen einbezogen. Jenseits dessen, was zum Vollzug der jeweiligen Funktion erforderlich ist, tun sich bei fast jedem/r Lücken des Nicht-Verstehens und der Unkenntnis auf. (...) Handlungsspielräume werden dadurch eingeengt. Die Kommunikationsbarriere schließt vom unmittelbaren Verstehen, von direkter gesellschaftlicher Praxis und politischer Arbeit aus. Das Verständnis gesellschaftlicher Vorgänge bleibt vermittelt. Was die Gesellschaft bewegt, dringt meist

nur verwässert und mit einiger Verspätung zu den Gehörlosen durch.“ (Ebbinghaus/Hessmann 1989: 13-35 zit. In: Jarmer 1997: 238)

In der von mir recherchierten Literatur habe ich bis dato keine Informationen über die Situation von gehörlosen MigrantInnen gefunden. Mein Vorhaben beschränkt sich diesbezüglich darauf, vorhandene Literatur und Theorien zu kontrastieren und so einen möglichen Vergleich aufzustellen und die Ähnlichkeiten und Unterschiede von MigrantInnen und Gehörlosen herauszuarbeiten.

Ahrbeck nimmt eben solch einen Vergleich auf und schickt vorweg, dass die Situation von MigrantInnen der ersten und zweiten Generation zwar nicht direkt mit der Situation Gehörloser vergleichbar ist und sich dennoch Gemeinsamkeiten, aber eben auch Unterschiede finden. Einen eklatanten Unterschied sieht er in dem Umstand, dass es Gehörlosen – im Gegensatz zu MigrantInnen – nicht möglich ist, sich völlig in die Welt der Hörenden zu integrieren bzw. dass eine völlige Assimilation in Form einer vollen Aneignung der hörenden Welt nicht möglich ist. Begründet wird diese Aussage darin, dass die Lautsprache immer eine fremde Sprache für Gehörlose bleibt. Gehörlose können die Lautsprache nicht im gleichen Ausmaß erlernen, wie dies MigrantInnen möglich ist. Da es für MigrantInnen weitgehend möglich ist, die Sprache „der neuen Welt“ vollständig zu erlernen, sei auch eine Integration mehr oder weniger möglich. Ahrbeck folgert daraus, dass das Gefühl der Fremdheit/des Fremdseins, das zwar auch bei MigrantInnen, die in der Sprache des Aufnahmelandes kompetent sind, eine Rolle spielt, aber demnach nicht mit dem Gefühl des Fremdseins von Gehörlosen vergleichbar ist, das diese empfinden, wenn sie aus einer „umfassenderen und differenzierten Kommunikation von Hörenden ausgeschlossen sind, (...)“ (Ahrbeck 1997: 185).“ Im Gegensatz zu MigrantInnen kann man bei Gehörlosen nicht davon sprechen, dass sie in zwei völlig unterschiedlichen Kulturen leben, da sie als Teil der Mehrheitsgesellschaft auch in dieser sozialisiert wurden, dennoch herrscht ein starkes Spannungsfeld zwischen der hörenden und der gehörlosen Welt, das sich durch die kommunikative Begrenzung ausdrückt. (vgl. Ahrbeck 1997: 185)

Meines Erachtens drückt sich das Spannungsfeld viel stärker im gegenseitigen Nicht-Wissen voneinander aus, als in den verschiedenen Sprachen. Ahrbeck knüpft in seiner Analyse Integration direkt an die Kompetenzen der Sprache und geht von einem einseitigen Integrationsverständnis aus, in dem er die Sprache als einzige Möglichkeit zur Integration sieht. Fremdheit liegt nicht nur in der Sprache, sondern auch viel im gegenseitigen Unwissen.

3.3 Migration und Identität

3.3.1 Theoretische Auseinandersetzung mit Kultur und Identität

Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff Kultur bietet die Möglichkeit, sich der „normativen Implikationen“, die mit einer Betrachtung von Kultur einhergehen, bewusst zu werden und diese reflektiert zu betrachten. (vgl. Winkler 2006: 15)

„Der Begriff der Kultur ist ein Wertbegriff. Die empirische Wirklichkeit ist für uns „Kultur“, weil und sofern wir sie mit Wertideen in Beziehung setzen, sie umfasst diejenigen Bestandteile der Wirklichkeit, welche durch Beziehung für uns bedeutsam werden, und nur diese“ (Weber 1988: 175 zit. In Winkler 2006: 15).

Winkler verweist in seinen Überlegungen darauf, dass die Möglichkeit, kulturelle Muster und Phänomene in Frage stellen zu können, unverzichtbar ist, wenn es um „kulturelle Praxis oder eine Praxis der Kultur“ geht. Sei dies nicht der Fall, so habe man es laut Winkler viel mehr mit „Abrichtung, Dressur oder Determinismus“ zu tun (Winkler 2006: 16).

Handelt es sich um kulturelle Praktiken einer Kultur- etwa der Gehörlosen-Kultur-, die sich als solche noch mitten im Prozess der Anerkennung und Erarbeitung einer Bewusstmachung der eigenen Kultur befindet, bedarf es m.E. einer weitaus sensibleren kritischen Betrachtungsweise. Dennoch ist auch, oder gerade hier, eine kritische Betrachtung nötig, die die Sicht der beteiligten AkteurInnen und ihre Wahrnehmungen von der Welt und ihre Realitäten miteinbezieht und sie damit die Möglichkeit haben, sich in einem solchen Diskurs selbst repräsentieren zu können.

Im Sinne Wimmers verlange die „zugespitzt postmoderne Situation (...) ein Denken der Alterität, stelle Differenzen und Alternativen in den Fokus der Reflexion und erlaube „Multiperspektivität und Grenzverflüssigung“. Dies bezeichne den notwendig unsystematischen Kern einer Kulturwissenschaft, die Wimmer als einen disziplinär und methodisch offenen „hegemoniefreien Diskursraum“ erhofft, der „Dissens und Differenzen als Reichtum erfahren“ lasse.“ (Wimmer 2002: 117 zit. In Winkler 2006: 18)

Innerhalb des Diskurses um Identität in der Kultur- und Sozialanthropologie stellt Gingrich (2004) zwei entgegengesetzte Positionen fest. Die eine untersucht Identität in Hinblick auf Differenz. Dabei wird Differenz auf der einen Seite als der Identität inhärent verstanden und auf der anderen

Seite als außerhalb der Identität liegend. Diese Konzentration auf Differenzen führt laut Gingrich zu einer Essentialisierung von Differenz. Die zweite Position kritisiert jene Konzepte, die Identität in Hinblick auf Differenz beschreiben und bezieht Differenzen demgegenüber nicht in ihre Konzepte von Identität mit ein – lässt diese also außer Acht. Somit zeigt sich, dass die eine den Fokus ausschließlich auf Differenz legt, während die andere diese zu wenig berücksichtigt und sich nur mit Fragen der Zugehörigkeit und nicht mit Grenzziehungen beschäftigt, die jedoch ein ebenso großer Bestandteil der Identität darstellen, wie Abgrenzung zu anderen.

Um einer solchen theoretischen Dichotomisierung von Identität und Differenz entgegen zu wirken, entwickelten Gingrich und Baumann mit ihrer Theorie der „grammars“ of identity/alterity ein alternatives Konzept von Identität, das den dialogischen Prozess von Identität und Alterität zulässt.

Grossberg, einer der Begründer der Cultural Studies, kritisiert eben diese hinsichtlich ihrer Darstellung von Identität und Differenz als bipolare Gegensatzpaare und argumentiert „for multidimensional notions of ‘identity/other – alterity’“ (Gingrich 2004: 5)

In Grossbergs weiteren kritischen Auseinandersetzungen mit den Cultural Studies sieht Gingrich Parallelen zu den Arbeiten anderer AnthropologInnen in den 1990er Jahren, die in die ‘Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology’ Eingang finden und an ähnlichen Argumentationssträngen ziehen. Aus diesen Überlegungen geht hervor, dass Identität sowohl „‘sameness’ (e.g., belonging to a group)“ als auch „‘differing’ (e.g., from other groups and/or persons)“ miteinschließt, ebenso, wenn es um die eigene Darstellung, als auch um die anderer geht. “These include evaluative and emotional characteristics from which the individual derives self-esteem, or a sense of knowing or belonging. These features are highly variable in intensity and salience, as are any associated normative expectations which may furnish individuals with guides to their social behavior. Individuals’ identities are, then emergent properties of their categorical memberships.” (Bryon 1996: 292 zit. In Gingrich 2004: 6)

Dieser Argumentation folgend zieht Gingrich eine Definition von persönlicher und kollektiver Identität heran, die sowohl Gleichheit, als auch Unterschiede zu gleichen Teilen berücksichtigt. (vgl. Gingrich 2004: 4-6) „These identities are multidimensional and contradictory, and they include power-related, dialogical ascriptions by selves and by others which are processually configured, enacted and transformed by cognition, language, imagination, emotion, body and (additional forms of) agency.” (Gingrich 2004: 6)

3.3.1.1 Kultur und Subjektivität

Die Möglichkeiten, die eine Kultur für die Entwicklung der einzelnen Individuen bereit hält, müssen AkteurInnen zugänglich gemacht werden, damit diese ihre Handlungsspielräume erweitern und ihre Fähigkeiten entwickeln können. Kultur hält uns Wege bereit, wie wir die Welt wahrnehmen und wie wir sie deuten und uns orientieren können. Durch die von der Kultur vorgegebenen Handlungsmöglichkeiten und Regeln, das Lernen von symbolischen Systemen, mit ihren inhärenten Deutungen, ist man ausgestattet, um sich der Welt, außerhalb der engsten Bezugspersonen, zu nähern. Es kommt zu einer Identifikation mit der Kultur und einer Anerkennung des Selbst durch andere, die das Selbst erst erkennen lässt. Handlungs- und Wahlmöglichkeiten innerhalb eines kulturellen Rahmens schaffen den Raum, sich selbst darin zu erproben, zu bewerten und zu positionieren. „Kultur muss also so zugänglich werden und angeeignet werden können, dass sie eine Hermeneutik des Subjekts erlaubt, weil dieses in der Vielfalt der kulturellen Möglichkeiten seine eigene Bestimmung verstehen muss.“ (Winkler 2006: 32) Die Subjektivität von Kultur zeigt sich im Einzelnen und dessen Reflexionen über Kultur und somit über sich selbst. „Kultur, so könnte man sagen, ist Gesellschaft, wie sie in die Hände von Subjekten gegeben ist; sie müssen sie praktizieren, sie müssen sie als Sinn erfahren, den sie noch gegen das wenden können, was ihnen widerfährt – übrigens in den kulturellen Zusammenhängen selbst.“ (Winkler 2006: 34) Die Aneignung von Kultur zeigt sich auch darin, dass es dem Subjekt möglich ist, sich innerhalb von Kultur seiner Selbst bewusst zu werden. Durch die Aneignung von Kultur und ihrer Reflexion ist es möglich, sich selbst zu behaupten. (vgl. Winkler 2006: 31-35)

3.3.2 Identität

Bretell führt drei unterschiedliche Ansätze von Ethnizität bzw. ethnischer Identität an. Erstens den primordialistischen Ansatz, der ethnische Identität als Folge tiefer Verbundenheit mit der Gruppe und jeweiligen Kultur sieht. Zweitens den instrumentalistischen Ansatz, der Ethnizität als politische Strategie zur Durchsetzung pragmatischer Interessen beschreibt und drittens den situationistischen Ansatz nach Fredrik Barth (1982), der ethnische Identität als fluides Konstrukt, das je nach historischem und sozialem Kontext konstruiert wird, definiert (vgl. Bretell 2000: 114).

MigrantInnen werden als grenzüberschreitende Individuen angesehen, die nicht nur eine, unveränderliche Identität haben, sondern multiple Identitäten, die je nach Situation unterschiedlich zur Geltung kommen.

„Identität meint kollektive und persönliche, multiple und kontradiktorische Subjektivitäten und Subjektbewegungen, die sowohl „Unterschiede zu Anderen“ wie „Dazugehören zu Ähnlichem“ einschließt. Die Mehrdimensionalität umfasst dabei stets fluide Teil-Identitäten. Diese konstituieren sich einerseits im Wechselspiel von Fremd- mit einem hohen Maß an Eigenzuschreibungen: Letztere umfassen sowohl kognitive wie affektive und emotionale Inhalte. Andererseits artikuliert sich dies stets in sozialen Kontexten und partiellen Verbindungen, die mit den Gesamtfeldern von sozialer Interaktion und Zirkulation verwoben sind.“ (Gingrich 2002: 20 zit in Binder 2003: 152)

Hier wird Identität nicht als ein in sich abgeschlossenes, statisches System verstanden, das, einmal entwickelt, unverändert bleibt. Identität wird hier als dynamischer Prozess verstanden. Es gibt nicht die eine Identität. Je nach Kontext werden bestimmte „Teil-Identitäten“ sichtbar (gemacht) bzw. in den Vordergrund gerückt. Diese unterschiedliche Sichtbarkeit oder Sichtbarmachung erfolgt sowohl von dem Subjekt ausgehend, als auch von Außen, durch Fremdzuschreibungen.

3.3.2.1 Das Konzept „hybrider Identitäten und Kulturen“

Dieses Konzept, das von postkolonialen TheoretikerInnen eingeführt wurde, dient der Bezeichnung von kulturellen Praxen und Identitätsstrategien von MigrantInnen, die sich in verschiedenen kulturellen Kontexten bewegen. Gleichzeitig dient es als Gegenmodell der gesellschaftlichen und politischen Praxis, Identität als zu einer Nation zugehörig einzuordnen.

„in diesem Sinne ist die Strategie der Hybridisierung als Ausweg aus dem von den Aufnahmegesellschaften für MigrantInnen bereitgehaltene Angebot zwischen multikultureller Nische, Ausschluss oder Assimilation zu sehen.“ (Hess 2000: 211)

Meines Erachtens ist das Konzept „hybrider Identitäten und Kulturen“ auch auf Gehörlose sowohl mit, als auch ohne Migrationshintergrund anwendbar, da sie ebenfalls in mehreren kulturellen und sprachlichen Systemen leben und mit diesen operieren. Auch sind Gehörlose in vielen Belangen von der vollen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben der hörenden Mehrheitsbevölkerung ausgeschlossen. Dennoch sind sie nicht als passive Opfer zu betrachten, sondern als aktive AkteurInnen, die parallel zur hörenden Umwelt zur Gehörlosengemeinschaft zugehörig sind, in der sie in ihrer gehörlosen Identität akzeptiert werden und somit an Selbstsicherheit gewinnen können, die es ihnen wieder ermöglicht, mit Angehörigen der hörenden Welt zu interagieren und sich selbst in diesen Systemen zu positionieren.

Das Paradigma der hybriden Kultur

„Denn Globalisierung meint eben – globale Zirkulation von Waren, Dienstleistungen, Zeichen und Informationen, meint Mobilität von Menschen, Virtualität von Welten und allgegenwärtige Präsenz von elektronischen Medien.(...) Die neu geschaffenen kulturellen Figuren, die aus der Vermischung von Innen und Außen, von eigener und fremder, dominanter und untergeordneter Lebensweisen entstehen, werden hybride Kulturen genannt.“ (Tschenokoshewa 2000: 232)

Die einzelnen Akteure, die zwischen zwei oder mehreren Kulturen wandern, sind nicht als Opfer ihrer problematischen Situation zu betrachten, die Schwierigkeiten in ihrer Identitätsfindung und ihrem Zugehörigkeitsgefühl haben, vielmehr sollte das Augenmerk auf das Potential und die Vielschichtigkeit dieser Situation gelenkt werden. So können Personen, die zwischen zwei oder mehreren Welten wandern, zwischen diesen eine Vermittlerrolle einnehmen, für ein gegenseitiges Verständnis beitragen und zu einer Pluralität beitragen, indem sie Elemente der einen Kultur in die andere übertragen.

(vgl. Tschenokoshewa 2000: 233)

Trotzdem Kultur etwas „wesentliches, ontologisch substanzielles“ (Winkler 2006: 29) ist, ist Kultur nicht als statisch und in sich geschlossen zu verstehen, sondern als ein dynamischer Prozess. Kultur ist nicht homogen, sondern von inneren Differenzen und Vielfalt geprägt, die Veränderungen zulässt./bzw. von Veränderungen geprägt ist. Kultur als „matrix of possible permutations“. (Baumann 1999: XXIX zit. In: Winkler 2006: 29)

Die Differenzen innerhalb von Kultur zeigen, dass Kultur in sich Vielfalt bedeutet und diese hält verschiedene Wahl- und Handlungsmöglichkeiten bereit, die Ausdruck von Kritik gegen bestehende Normen und Werte und Vorstellungen einzelner AkteurInnen und Subjekten sein kann. „*Denn Kultur selbst birgt in ihrer Objektivität neben aller Vorfindlichkeit in sich Maßstäbe, welche das Gegebene in Frage stellen. Sie verweist nicht nur auf eine ihr inhärente Differenz, sondern stets über sich hinaus; (...)*“ (Winkler 2006: 30)

4 Der Begriff der Lebenswelt

Edmund Husserl verwies mit der Einführung des Begriffs der „Lebenswelt“ darauf, dass die Wissenschaft Gefahr läuft, die Lebenswirklichkeit der beforschten Subjekte zu vergessen und sich rein in der Welt der Wissenschaft zu bewegen. Alfred Schütz greift den Begriff der Lebenswelt von Husserl auf und führt die beiden Begriffe „Lebenswelt“ und „Alltag“ von Husserl zu dem der „alltäglichen Lebenswelt“ (Schütz/Luckmann, Bd. 1-2, 1979, 1984) zusammen. Der Alltag beschreibt die Wirklichkeit, die den Menschen umgibt und die Lebenswelt ist die Wirklichkeit, wie wir sie wahrnehmen.

(vgl. Engel/Sickendiek/Nestmann 2008: 157)

Der Begriff der „Lebenswelt“ bezieht sich zunächst auf die Alltagswelt und ist „vorwissenschaftlich und vortheoretisch“, sie stellt die Welt dar, in der wir leben, so wie sie praktisch auf uns wirkt. Einerseits handelt es sich um sozio-kulturell-geschichtliche Lebenswelt-en, andererseits um die e i n e Lebenswelt, als allgemeine Struktur, die den jeweiligen kulturellen Umwelten gemein ist.

Die Lebenswelt, wie sie einem in vollen Bewusstseinszuständen erscheint, wird als solche nicht in Frage gestellt. Innerhalb eines bestimmten Kontextes sind jeweils bestimmte Sequenzen der Lebenswelt für eben diesen Kontext relevant. Erst durch die Relevanz bestimmter Bereiche kommt es dazu, dass die Akteure jene lebensweltlichen Gegebenheiten, in denen sie sich zuvor unreflektiert bewegt haben, bewusst als solche wahrnehmen. Es kommt zu einer Bewusstwerdung der eigenen Lebenswelt aufgrund einer „Problematisierung“, welche ein Zusammenführen verschiedener Sichtweisen, die den lebensweltlichen Hintergrund in den Vordergrund stellen, zur Folge hat.

(vgl. Brunner 1994: 28)

Die Lebenswelt der Gehörlosen erfährt eine permanente „Problematisierung“ von außen, die eine Bewusstwerdung der lebensweltlichen Gegebenheiten unweigerlich mit sich bringt.

Das ständige Stoßen an Grenzen und Barrieren macht die eigene Lebenssituation deutlich.

Man könnte annehmen, dass Gehörlose ihre gehörlose Lebenswelt viel bewusster wahrnehmen, als beispielsweise Hörende ihre hörende Lebenswelt. Dass die Mehrheitsgesellschaft in einer auditiv geprägten Welt lebt und in unzähligen Situationen auf

ihr Gehör angewiesen ist, erscheint als unhinterfragte Tatsache. Wogegen diese, für Hörende selbstverständliche Ausrichtung ihrer Lebenswelt als eine „hörende,“ für Gehörlose viel bewusster wahrgenommen wird und sie immer wieder auf ihr Gehörlos-Sein zurückwirft bzw. ein Besinnen auf die Unterschiede der hörenden und gehörlosen Lebenswelten. Wobei vielen Hörenden in dem Zusammenhang nicht einmal bewusst ist, dass es überhaupt eine gehörlose Welt gibt.

So könnte man z.B. bei denjenigen InterviewpartnerInnen, die erst im Laufe ihrer frühen Kindheit ertaubt sind und demnach in einer selbstverständlichen hörenden Lebenswelt aufgewachsen und sozialisiert wurden, davon ausgehen, dass ihnen ihre hörende Lebenswelt – nachdem sie noch Kinder waren – wahrscheinlich in dem Moment bewusst wurde, als sie keinen selbstverständlichen Zugang mehr zu ihr hatten und sich ihnen langsam eine neue Lebenswelt eröffnet hat. Expliziter kommt dies besonders bei Interviewpartner F in seinen Ausführungen über seine hörende Kindheit und der gehörlosen Kindheit zum Vorschein, wobei er, nachdem er sein Gehör verliert, immer wieder angehalten wird, Aspekte, die in einem hohen Maße der hörenden Lebenswelt zugeschrieben werden (so etwa das Singen), in sein Gehörlos-sein zu integrieren.

In solchen Fällen tritt der lebensweltliche Hintergrund in den Vordergrund. - durch die Auseinandersetzungen sowohl mit der hörenden Mehrheitsgesellschaft oder durch den Kontakt mit einzelnen Mitgliedern aus dieser, als auch durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur und der Bewusstwerdung dieser – die noch wichtiger erscheint, je mehr sie von außen angegriffen und in Frage gestellt wird. Je nach Situation und Kontext werden wahrscheinlich die einzelnen Aspekte dieser Lebenswelt wesentlich und bewusst, während andere weiterhin als unhinterfragte Selbstverständlichkeiten im Hintergrund bleiben.

Habermas beschreibt die Lebenswelt als Hintergrund: „Aus der situationszugewandten Perspektive erscheint die Lebenswelt als ein Reservoir von Selbstverständlichkeiten oder unerschütterten Überzeugungen, welche die Kommunikationsteilnehmer für kooperative Deutungsprozesse nutzen. Einzelne Elemente, bestimmte Selbstverständlichkeiten werden aber erst in der Form eines konzentrierten und zugleich problematisierbaren Wissens mobilisiert, wenn sie für eine Situation relevant werden“ (Habermas 1995 II: 189 in Brunner 1994: 28).

Die Lebenswelt wird nach Habermas durch Sprache und Kultur bestimmt und durch diese auch nach außen sichtbar. Die sozialen Akteure sind somit in ihrer Sprache und Kultur, also durch die Strukturen ihrer Lebenswelt, die die jeweiligen Möglichkeiten der Interaktion festlegen, bestimmt. Nach Habermas ist es nicht möglich „zu Sprache und Kultur dieselbe Distanz einzunehmen, wie zur Gesamtheit der Tatsachen, Normen oder Erlebnisse, über die Verständigung möglich ist“ (II, 192 in Brunner 1994: 28). Lebenswelt ist für Verständigung als solche konstitutiv (Brunner 1994: 28).

Folgende drei Momente werden nach Schütz und Luckmann (Schütz/Luckmann 1979, 1984 in Brunner 1994: 28f) als Merkmale der Lebenswelt als Hintergrund genannt:

„1) die naive Vertrautheit mit einem problemlos gegebenen Hintergrund:

(...) die Lebenswelt dem erlebenden Subjekt fraglos gegeben ist. Sie kann nicht problematisch werden, sondern allenfalls zerfallen. Ihre Bestandteile haben nicht den Status von Tatsachen, Normen oder Erlebnisse, über die Verständigung möglich wäre. (...) Die Lebenswelt bleibt stets im Hintergrund, ist selbstverständlich gegeben.

2) Die Gültigkeit einer intersubjektiv geteilten Welt:

(...) es ist eine „Wir-Welt“. Diese Gemeinsamkeit hat zwar in einem kulturellen Wissensvorrat eine Basis, dieses Wissen wird aber erst in einer aktuellen Handlungssituation zu einer auch alternativ interpretierbaren Möglichkeit. Auf diese Lebenswelt kann naiv vertraut werden.

3) Die Lebenswelt hat einen totalen und unbestimmten, porösen und gleichwohl eingrenzenden Charakter: (...) für Schütz lassen sich die Grenzen der Lebenswelt nicht transzendieren. Sie – selbst unbegrenzt – bildet einen Kontext, der Grenzen zieht. Diese Begrenzung kann als vorverstandener, aber nicht angesprochener Kontext gesehen werden.“ (Brunner 1994: 29)

Kommt es zu problematischen Erfahrungen, so scheidet sich der lebensweltliche Hintergrund vom Vordergrund. Die Erfahrungen unterscheiden sich je nach dem, was einem in der Welt begegnet. Dies können Dinge und Ereignisse, Personen und Geschichten sein, die mit der Person unmittelbar zu tun haben.

Habermans differenziert zwischen „Zeugwelt“ und „Solidarwelt“. Die Zeugwelt entsteht im

Umgang mit Dingen und Ereignissen, während sich die Solidarwelt im interaktiven Umgang mit Bezugspersonen innerhalb von Sprachgemeinschaften bildet.

Sieht man das kommunikative Handeln der sozialen Akteure im Kontext von Überlieferungen, solidarischen Gruppen, Sozialisations- und Lernprozessen, also in Zusammenhang all jener Aspekte, die die sozialen Akteure beeinflussen und prägen, so ist es möglich, die Lebenswelt als Ganzes zu erfassen. Das „Netzwerk kommunikativer Handlungen“ stellt jenes Feld dar, durch das sich die Lebenswelt reproduziert.

Mit dem Begriff des kommunikativen Handelns kommen wir dem Aspekt der Sprache, der einen großen Stellenwert innerhalb des Konzepts der Lebenswelt einnimmt, näher. Durch das Medium Sprache schaffen deren BenützerInnen in der jeweiligen Interaktion zwischenmenschliche Beziehungen, die ein Aufeinander und Nebenher von Vorgängen und Abläufen, die Handlungen betreffen, innerhalb der Lebenswelt strukturieren.

Kommunikative Handlungen dienen der Reproduktion von Lebenswelten, da die Weitergabe und Transformation kulturellen Wissens zu großen Teilen über das Medium Sprache erfolgt. Die Vergemeinschaftung der am Prozess mitwirkenden Personen dient der Identitätsentwicklung und -festigung.

Jenes Wissen, das sich fortwährend durchsetzt und in der Praxis Bestand hat, manifestiert sich in gesellschaftlichen Werten und Normen, die wiederum von den Mitgliedern der Gemeinschaft aufgrund von Sozialisationsprozessen als Einstellungen, Fertigkeiten und der Art und Weise, wie sie die Dinge und die Welt wahrnehmen, sichtbar gemacht wird und deren Identitäten hervorbringt.

Habermas ist der Überzeugung, dass sich die Gesellschaft als „symbolisch strukturierte Lebenswelt“ nur über kommunikatives Handeln bildet und reproduziert.

Als Bestandteile der Lebenswelt schaffen Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeitsstrukturen in ihrem Zusammenspiel - zu gleichen Teilen - „komplexe Sinnzusammenhänge, die sich einer gemeinsamen Umgangssprache/Codes bedienen und so miteinander kommunizieren (...).“ Mit diesem Verständnis des Lebensweltbegriffs, der sich auf das Ineinandergreifen von Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeitsstrukturen bezieht, ist es laut Habermas möglich, Fragen sozialer Ordnung, sowie Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu klären.

„(...) kommunikativ handelnden Subjekt *erfahren* ihre Lebenswelt jeweils als ein intersubjektiv geteiltes Ganzes im Hintergrund.“ Dieses Ganze „bildet sich aus den Motiven

und Fertigkeiten der vergesellschafteten Individuen ebenso wie aus kulturellen Selbstverständlichkeiten und Gruppensolidaritäten.“ Die Lebenswelt ergibt sich zu gleichen Teilen aus kulturellen Überlieferungen, institutionellen Ordnungen und aus Identitäten.

„Die kommunikative Alltagspraxis, in der die Lebenswelt zentriert ist, speist sich vielmehr aus einem Zusammenspiel von kultureller Reproduktion, sozialer Integration und Sozialisation, das ihrerseits in dieser Praxis wurzelt.“

(vgl. Habermas 2009: 231- 238)

Die Autoren Engel/Sickendiek/Nestmann führen sechs wesentliche Aspekte des Schützchen Lebensweltbegriffs auf, wie sie Hierdeis und Hug (1997) in Bezug auf die Erziehungswissenschaften herausgreifen:

– Fraglosigkeit:

Die alltägliche Lebenswelt nehmen wir zunächst unhinterfragt und als gegeben hin. In dem Moment, in dem man sich dieser Selbstverständlichkeit seiner Lebenswelt bewusst wird, verlässt man bereits diesen geschützten Rahmen der Lebenswelt und befindet sich in einem Prozess des Denkens und Fragens. Dies verweist nach Schütz bereits auf das Wesen des Alltags als selbstverständlich und auch bereits vorwissenschaftlich.

– Intersubjektivität:

Damit ist die selbstverständliche Tatsache der Interaktion mit anderen Menschen gemeint und der daraus resultierenden gemeinsamen Schaffung von Werten, Normen und Bildern, die die Menschen miteinander verbinden und in der sie einen gemeinsamen „Interpretationsrahmen“ schaffen.

– Sinngebung:

Die „Kultur“ der Lebenswelt setzt sich aus materiellen Gütern und Ereignissen, als auch aus geteilten „Sinngewebungen“, „Bedeutungszuschreibungen“ und „Bedeutungshierarchien“ zusammen. Spezifischen Symbolen und Codes sind diese Sinngewebungen inhärent und sind den Mitgliedern der jeweiligen Lebenswelt zugänglich und somit auch von ihnen decodierbar.

– Pragmatisches Motiv:

Beziehungen und Handlungen die sich innerhalb der alltäglichen Lebenswelt abspielen haben immer auch eine gewisse Intention. Einerseits kann diese das Interesse seine eigenen Ziele zu verwirklichen sein, aber auch eine aufgrund natürlicher, kultureller oder sozialer Strukturen erzwungene Handlung sein.

– Typisierung:

Es wird davon ausgegangen, dass wir uns innerhalb unserer alltäglichen Lebenswelt bewegen können, weil wir uns in dieser orientieren und sie verstehen können. Dieses Verstehen und Wissen in dieser Lebenswelt zurecht zu kommen, rührt von verschiedenen gesammelten Erfahrungen und weitergegebenem Wissen, eigenem und fremdem in das das zukünftig Erlebte und Wahrgenommene eingeordnet werden kann.

– Verständigung:

Durch den interaktiven Austausch von Erfahrungen, mit anderen Mitgliedern derselben alltäglichen Lebenswelt, kommt es zu einer Herausbildung ähnlicher bzw. gemeinsamer Bezugsschemata in denen aber auch die subjektive Perspektive nicht verloren geht. Somit stellt die Lebenswelt einen gemeinsamen Ort der Kommunikation dar, an dem Mitglieder sich über das, was sie erleben, erfahren und wahrnehmen, austauschen können und somit die alltägliche Lebenswelt wieder reproduzieren.

(vgl. Engel/Sickendiek/Nestmann 2008: 158f)

Durch bestimmte Prozesse werden soziale Akteure zu ExpertInnen ihrer Lebenswelt. Die ExpertInnen-Rolle entsteht aufgrund gesammelter Erfahrungen der jeweiligen Sozialisation. Unser Handeln ist geleitet von den jeweiligen alltäglichen Kontexten, in denen wir uns bewegen, die uns immer wieder dazu bringen, Entscheidungen zu fällen und Handlungen zu setzen. Im Laufe unseres Lebens stehen wir vor einer Vielfalt von Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten, die den weiteren Verlauf bestimmen. Wobei hier festgehalten werden muss, dass es sich dabei sowohl um freiwillige als auch um erzwungene Entscheidungen und Handlungen handelt. Dieser Prozess bildet unsere subjektiv wahrgenommene und erfahrbare Wirklichkeit bzw. konstruiert diese.

(vgl. Engel/Sickendiek/Nestmann 2008: 161)

5 Hörender Diskurs über Gehörlose – Oralismus

Sowohl dieses als auch folgendes Kapitel orientiert sich an Ladd (2008) „Was ist Deafhood“. Um dem Leser verständlich zu machen, weshalb hier eine solche Konzentration auf einen Autor geschieht, folgt hier einleitend eine kurze Beschreibung seiner Person. Paddy Ladd ist gehörlos geboren und fand im Alter von 22 Jahren den Weg in die Gehörlosengemeinschaft. Er ist unter anderem Mitbegründer der NUD (National Union of the Deaf) und konzentrierte sich, nach längerem Engagement für die Emanzipation der Gehörlosenbewegung in verschiedenen Bereichen, auf die Erforschung der Gehörlosenkultur, um den gehörlosen Diskurs innerhalb eines akademischen und politischen Diskurses zu etablieren. Von 1992-93 hielt er die Position des Doktor Chair in Deaf Studies an der Gallaudet Universität inne und bekam 1999 seinen PhD. 1998 war Ladd Mitbegründer der FDP (Federation of Deaf People). Unter anderem prägte Ladd den Begriff „Deafhood“ auf den in Kapitel 7.3.1. „wer gilt kulturell als gehörlos?“ näher eingegangen wird.

Nach Ladd (2008) ist der Begriff Oralismus gleichzusetzen mit jenem Bildungssystem, unter das sich Gehörlose auf der ganzen Welt, seit 120 Jahren, unterordnen mussten und immer noch müssen. Unter dem Paradigma des Oralismus wurden Gebärdensprachen aus dem Bildungswesen Gehörloser verbannt und gehörlose Lehrende und die Gehörlosengemeinschaften verloren jeglichen Einfluss auf das Bildungssystem Gehörloser. Hörende übernahmen die Oberhand, Sprechen, Lippenlesen und die Verwendung von Hörgeräten standen an der Tagesordnung. „Indem man sich zusätzlich gegen die Verbündung von gehörlosen Kinder mit gehörlosen Erwachsenen aussprach, versuchte man jegliches *Bedürfnis* nach der Existenz von Gehörlosengemeinschaften auszuräumen.“ (Ladd 2008: xiv). Ladd verweist mit der Großschreibung auf zusätzliche Konnotationen, die für Gehörlose mit dem Begriff einhergehen. (vgl. Ladd 2008: xiv)

Die Rahmenbedingungen des Lebens Gehörloser in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft werden von eben dieser vorgegeben, ohne Gehörlose in diesen Prozess miteinzubeziehen. Die in Folge von der Mehrheit durchgesetzten Gesetzgebungen liegen meist einer ethnozentrischen Sichtweise Hörender über Gehörlose zugrunde.

Die hörenden Mehrheitsdiskurse über Gehörlose konstruierten ein negatives Bild Gehörloser,

das auch deren eigene Selbstwahrnehmung beeinflusste.

In der Ideologie des Oralismus, der eine entsprechend medizinisch-pädagogische Sicht zugrunde liegt, wird die Existenz von Gehörlosengemeinschaften, gehörloser Kunst und Literatur verschwiegen und der/die Gehörloser als ein isoliertes Wesen dargestellt. Diese Vorstellungen wurden durch das Bildungswesen verfestigt, indem man Gebärdensprachen und gehörlose Lehrende aus den Schulen entfernte und den Gehörlosen so glauben machte, dass sie keine eigene Geschichte hätten.

(vgl. Ladd 2008: 84)

Folgender Ausspruch von Bell (1884) versinnbildlicht die frühere Ideologie des Oralismus, die bis in die heutige Zeit -durch das „Wiederaufleben des Oralismus in der Ideologie des Chochlea-Implantats und der Genetikforschung“(Ladd 2008: 257) - hineinreicht: „Wir sollten versuchen zu vergessen, dass sie gehörlos sind. Wir sollten versuchen, ihnen beizubringen, zu vergessen, dass sie gehörlos sind.“ (in DeLand, 1922a: 418 zit. In Ladd 2008: 123)

Das Chochlea-Implantat ist eine vor allem innerhalb der Gehörlosengemeinschaft umstrittene Hörprothese für Gehörlose, deren Hörnerv noch funktioniert. Die Implantation bedeutet einen operativen Eingriff unter Vollnarkose, der meist schon in der frühen Kindheit erfolgt.

Die Kritik bezieht sich unter anderem auf den Aspekt, dass durch das Chochlea-Implantat eine reine Orientierung an einer hörenden Welt erfolgt, der den Erwerb der Lautsprache in den Vordergrund stellt und somit die Gebärdensprache und die Bedeutung der Gehörlosengemeinschaft für Gehörlose zurückdrängt, bzw. gar nicht berücksichtigt. In dieser Arbeit wird im weiteren nicht genauer auf das Chochlea-Implantat und deren TrägerInnen, Verfechtern und Gegnern eingegangen, da keine/r meiner InterviewpartnerInnen ein solches erwähnte und es demnach nicht Teil ihrer persönlichen Lebenswelten darstellt.

Eine Aussage, die den zuvor ausgeführten Gedanken Bell's bekräftigt und ihn außerdem als durchführbar deklariert, stammt von Farrah: „Die oral erzogenen Gehörlosen, die es darauf anlegen, ihr Sprechen und Lippenlesen zu perfektionieren, werden ihr Leben lang daran festhalten. Und dies ist noch viel leichter, wenn sie davon absehen, sich mit anderen Gehörlosen als Klasse zusammen zu tun.“ (Farrah 1923: 155 zit. In: Ladd 2008: 123)

Das Ziel des Oralismus, die Gehörlosen voneinander zu trennen, gelang - wie uns die Geschichte zeigt - nur teilweise bzw. in einer Weise, die das Selbstbewusstsein Gehörloser negativ beeinflusste, da es sie die hörenden Fremdzuschreibungen glauben lies und die

Diskurse der Gehörlosen zugunsten der hörenden Diskurse über Gehörlosenausbildung verdrängte. Diese Verdrängung der Gehörlosen aus jeglichen Diskursen, die sie selbst betrafen, erreichte ihren Höhepunkt in den 1970er Jahren. Ladd spricht im Zuge dieser Entwicklungen von einer Kolonialisierung der Gehörlosengemeinschaft, die Humphries (1977) als „audistisches Establishment“ bezeichnet.
(vgl. Ladd 2008: 134)

Die Gehörlosendiskurse im 20. Jahrhundert sind von Erinnerungen an den Oralismus geprägt und aus verschiedenen Erfahrungsberichten wird deutlich, dass es zu einer Verinnerlichung der negativen Fremdzuschreibungen kam. Die vorherrschende Meinung des Oralismus, dass der Gebrauch der Gebärdensprache die Integration in die Mehrheitsgesellschaft verhindere, sowie den Lautspracherwerb behindere, der wiederum die Grundvoraussetzung einer gelingenden Integration darstelle, stellte sich in der Praxis als das genaue Gegenteil heraus.
(vgl. Ladd 2008: 137f)

5.1 Oralismus versus Gebärdensprache oder „Lautsprache ermögliche gesellschaftliche Integration während Gebärdensprache eine solche verhindere“

„The key political issue in relation to policies on sign languages both in education and beyond, continues to be a battle, on the one hand, between signing and oralism (...)
(Branson/Miller in Wodak/Corson (Hg.) 1997: 89 zit. In: Krausneker 1998: 12)

Die Befürworter der oralistischen Methode vertreten die Ansicht, dass Gebärdensprachen keine echten Sprachen seien, da ihnen unter anderem die Hauptmerkmale von „Sprachen“ fehlten; dass die Verwendung der Gebärdensprache den lautsprachlichen Spracherwerb behindere und dem zu Folge die Integration in die Gesellschaft verhindere.

Diese Aussage scheint dann als logisch, wenn die Gebärdensprachverwendung den Erwerb der Lautsprache blockiere, diese aber für die Möglichkeit einer Kommunikation und Teilhabe an der Mehrheitsgesellschaft vorausgesetzt wird.

Tatsächlich ist es aber so, dass „aufgrund der Sicherheit des eigenen Standorts (...) Gehörlose heute im allgemeinen offener auch für Kontakte mit Hörenden und selbstbewusstere Kommunikationspartner geworden“ sind (Holzinger 1994: 45 zit. In Krausneker 1998: 15).

Die Auseinandersetzung um die geeignetste Methode für die Bildung Gehörloser scheint nach

Lane vielmehr eine Frage von Machtverhältnissen zu sein, die kulturelle, politische und geschichtliche Bereiche mit einschließt und sich nicht auf einen Methodenstreit innerhalb des Bildungssystems reduzieren lässt.

„Was ursprünglich eine Frage kultureller und sprachlicher Unterdrückung war, ist zu einer Frage der Methodologie umgedeutet worden. Audistische Pädagogen versuchen dieselben Taschenspielerstricks, wenn sie die jahrhundertealte Auseinandersetzung zwischen ASL (American Sign Language) und Englisch als „oral-manuale Kontroverse“ oder „bitteren Methodenstreit“ hinstellen. Die Weigerung der Franzosen, Bretonisch in Schulen zuzulassen oder das britische Verbot von Gujarati (...) sind kein methodologischer Disput, genauso wenig wie die Ablehnung von ASL in Amerika. Das ist eine Frage von Kultur, Politik und Geschichte.“ (Lane 1994:173 zit. In: Krausneker/Schalber 2007: 205)

6 Gehörlosendiskurs

6.1 Gehörlose als Subjekte der Forschung

„Identität ist immer etwas selbst Konstruiertes, etwas selbst Hergestelltes, was bedeutet, dass nur der betreffende Mensch selbst über seine Identität Auskunft geben kann. In der Geschichte der Gehörlosenpädagogik wurde eigentlich nie sonderlich nachgefragt, wie Gehörlose sich selbst definieren mit ihrer Hörschädigung in einer hörenden Welt. Genau das aber markiert einen zentralen Punkt des Konzepts 'Identität', eben Gehörlose selbst zum Ausgangs- und Mittelpunkt psychologischer Fragestellungen zu machen (=Subjekt) und nicht – quasi von einer reinen Außenperspektive kommend – Gehörlose zum bloßen Gegenstand (=Objekt) der wissenschaftlichen Begierde zu machen.“ (Hintermair 2001: 109; In: Ecker 2007: 45)

Gehörlose wurden erstmals, aufgrund von offiziellen Bildungs- und medizinischen Einrichtungen im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, als eine kollektive Gruppe wahrgenommen. Die Gehörlosen dienten den Hörenden als Projektionsfläche für ihre eigenen kulturellen Vorurteile, ihre Ängste und Wünsche und ihren Glauben und Ideologien. Anstatt Gehörlose selbst zu Repräsentanten ihrer Gehörlosigkeit und ihrer Lebenserfahrung werden zu lassen, waren es Angehörige der hörenden Mehrheitsgesellschaft, die die Bedeutung von Gehörlosigkeit festlegten.

(vgl. Bauman/ H-Dirksen 2008: VIII)

Die ersten sozialwissenschaftlichen Studien über die Gehörlosengemeinschaft zeichneten ein Bild der Gehörlosen als unterdrückte Opfer der hörenden Mehrheitsgesellschaft. Die Studien machten auf die Situation der Gehörlosen aufmerksam, die aufgrund von fehlgeschlagenen Bildungskonzepten – und -praxen und eingeschränkten beruflichen Möglichkeiten, in der Gesellschaft benachteiligt und behindert werden und um eine Gleichberechtigung mit der hörenden Gesellschaft kämpfen. Spätere Arbeiten konzentrierten sich mehr auf die Aktivitäten und Leistungen, die die Gehörlosen auch innerhalb ihrer Community vollbracht haben und zeichnen ein Bild von aktiven Gehörlosen, die es trotz der Ignoranz und der Feindseligkeiten von Seiten der Hörenden gegenüber der Gebärdensprache und der

Gehörlosenkultur geschafft haben, ihre eigene kulturelle Community aufrecht zu erhalten und zu stärken. (vgl. Murray 2008: 102)

6.2 Deaf History

Die Welt, wie wir sie wahrnehmen, erscheint uns erst durch den Diskurs, durch das Reden über die Welt. Erst durch den Prozess des Diskurses gelangen wir zu einem Bewusstsein über uns Selbst, unserer Beziehungen zueinander und unserem Sein in der Welt. (vgl. Ashcroft et al. 1998: 71 In: Ladd 2008: 72)

Die nun folgenden Berichte stützen sich weiterhin auf Ladd (2008) „Was ist Deafhood? Gehörlosenkultur im Aufbruch“ und bezeugen die Existenz eines starken kollektiven Selbstbewusstsein Gehörloser in der Vergangenheit, vor der Zeit des Oralismus und einen Widerstand gegen diesen, der von den Hörenden ebenso totgeschwiegen wurde, wie die Existenz von Gehörlosengemeinschaften.

Das erneute Selbstbewusstsein Gehörloser der letzten 20 Jahre brachte auch ein wiederkehrendes Interesse für die Deaf History, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Gehörloser und insbesondere deren Geschichtsschreibung, mit sich. Nach Ladd beschränkte sich dieses Interesse bis weilen jedoch noch zu sehr auf wichtige gehörlose Persönlichkeiten, Gruppen oder Bewegungen und nicht, wie es sein Anliegen ist, auf eine Analyse des Gesamtprozesses. Ladd hingegen ist um eben diesen bemüht und sieht als wesentlichen Aspekt der Umsetzung, die Berücksichtigung verschiedener Lebenssituationen Gehörloser, die es gilt, in den Diskurs mit einzubeziehen.

Von folgenden Situationen Gehörloser in der Vergangenheit - bis zu dem Entstehen von Gehörlosenschulen – ist nach Ladd auszugehen:

- die isolierte gehörlose Person in einer kleinen Gemeinschaft, vor allem in ländlicher Umgebung:
- kleine Gruppen Gehörloser in ebensolcher Umgebung, wie zum Beispiel Familien mit mehreren gehörlosen Kindern, oder ein erhöhter Anteil Gehörloser aufgrund genetischer Umstände bei Eheschließungen in abgeschiedenen Gemeinschaften (in

manchen Fällen mag der Prozentsatz gehörloser Bewohner so hoch gewesen sein, dass viele der Hörenden sich eine Form der Gebärdensprache aneigneten, die dann auch als Gemeinschaftssprache fungierte);

- Gruppen gehörloser Menschen in größeren, urban geprägten Gemeinschaften (beispielsweise Gehörlose aus den ersten beiden Kategorien, die in die städtische Umgebung immigrierten);
- Gruppen Gehörloser in spezialisierten städtischen Zusammenschlüssen, unter anderem Künstlerkommunen, Klöster und königliche Höfe.

(Ladd 2008: 85)

Die letzten drei Varianten der Lebenssituation Gehörloser in der Vergangenheit sind der nach Ladd bezeichneten Ur-Gehörlosengemeinschaften zuzuordnen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass Gehörlose, sobald sie aufeinander treffen, beginnen in Gebärdensprache miteinander zu kommunizieren, Informationen auszutauschen und in Folge gegenseitige Bildungsprozesse zu starten. Demnach kam es auch zu einer generationenübergreifenden Weitergabe von Wissen. (vgl. Ladd 2008: 85f)

Die Geschichte der Gehörlosen zeigt, dass die Vergemeinschaftung als solche eine Notwendigkeit darstellt und Gehörlose aus diesem Grund oft migrierten (und immer noch migrieren), um eben solche Gemeinschaften zu gründen und an ihnen partizipieren zu können. Für Gehörlose stand und steht die Vergemeinschaftung an oberster Stelle des Bildungssystems. Demnach ist auch die Gründung von Gehörlosenschulen als wesentlicher Ort der Gemeinschaftsbildung und als Basis für die „Entwicklung einer umfassenden kollektiven Gehörlosenidentität so wie ein regelrechtes Netzwerk nationaler und internationaler Gehörlosengemeinschaften“ zu verstehen.

Als entscheidenden Ankerpunkt kann die Gründung des National Deaf-Mute Collages 1860 in den USA gezählt werden, die später zur Gallaudet Universität wurde. Überall in Europa und Nordamerika bildeten Schulen und in Folge die Gründung von Vereinen und Treffpunkten in deren Umgebung, die Basis gehörloser Netzwerke. Besonders herausragend waren die um 1830 jährlich stattfindenden international besuchten Bankette der Pariser Gehörlosen. Diese Bankette dienten als politische Plattform und als Möglichkeit die „Stärke der Gemeinschaft und die Ausdruckskraft und Schönheit der Gebärdensprache formell zu bekräftigen“, indem

sie beispielsweise berühmte französische Persönlichkeiten wie, Victor Hugo, oder Lamartine einluden.

Ladd verweist auf einige Ausschnitte von Berichten aus der damaligen Zeit, aus denen hervorgeht, welche positive Vorstellungen von der Gebärdensprache vorherrschten. So wurde etwa das „universelle Wesen der Gebärden“ betont und damit über die Qualitäten der Lautsprache gestellt. Die Vorzüge der Gebärdensprachen zeigen sich in der aufgrund der sprachlichen Gegebenheiten verbundenen Flexibilität der Gebärdenden, sich anderen Gebärdensprachen auf der ganzen Welt anzupassen und mit Hilfe von Improvisation eine Kommunikation zu bewerkstelligen.

(vgl. Ladd 2008: 103ff)

Dies steht für das Gefühl einer Weltgemeinschaft der Gehörlosen und ein positives Selbstverständnis gegenüber ihrer eigenen Sprache und richtet sich gegen den von Hörenden verbreiteten und in Folge auch von Gehörlosen angenommenen Defizitgedanken, oder gar der Degradierung der Gebärdensprache als eine minderwertige Sprache.

Den universellen Charakter der Gebärdensprachen habe ich zusätzlich zu meinen InterviewpartnerInnen auch aus informellen Gesprächen vermittelt bekommen, in denen mir versichert wurde, dass die Gebärdensprache aus anderen Ländern, auch wenn diese eine andere ist, kein Hindernis darstellt, miteinander gut kommunizieren zu können und Beziehungen aufzubauen. Man behelfe sich einfach mit internationalen Gebärden und auch so sei es kein Problem, sich zu verständigen.

Ladd fasst die grundlegenden Argumente des Gehörlosendiskurses wie folgt zusammen:

1. Die Gehörlosengemeinschaften verfügen über besondere Sprachen, in denen Dinge ausgedrückt werden können, die die gesprochenen Sprachen nicht zu sagen vermögen.
2. Was diese Sprachen noch außergewöhnlicher macht, ist ihre Anpassungsfähigkeit über internationale Grenzen hinweg, da wo gesprochene Sprachen versagen.
3. Konsequenterweise betrachten sich Gehörlose als befähigt, die ersten wirklichen Weltbürger zu sein, und somit den restlichen Gesellschaften als Vorbild zu dienen.
4. Gehörlose wurden mit Absicht in die Welt gesetzt, um diesen Qualitäten Ausdruck zu verleihen, weshalb der Wert ihrer Existenz nicht in Frage gestellt werden sollte.

5. In der Tat sind Hörende, die nicht mit ihnen kommunizieren können, „gebärdensprachliche“ Bürger.
6. Es steht hörenden Menschen offen, das Geschenk der Gebärdensprachen anzunehmen. Wenn sie mit Gehörlosen zusammenkommen und das Gebärden lernten, würde sich ihre Lebensqualität verbessern.
7. Den Ausrichtern der Bankette war bewusst, dass die Mehrzahl der gehörlosen Menschen bislang nicht die Möglichkeit von Bildung und die Erfahrung gebärdensprachlicher Sozialisation erhalten hatte. Aber sie sahen es als Verpflichtung an, weiter dafür zu kämpfen, damit das „Recht“ auf diese Erfahrungen allen Gehörlosen zugesichert würde.

(Ladd 2008: 105f)

Dieses Bewusstsein der Gehörlosengemeinschaft, ihrer eigenen Qualitäten und Leistungen, wird durch den aufkommenden Oralismus zum Erliegen bzw. zum Schweigen gebracht und dringt so lange Zeit nicht an die Öffentlichkeit bzw. nicht zu jenen Gehörlosen durch, die im Sinne des Oralismus von der Gemeinschaft getrennt werden. Aus dem Gehörlosendiskurs geht hervor, dass die oralistisch geprägten Gehörlosenschulen eine Gefahr für das Fortbestehen der Gemeinschaft darstellen, da sie ungebildete und unselbstständige Gehörlose hervorbringen, die nicht in der Lage seien, die bestehenden Organisationen weiterzuführen.

Der intellektuelle Austausch Gehörloser, wie wir ihn zur Zeit der Pariser Bankette vorfanden und in Form des Widerstands gegen den Oralismus, durch die Gründung der ersten Gehörlosenorganisationen (1880 in den USA), durch einen Anstieg von Gehörlosenzeitschriften und anderen Formen des politischen Aktivismus, über zwei Jahrzehnte hinweg, sind nach Ladd für das Weiterbestehen der Gehörlosengemeinschaft im 20. Jahrhundert grundlegend.

(vgl. Ladd 2008: 119-122)

7 Gehörlosigkeit und Kultur

7.1 Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit

Innerhalb der verschiedenen einschlägigen Wissenschaften und auch innerhalb der Gehörlosengemeinschaft kommt es zur Unterscheidung zwischen „gehörlos“ und „schwerhörig“.

Wie diese Unterscheidung ausfallen kann und warum ich diese Distinktion in meiner Arbeit bezüglich meiner gewählten Interviewpartner nicht in einer exkludierenden Weise vornehme, soll hier erläutert werden.

Schwerhörigkeit

Personen, die aufgrund eines temporären oder permanenten Defektes des Gehörs eine verringerte Hörfähigkeit besitzen, aber dennoch fähig sind, über das Ohr akustische Reize – auch mittels Unterstützung durch Hörgeräte – wahrzunehmen, gelten als „schwerhörig“. Dabei werden noch einmal Unterscheidungen in leicht-, mittel-, hochgradig oder an Taubheit angrenzende Schwerhörigkeit vorgenommen.

(vgl. Katholnig 2008: 8)

Die Sichtweise auf diese Unterscheidungen und ihrer Bedeutung ist eine andere, je nach dem, ob sie von hörender oder gehörloser Seite betrachtet wird. So verweisen Carol Padden und Tom Humphries darauf, dass jemand Schwerhöriger für Hörende beinahe gehörlos ist, im Gegensatz dazu ist eine solche Person in den Augen der Gehörlosen beinahe hörend.

(vgl. Bauman/H-Dirksen 2008: VIII f)

Gehörlosigkeit

Von Gehörlosigkeit wird dann gesprochen, wenn die Fähigkeit, den Bedeutungsgehalt akustischer Eindrücke und die Lautsprache wahrzunehmen, nicht vorhanden ist.

Der Begriff Gehörlosigkeit hat jedoch mehr als nur eine Bedeutung und wird jeweils in der

Medizin, in der Gehörlosenpädagogik oder von Angehörigen der Gehörlosengemeinschaft anders definiert und erhält somit eine jeweils andere Bedeutung.

Die medizinische Sichtweise und auch die der Gehörlosenpädagogik verweisen eindeutig auf das Defizit und stellen den Verlust des Gehörs und die verminderte auditive Wahrnehmung ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Angehörige der Gehörlosengemeinschaft hingegen definieren Gehörlosigkeit als Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die sich (unter anderem) vor allem durch ihre Sprache, die Gebärdensprache, definiert. Die Eigenbezeichnung „gebärdensprachig“ verweist im Gegensatz zum Defizitmodell auf die Kompetenzen einer eigenen Sprache und nicht darauf, dass den Gehörlosen etwas fehlt, sondern dass sie etwas haben.

(vgl. Katholnig 2008: 9f)

„Erst die Tatsache, dass Gehörlose als Minderheit in einer Welt von Hörenden leben, in der Sprache, Medien und Kommunikationsmittel, fast das gesamte tägliche Leben, auf die akustische Wahrnehmungsfähigkeit aufgebaut sind, macht sie zu Menschen, denen etwas fehlt: zu Gehör-losen.“ (Jarmer 1997: 9)

Dennoch ist die Hörschädigung im Leben von Gehörlosen von zentraler Bedeutung, da sie in der Interaktion mit Mitgliedern der hörenden Mehrheitsgesellschaft die Ursache ihrer „Kommunikationsbehinderung“ darstellt. Nach Padden und Humphries ist die Gehörlosigkeit „ein unabänderlicher, wesentlicher Bestandteil ihrer Welt“ (Padden/ Humphries 1991: 101 zit. In: Jarmer 1997: 9)

7.2 Gebärdensprachforschung – Entwicklung eines Selbstbewusstseins für die eigene Sprache und Kultur

Lange Zeit haben Gehörlose die von den Hörenden geprägten Meinungen und Theorien über Gehörlose und Gebärdensprache akzeptiert und die verbreitete Auffassung, dass die Gebärdensprache eine minderwertige Sprache sei, in der es nicht möglich sei, abstrakt zu kommunizieren, übernommen.

Zu einem gesteigerten Selbstbewusstsein und einer Reflexion über die eigene Sprache kam es erst 1960, als der amerikanische Linguist William C. Stokoe, die amerikanische

Gebärdensprache als eigene Sprache beschrieb und aufzeigte, dass sie alle linguistischen Kriterien einer vollwertigen Sprache erfüllt.

(vgl. Katholnig 2008: 29)

Ausgehend von Amerika etablierte sich die Gebärdensprachforschung auch in Europa. In den skandinavischen Ländern seit über 30 Jahren und in Deutschland seit 20 Jahren.

Die wichtigsten Erkenntnisse über Gebärdensprache sind nach Boyes Braem (1995: 14f, In: Katholnig 2008: 30):

- Gebärdensprache ist eine „natürliche“ Sprache (sie wurde nicht erfunden wie beispielsweise Esperanto).
- Gebärdensprache ist aufgrund erster Erkenntnisse eng mit der Kultur der Gehörlosen verbunden.
- Es gibt nicht eine universelle Gebärdensprache, sondern es gibt viele verschiedene nationale Gebärdensprachen (ASL, DGS, ÖGS,...) und regionale Dialekte.
- Gebärdensprache ist nicht an ikonische Inhalte gebunden (wie beispielsweise Pantomime).
- Gebärdensprachen haben eigene linguistische Strukturen.

(Katholnig 2008: 30)

In einer Stellungnahme des Deutschen Gehörlosenbundes zum Thema Gebärden, wird deutlich, dass die Gebärdensprache ein Bindeglied zwischen Gehörlosen darstellt, wie es keine andere Sprache kann und dass sie den Gehörlosen – im Gegensatz zu der Lautsprache – eine uneingeschränkte Kommunikation ermöglicht. Außerdem wird betont, dass die Gebärdensprache die Sprache ist, mit der Gehörlose miteinander kommunizieren, egal welche intellektuellen und lautsprachlichen Fähigkeiten der/die Einzelne hat. Die Vorurteile gegenüber der Gebärdensprache, dass sie eine einfache und primitive Sprache sei, in der es nicht möglich sei, abstrakt zu denken und zu kommunizieren, wird zusätzlich durch die Erwähnung, dass sie nicht die Sprache der intellektuell oder lautsprachlich unbegabten Gehörlosen sei, entkräftet. (vgl. Ahrbeck 1997: 57)

7.3 Gehörlosenkultur / Gehörlosengemeinschaft – eine eigene Kultur?

Die Einführung des Begriffs „Gehörlosenkultur“ ist auf die Zeit der 1970er zurückzuführen, und bringt die Bestrebungen zum Ausdruck, die Gehörlosengemeinschaften als eine eigene Kultur wahrzunehmen, die ihre spezifischen Lebensweisen haben und diese über Gebärdensprachen miteinander kommunizieren.

In dem Bestreben diese Anerkennung zu erzielen, wurde jedoch ein wesentlicher Punkt außer Acht gelassen, der Gegnern als willkommene Angriffsfläche diente: Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriff der Kultur und dessen Analyse.

Dies wirkte sich auf andere wichtige Bereiche, wie zum Beispiel den der Gehörlosenbildung aus, da es aufgrund der mangelnden Erforschung der einzelnen Elemente der Kultur der Gehörlosen, sich als schwierig herausstellte, kulturelle Normen und Werte in diesen Bereichen durchzusetzen.

(vgl. Ladd 2008: xiii)

„Solange es der Erforschung der Gehörlosenkultur an Beachtung und Finanzierung mangelt, wird man sich der wichtigen Aufgabe, nämlich die Gehörlosengemeinschaft zu verstehen, nicht ernsthaft zuwenden können.“ (Ladd 2008: xiii)

7.3.1 Wer gilt kulturell als gehörlos?

Die Gehörlosigkeit alleine ist nicht ausschlaggebendes Kriterium, um als Mitglied der Gehörlosengemeinschaft anerkannt zu werden. Wichtiger ist die Identifikation mit der Gruppe und die Kompetenz in der Gebärdensprache. Nach Padden (1980) ist eine Gemeinschaft ein umfassendes Gesellschaftssystem, das sich dadurch auszeichnet, dass die Menschen, die gemeinsam in einer Gruppe zusammenleben, gemeinsame Ziel verfolgen und gegenseitig Verantwortung für den anderen übernehmen. Teil der Gehörlosengemeinschaft können demnach gehörlose und schwerhörige Personen sein, die Werte und Erfahrungen teilen, gebärdensprachkompetent sind, sich „gehörlos verhalten“ und sich als Mitglieder der Gemeinschaft mit ihr identifizieren und als solche auch von den anderen gesehen werden.

(vgl. Katholnig 2008: 34f)

Es gibt vier Kennzeichen kultureller Gehörlosigkeit:

- physische Gehörlosigkeit
- die Verwendung der Gebärdensprache
- soziale Zugehörigkeit zur Gruppe
- politisches Engagement

Zusätzlich zu dem Begriff der Gehörlosenkultur wurde das Konzept von Ethnizität eingeführt, um die “Natürlichkeit” der gehörlosen Identität gehörloser Personen hervorzuheben/aufzuzeigen und die tiefe Verbindung von Gehörlosen und ihrer dazugehörigen gehörlosen Identität zu unterstreichen. Harlan Lane übernimmt A.D. Smith’s Definition von Ethnizität, nach der Ethnizität auf einer gemeinsamen Benennung, einem Gefühl von Community, bestimmten Verhaltensnormen, geteilten Werten, einem gemeinsamen Wissen und Bräuchen, sozialer Strukturen, Sprache, Kunst, Geschichte und Verwandtschaftsstrukturen beruht. Der Begriff der Ethnizität wurde in Bezug auf Gehörlose so etwa von Lawrence Fleischer verwendet, um diejenigen Gehörlosen zu benennen, die als “natively Deaf” (das großgeschriebene “D” bedeutet Deaf, also Gehörlose im kulturellen Sinne) gelten. Dies sind nach Fleischer jene Gehörlose, die auch gehörlose Eltern haben und in die Tradition der Gehörlosen hineingeboren und dort fest verankert sind. Wobei er hier auch die Möglichkeit mit einschließt, dass hörende Kinder gehörloser Eltern (CODAs – Children of Deaf Adults) ethnisch gehörlos sein können, da auch sie in der gehörlosen Umgebung der Eltern und mit deren Traditionen aufwachsen und damit vertraut sind.

(vgl. Bauman/Dirksen 2008: 10)

Mit dem Bewusstsein, zu einer ethnischen Identität als Gehörlose/r zu gehören, gehen Selbstwertgefühl und eine Identifikation mit der Community einher. “The members within the Deaf Ethnicity circle feel right about themselves as Deaf people. However, the Culture group is somewhat less sure about its understanding of what it means to be Deaf. The Community is much more unsure and more diverse in its understanding. Finally, those in isolation are completely outside.” (Fischer 1991: 140-141 zit. In: Bauman/Dirksen 2008: 10)

Hier wird deutlich, dass der Begriff der Gehörlosenkultur (wird im weiteren noch genauer ausgeführt) mehrere Möglichkeiten beinhaltet, wer als gehörlos im kulturellen Sinne gilt und wer nicht. Die ethnische Definition, im Verständnis von Fleischer, definiert eine bestimmte

kleine Gruppe, die durch ihren äußeren biologischen Rahmen und ihrer tiefen inneren Verbindung mit ihrer Sprache, Geschichte und Traditionen, weniger Unsicherheiten, aber auch weniger Differenzen und Dynamiken zulässt und einen Großteil der Gehörlosen aus diesem Verständnis ausschließt. In der Realität verhält es sich so, dass der Großteil der Gehörlosen hörende Eltern hat und demnach in einer hörenden Umgebung aufwächst und parallel zur Sozialisation in die hörende Kultur ihrer Eltern durch das Hineinführen in die Gehörlosengemeinschaft durch andere Gehörlose sozialisiert wird.

Die zuvor beschriebene starre Sichtweise des Diskurses über Gehörlosenkultur und gehörlose Ethnizität entstand in den 1980er Jahren und frühen 1990er Jahren und definierte eine einzige gehörlose Identität, die als eine unveränderliche – ohne Berücksichtigung der Einflüsse der hörenden Mehrheitsgesellschaft, in der die Gehörlosen leben - beschrieben wurde. In den 1990er Jahren wurde der Aspekt, dass Gehörlose Teil der hörenden Mehrheitsgesellschaft sind, in die Überlegungen über die Kultur der Gehörlosen miteinbezogen. So sprach Rutherford (1992) im Zusammenhang mit der Gehörlosenkultur von einer “Subkultur”, wobei ihm bewusst war, dass dieser Terminus aufgrund seiner Negativbehaftung, da es eine Unterordnung und keine Gleichstellung suggeriert, schwierig ist.

(vgl. Bauman/Dirksen 2008: 10)

Turner (1994) würde eher von einer “Mikrokultur” sprechen, die mit den anderen koexistiert: „Beim Versuch, die Existenz einer eigenen Gehörlosenkultur nachzuweisen, dient häufig ein Kulturbegriff als Grundlage, der von einer kulturellen Homogenität ausgeht. Ein solcher Kulturbegriff lässt die Heterogenität und Multikulturalität von Gesellschaften außer Acht. Zwischen Gehörlosen und nicht-gehörlosen Personen gibt es viele Gemeinsamkeiten. Daher können Gehörlose lediglich als Mitglieder einer Mikrokultur betrachtet werden: Mikrokulturen sind Subgruppen innerhalb größerer Gesellschaften mit gemeinsamen kulturellen Merkmalen. Mitglieder von Mikrokulturen teilen für gewöhnlich viel von ihren Kenntnissen und ihrem Wissen mit allen in der größeren Gesellschaft, aber besitzen ein besonderes kulturelles Wissen, das für eine Subgruppe einzigartig ist. Es ist dieses geteilte Wissen, das ihre Mikrokultur ausmacht.“ (Spradley/McCurdy 1987, zit. in Turner 1994: 113)

Diese Definition kann ebenso positiv wie negativ in Bezug auf das Selbstverständnis

Gehörloser und auch in Bezug auf das Verständnis Hörender gegenüber Gehörlosen verstanden werden.

Einerseits inkludiert dieses Kulturverständnis demnach Gehörlose als Teil der Mehrheitsgesellschaft und als solche hätten sie gleiche Rechte und Chancen wie Hörende.

Betrachtet man jedoch die Geschichte der Gehörlosen unter dem Aspekt ihrer jahrelangen Unterdrückung, und sieht sie zudem als Angehörige einer (sprachlichen) Minderheit, die ständig um eine Gleichstellung in der Gesellschaft und für eine Anerkennung ihrer Sprache, der Gebärdensprache, kämpfen müssen, könnte diese Definition auch negative Auswirkungen auf die Durchsetzung und Anerkennung von Minderheitenrechten haben.

Ein weiteres Konzept, das die Situation und Lebenswelten von Gehörlosen beschreibt, ist das des Bikulturalismus. Dieses Verständnis kultureller Lebenswirklichkeiten beschreibt die Dynamik von Identitätskonstruktionen und zeigt die Komplexität der (gehörlosen) Identität(en).

So zeigt auch Lennard Davis, dass das Anerkennen der verschiedenen Erfahrungen von Gehörlosigkeit mit den meisten Formen von Identitätspolitik Parallelismen aufweisen.

“The first wave of any struggle involves the establishment of the identity against societal definitions that were formed largely by oppression. In the first place, the identity – be it blackness, or gayness, or Deafness – is hypostasized, normalized, turned positive against the negative descriptions used by the oppressive regime. In a second wave, the principals are comfortable about self-examining, finding diversity within the group, and struggling to redefine the identity in more nuanced and complex ways. Often this phase will produce conflict within a group rather than unity.” (Davis 2002: 11 zit. In: Bauman/Dirksen 2008: 11)

Aufgrund der verschiedenen Definitionen kultureller Gehörlosigkeit und der Erkenntnis von Differenzen innerhalb der gehörlosen Welt stellte sich die Frage, was nun als Basis herangezogen werden kann, um kulturelle Gehörlosigkeit fest zu machen. Zwei Aspekte scheinen hier als Grundvoraussetzung: die physische Gehörlosigkeit an sich und die Verwendung der Gebärdensprache.

Diese Überlegungen führten zu einem weiteren Terminus, der die Gehörlosengemeinschaft als “signing community” beschreibt.

(vgl. Bauman/Dirksen 2008: 12)

Ein von vielen Gehörlosen übernommenes Konzept - "Deafhood" - stammt von Paddy Ladd. "Deafhood" beschreibt einen Prozess, in dem Gehörlose sich ihrer gehörlosen Identität bewusst werden. Dieser Prozess gestaltet sich in dem Streben der Gehörlosen, sich untereinander das Gehörlose-Sein in der Welt zu erklären. Ladd versteht "Deafhood" als einen Dialog, indem die gehörlose Identität gestärkt wird und als einen Prozess, der das Gehörlos-Sein, aber auch das Gehörlos werden im Sinne einer Bewusstwerdung der kulturellen Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft beschreibt.

(vgl. Bauman/Dirksen 2008: 12f)

Guy McIlroy (2005) plädiert für die Verwendung des Terminus "DeaF", wobei das "F" auf die Fluidität von Identitäten hinweist, "not as essentially rooted in either Deaf or hearing worlds, but in the cultural agility that "handles the interface/tension between both worlds." (Bauman/Dirksen 2008: 13)

Diese Bezeichnung verweist auf das Konzept hybrider Identitäten und Kulturen und auf die in Kapitel 3.3.2. angeführte Definition von Identität, nach der diese aus mehreren Teil-Identitäten besteht.

7.4 Die Definitionsmacht von Kultur am Beispiel der Gehörlosengemeinschaft

Höhne argumentiert, dass es in den Diskursen über Kultur seit dem 19. Jahrhundert drei Aspekte gab, die die Definitionsmacht von Kultur ausmachten: „Unterscheidung“, „Bildung von Identität“ und „Problembeschreibung“. Alle haben gemein, dass sie das "Andere" bzw. das "Fremde" im jeweiligen Diskurs über Kultur definieren. Dieser Fremddefinition ist sowohl der Vergleich als auch eine Definitionsmacht inhärent. Höhne verweist im Weiteren darauf, dass in den Sozial- und Erziehungswissenschaften ein unreflektierter ethnologischer Kulturbegriff übernommen wurde, der in den 1970er Jahren zu einem erneuten Trend zur Verwendung des Ethnizitätsbegriffes führte. Dabei wurden Beobachtungen ethnischer Unterschiede unhinterfragt als empirische Realitäten angenommen, anstatt diese als Konstruktionen wahrzunehmen, die sich aus einem Zusammenspiel aus Beobachtungen des/der ForscherIn und der ihm/ihr zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen und aufgrund von Sozialisation erworbenen Kategorien ergeben, mit denen das Beobachtete eingeteilt, geordnet, systematisiert und kategorisiert wird. (vgl. Höhne 2001: 201f)

Die Definitionsmacht von Kultur kann sowohl der Fremd- als auch der Eigenzuschreibung dienen. Bei der Eigenzuschreibung, also der Definition von Kultur als Abgrenzung und Definition des “Eigenen”, um der Fremddefinition entgegen zu wirken und sich so selbst Gehör zu verschaffen, sollte mitgedacht werden, dass immer auch Fremdzuschreibungen unbewusst zu Eigenzuschreibungen werden können. Dennoch stellt sich m. E. in Bezug auf den Kulturdiskurs der Gehörlosengemeinschaft als Abgrenzung zu der hörenden Mehrheitsgesellschaft mehr die Frage nach der eigenen Kultur und was diese ausmacht, als die Dringlichkeit, die “Anderen” zu definieren. Im Kulturdiskurs innerhalb der Gehörlosengemeinschaft wiederum wird – wie oben ersichtlich – die Definition der “Anderen” wieder deutlicher. Die “Anderen” stellen dann in diesem Fall die Gehörlosen dar, die sich nicht im kulturellen Sinne gehörlos verhalten, oder nach dem Ethnizitätsverständnis von Fleischer, jene, die keine gehörlosen Eltern haben. In diesem Diskurs scheint jedoch auch auf, dass diejenigen, die im jeweiligen Verständnis nicht als kulturell gehörlos gelten, wieder mit Argumenten ausgeschlossen werden, die mit der Nähe oder Ähnlichkeit zur hörenden Welt begründet werden, also dem “äußeren Anderen”.

7.4.1 „Talking Culture and Culture Talking“

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur, was diese ausmacht, wer sie, wodurch definiert und wer berechtigt ist, diese (mitunter von außen) zu definieren, macht einen Bewusstwerdungsprozess aus und stellt demnach auch einen Bildungsprozess dar. Ein reflektiertes Nachdenken darüber macht Kritik möglich, die wiederum befreiend wirken kann. Das Nachdenken und Reden über Kultur macht es möglich, über die eigene Identität zu reflektieren, die sich aus der Kultur heraus entwickelt, und somit auch Kultur selbst kritisch zu hinterfragen.

Das hier vorliegende Kapitel beschäftigt sich mit den Überlegungen Humphries, der selbst Angehöriger der Gehörlosen Kultur ist, in “Talking Culture and Culture Talking” (vgl. Humphries 2008: 35-41), über Fragen, die die Gehörlosenkultur betreffen.

Der Gegenstand und die Form, in der „Kultur geredet“ wurde und wird, ist von zentraler Bedeutung für eine Theorie, die alle Gehörlosen auf der Welt in der Vorstellung von Kultur verbindet. „But before we talked culture, culture talked.“ (Humphries 2008: 35) Ohne dem

Bewusstsein, oder der Bezeichnung von Kultur, haben Gehörlose über sich selbst, über ihr Leben, ihre Überzeugungen, deren Interpretationen von der Welt, deren Bedürfnisse und über ihre Träume geredet und sich gegenseitig ausgetauscht. Diesen Prozess, in dem Personen über ihr Leben berichten und sich gedanklich austauschen, ist für Humphries einer der stärksten kulturellen Prozesse, der Prozess des „culture talking“. Dieser Prozess ist die Grundlage, sowohl für private als auch für öffentliche Äußerungen, für das, was wir heute Gehörlosenkultur nennen.

Über Kultur nachzudenken und darüber zu reden, oder auch „Kultur zu reden“, führt zu einem erhöhten Gedankenaustausch und gibt den Dingen Bedeutung und beschreibt nach Humphries einen Beschleunigungsprozess von Kultur. „We express to each other all the meaning and knowledge of our worlds and in doing so create kinds of „imagined communities“ (Anderson 1991). We express a world that emanates from „me“ but includes „we“. We express the kind of communities that we wish to have but reveal what we don't intend.“ (Humphries 2008: 35) Humphries schildert den Moment, als es - beginnend in den 1960er Jahren - zu einem bewussten Reden über Kultur kam, als eine Entscheidung der Gehörlosen, ihre eigene private Welt „Kultur“ zu nennen. Dieser Entscheidung ging das Bestreben voraus, selbst etwas für ihre eigene Repräsentation in der Öffentlichkeit beizutragen, um diese authentischer und mehr ihrer Selbstzuschreibung anzupassen, als sich von Fremdzuschreibungen bestimmen zu lassen. Um dies zu bewerkstelligen, mussten die Gehörlosen erst einmal einen neuen Weg finden, über sich selbst zu reden und dieser Frage wurde innerhalb eines Kulturdiskurses nachgegangen. Die Schwierigkeit, einen neuen Weg zu finden, über sich selbst zu reden, lag an der vorausgegangenen Art und Weise, wie Gehörlose über sich selbst in der Konfrontation mit Hörenden redeten und sich präsentierten. Humphries schreibt, „we silenced ourselves“, womit er meint, dass die Gehörlosen in der Auseinandersetzung mit der dominanten unterdrückenden hörenden Mehrheitsgesellschaft ihre Bedürfnisse zurückschraubten oder verheimlichten und sich nach außen hin an die Ideale und Wertvorstellungen der Hörenden anpassten. (vgl. Humphries 2008: 36)

Humphries schildert den Prozess des „talking culture“, der im Verständnis vieler, Identitäten befreit oder hervorbringt, als „that is as much about *processing identities* and *creating artifacts* in the process that help us to hold and circulate among us and among others those notions that we wish to project into public space.“ (Humphries 2006: 37)

In den späten 1960er Jahren und Anfang der 1970er Jahre, als der Prozess, über Kultur zu

reden in Gang gesetzt wurde, standen die Gehörlosen vor dem Problem, dass sie, wenn sie behaupteten, es gäbe so etwas wie eine Gehörlosenkultur, sie diese auch in Form von Artefakten beweisen mussten. Plötzlich war der Anspruch gegeben, dass es Kunst und Literatur geben musste, die „gehörlos“ ist. Demnach waren sie in der Situation, ihre Differenzen gegenüber der hörenden Welt sichtbar zu machen. Humphries spricht davon, dass die Gehörlosen seit vierzig Jahren damit beschäftigt waren, Beweise ihrer Kultur, ihrer Echtheit und Einzigartigkeit zu finden - „collecting ourselves“ (Clifford 1988 zit. In Humphries 2008: 37).

Humphries erwähnt, dass er schon früher auf die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion innerhalb der gehörlosen Kunst verwiesen hätte, räumt aber gleichzeitig ein, dass er mit diesem Vorhaben etwas zu früh dran war, da die Definition der gehörlosen Kunst noch in ihren Anfängen stand und einer Kritik nicht standgehalten hätte, da sie noch von vielen Unsicherheiten geprägt war.

Betrachtet man Kunst und Literatur als Wege, ein kollektives Bewusstsein auszudrücken, so kann in beiden Fällen von „culture talking“ gesprochen werden. Nach Humphries führt eine solche Selbstpräsentation, die sich nur darauf konzentriert, den Rest der Welt davon zu überzeugen, dass es eine Gehörlosenkultur gibt und darüber zu reden, welche Qualen die Gehörlosen im Laufe der Geschichte durchmachen mussten, dazu, dass „we are bound by our relationship to the other and not free.“ (Humphries 2008: 40) Humphries plädiert, anstelle eines weiteren Sammelns an Beweisen, für eine weitere Auseinandersetzung und ein besseres Verständnis dafür, „how Deaf Culture moves through the world“. Nach Humphries sollte sich der Diskurs mehr auf kulturelle Prozesse richten, als auf „die Kultur“. Die Konzentration auf kulturelle Prozesse kann dabei helfen, die eigene Welt von innen heraus zu verstehen.

„But I think, that we, and especially those of us in deaf Studies, now need to achieve a balance between the rhetoric of talking culture that too often seeks to „prove“ something and talking culture that is about the circulation and acceleration of culture. (...) But simply, we need to move on from „How are we different?“ to „How are we being?“ (Humphries 2008: 41)

7.5 Kollektive Identität und „we-groups“

Verfolgt man die verschiedenen Ansätze von Ethnizität bzw. ethnischer Identität nach Bretell (siehe Kapitel 4. Migration und Identität) bei der Deutung der Gehörlosenkultur, so stellt sich die Frage, in wie weit Identität von Gehörlosen als Strategie genützt wird bzw. instrumentalisiert wird, um gewisse Forderungen durchzusetzen bzw. Ziele zu erreichen. Identitäten können in diesem Sinne sowohl von einem selbst neu konstruiert und äußeren Umständen angepasst werden, als auch von außen definiert werden. Zugeschriebene Gruppen-Identitäten werden z.B. von politischen Bewegungen als Zielgruppe benutzt und instrumentalisiert, um den Interessen der Organisation zu nützen (vgl. Schlee 2002: 8)

Die neue Konstruktion und jeweilige Anpassung von kollektiven Identitäten in Bezug auf ethnische Gruppen und Nationen sind für deren Fortbestehen ebenso von Relevanz. „One remarkable feature of we-groups is the process we call switching. That means a rapid change from one frame of reference to the other.“ (Elwert 2002: 35)

Innerhalb dieser verschiedenen Strukturen und ihrer Grenzen kommt es zu einem „switching“ – zu einem Wechsel von einem Bezugssystem zum anderen, um sich eine gewisse Beweglichkeit zu erhalten. Bei diesem Prozess des „switching“ werden Grenzen immer wieder neu definiert und neu interpretiert (vgl. Elwert 2002: 39). Um sich in einem politischen System, das die Individuen nach Nationalitäten und ethnischer Zugehörigkeit kategorisiert, Gehör zu verschaffen, greifen Minderheiten zum Mittel der Abgrenzung und der Betonung ethnischer Unterschiede, um als eigenständige Gruppe wahrgenommen zu werden und so um Anerkennung und Gleichberechtigung und gegen Ungerechtigkeiten und Unterdrückung zu kämpfen.

Die Forderung der Gehörlosen nach Anerkennung ihrer eigenen Kultur erforderte von ihnen eine Auseinandersetzung mit dieser, um sichtbar zu machen, was die Kultur der Gehörlosen ausmacht. Das heißt, erst eine Sichtbarmachung des Anders-Seins, eine Abgrenzung der Gehörlosen von den Hörenden und die Betonung ihrer Besonderheiten bildeten die Voraussetzung für die geforderte Anerkennung ihrer Kultur.

„We are all multilingual, at least in respect of language registers, we master different roles which we put into practice according to the situation and we make use consecutively of several affiliations (several modes of belonging, or identities in the strict systemic sense.) We

may call this phenomenon “polytaxis” or “polytactic potential.” (Elwert 2002: 39)

Ein weiterer Punkt, den Elwert anspricht, ist in Hinblick auf die Zugehörigkeit zur Gebärdensprachgemeinschaft interessant: Hierbei geht es um das Hineingeboren werden in eine Familie, die einem automatisch das “Recht” gibt, zu dieser ethnischen Gruppe dazuzugehören bzw. Mitglied derselben Gruppe zu sein.

Gehörlose Kinder hörender Eltern wachsen zunächst in der hörenden Welt auf und in dem kulturellen Umfeld ihrer Eltern. Die Zugehörigkeit zur hörenden Welt wird für gehörlose Kinder aufgrund sprachlicher Barrieren oft durch Ausgrenzung oder die Unmöglichkeit einer vollen Teilnahme am öffentlichen Leben erschwert. Ebenso erweist sich die Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft bzw. als Mitglied der Gruppe anerkannt zu werden, nicht automatisch durch die Tatsache der Gehörlosigkeit als gegeben.

7.5.1 Was hält „we-groups“ und Identitäten aufrecht und stabilisiert diese?

„Not one language directly, but one network of communication combined with shared social norms seems to be the basis of all processes of we-group formation. (Elwert 2002: 46)

Entscheidend als Grundlage für die Mitgliedschaft in einer „we-group“ ist nicht direkt die gemeinsame Sprache, sondern ein Kommunikationsnetzwerk in Verbindung mit sozialen Normen und Verhaltensmustern, um als Mitglied der Gehörlosengemeinschaft anerkannt zu werden.

Das Bewusstsein einer kollektiven Identität ist für eine gegenseitige Unterstützung und Solidarität innerhalb einer Gemeinschaft wesentlich. Dieser Zusammenhalt vermittelt das Gefühl von Sicherheit, die in der äußeren Umwelt nicht vorzufinden ist. (vgl. Moosmüller 2002: 12)

Kollektive Identität von MigrantInnen kann als Schutz gegenüber negativen Erlebnissen in und mit der Aufnahmegesellschaft fungieren. Durch die Betonung der eigenen Besonderheit und Einzigartigkeit werden negative Gefühle und negative Erfahrungen von Ausgrenzung und Abwertung abgewehrt. (vgl. Moosmüller 2000: 19)

Die Geschichte der Gehörlosen verweist ebenfalls auf eine lange Erfahrung von Ausgrenzung und Abwertung. Gehörlose wurden und werden teilweise noch immer, als ungebildet und

„dumm“ angesehen. Aufgrund ihrer Gehörlosigkeit wurde lange Zeit eine Sprach- und daraus folgende Denkfähigkeit assoziiert.

Bereits für gehörlose Personen ohne Migrationshintergrund ist die kollektive Identität als Schutz gegen die bedrohliche Umwelt (die hörende Mehrheitsgesellschaft) m.E. von zentraler Bedeutung, da Gehörlose bereits in ihrem Heimatland zur einer Minderheit gehören, die - besonders in Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zu einer sprachlichen Minderheit - jahrelang um die Anerkennung ihrer Sprache kämpfen mussten und um Gleichberechtigung in gesellschaftlichen, sozialen und politischen Belangen. Dieser Kampf um Gleichberechtigung und Emanzipation kann als weiteres Moment verstanden werden, das die Betonung einer eigenen Gehörlosen-Kultur so wichtig erscheinen lässt.

„Das wir-sind-anders“-Bewusstsein im Sinne eines „wir-sind-besser“-Gefühls kann einen wirksamen Schutzmechanismus darstellen.“(Mossmüller 2002:19)

Kommt es im Zuge der Identitätsentwicklung zu einem ausgewogenen Verhältnis von Anpassung und Distanz vom sozialen Umfeld und damit zu einer Übereinstimmung von Eigen- und Fremdwahrnehmung, so tritt die Notwendigkeit des zuvor genannten Schutzmechanismus in den Hintergrund. Nach Mead ist ein solches Gleichgewicht von dringlichster Wichtigkeit, um seine Identität entwickeln zu können. (vgl. Ahrbeck 1997: 17, 22)

8 Lebenswelten gehörloser MigrantInnen – dargestellt aus der Sicht der gehörlosen InterviewpartnerInnen (Eine Verbindung von Theorie und Empirie im Sinne der „Grounded Theory“)

In diesem Kapitel kommt es, nach der Zusammenfassung der Interviews in Kurzform und der Beschreibung der Kontaktaufnahme, zu einer expliziten Darstellung der verschiedenen Aspekte der Lebenswelten meiner InterviewpartnerInnen anhand einer Auswahl von Interviewausschnitten, um der eingangs erwähnten Methode des lebensgeschichtlichen Interviews, mit seiner Intention, die interviewte Person selbst sprechen zu lassen, gerecht zu werden, als auch zu einer Verbindung von Theorie und Empirie, um im Sinne der Grounded Theory deren Wechselwirkung zu veranschaulichen.

8.1 Zusammenfassung des Interviews

8.1.1 Kontaktaufnahme

Die Kontaktaufnahme zu meinen InterviewpartnerInnen gestaltete sich auf unterschiedliche Weise. Interviewpartnerin A und ich haben uns vor dem Interview, außerhalb des Kontextes meines Forschungsvorhabens, zwei, drei Mal getroffen, um gemeinsam für ihre Psychologie-Prüfung zu lernen. Nachdem ich ihr von meinem Forschungsinteresse bezüglich gehörloser MigrantInnen erzählte und der für mich anfangs schwierigen Suche bzw. Frage, wie ich diese „finden“ sollte, entgegnete sie, dass sie selbst aus Polen komme und erklärte sich schnell dazu bereit, mir ein Interview zu geben. Interviewpartner B und C habe ich im Zuge meiner teilnehmenden Beobachtungen im Equalizent kennen gelernt. Den Kontakt zu Interviewpartnerin D eröffnete mir Interviewpartnerin A, nachdem ich sie fragte, ob sie eventuell noch jemand Gehörlosen mit Migrationshintergrund kenne. Zu Interviewpartnerin E und Interviewpartner G kam ich jeweils über die Vermittlung von Bekannten, die mit mir gemeinsam Gebärdensprachkurse besucht hatten. Während eines Gebärdensprachstammtisches (dies sind Treffen, zu denen sich hörende KursteilnehmerInnen, deren Kurs-Leiter und Gehörlose treffen, um zu gebärden und sich auszutauschen) erzählte ich einem der Kursleiter von meinem Diplomarbeitsthema und dass ich noch einen letzten/ eine letzte InterviewpartnerIn suche. Im Laufe des Gesprächs kam es dann dazu, dass er selbst

anbot, mir ein Interview zu geben, was ich dankend annahm. So kam ich zu Interviewpartner F.

8.1.2 Interviewpartnerin A

Interviewpartnerin A ist 25 Jahre alt. Sie ist in Polen geboren. Ihre Eltern haben sich getrennt, als sie noch klein war. Der zweite Mann ihrer Mutter ist Österreicher und aus diesem Grund sind sie dann auch nach Österreich gekommen. (IP) P war zur Zeit der Migration nach Österreich neun Jahre alt.

In Österreich besuchte sie das erste Jahr eine hörende Schule und wechselte danach in eine Schwerhörigenschule. In den ersten beiden Jahren besuchte sie zusätzlich zur österreichischen Schule noch einmal in der Woche eine polnische Schule. Ihren Eltern war es sehr wichtig, dass sie bilingual aufwächst, aber nach zwei Jahren haben sie dann eingesehen, dass es eine zu große Belastung für sie war, beide Schulen zu besuchen.

Als sie in Österreich in die Schwerhörigenschule geht, hat sie das erste Mal gehörlose Freunde und lernt von ihnen die Gebärdensprache. In der Schule, von den Lehrern und zuhause, von ihren Eltern, wird die Gebärdensprache nicht gerne gesehen, bzw. in der Schule wird den Gehörlosen verboten, die Gebärdensprache zu verwenden. Zuhause wurde Interviewpartnerin A in der Lautsprache und im Schreiben sehr gefördert, da ihre Mutter Angst hatte, dass sich die Verwendung der Gebärdensprache negativ auf ihre lautsprachlichen Kompetenzen auswirken würde.

Interviewpartnerin A entscheidet sich für die Gebärdensprache und taucht in die ihr neue und interessante Welt der Gehörlosen ein. Die hörende Welt tritt zu dieser Phase ihres Lebens in den Hintergrund.

Bevor sie nach Österreich gekommen ist, hatte sie keinen Kontakt zu anderen Gehörlosen und wusste auch nichts von der Existenz einer gehörlosen Welt, sowie der Gebärdensprache. Sie ist in einem Dorf in Polen aufgewachsen, in dem sie die einzige Gehörlose war. Sie selbst schildert ihre Kindheit in Polen als eine normale Kindheit, mit einem gewöhnlichen Alltag. Sie ging dort zur Schule und hatte Freunde. Da es außer ihr keine anderen Gehörlosen gab, war sie automatisch nur mit Hörenden zusammen.

Im Alltag spricht sie drei Sprachen. Mit ihrer Mutter und ihrem älteren Bruder spricht sie polnisch; mit ihrem Vater (ihr Stiefvater, aber sie nennt ihn Vater) und ihrem jüngeren Bruder spricht sie deutsch. Mit ihren gehörlosen Freunden kommuniziert sie in Gebärdensprache.

Keines ihrer Familienmitglieder beherrscht die Gebärdensprache, weder in Österreich noch in Polen.

In Österreich engagiert sie sich im Alter von sechzehn, siebzehn Jahren innerhalb der Gehörlosengemeinschaft und gründete mit anderen gehörlosen Jugendlichen eine Jugendgruppe mit dem Namen JDM (Youth Deaf Meeting).

Mit siebzehn organisierte sie mit Unterstützung ihrer Mutter ein Camp in Polen, um österreichische und polnische gehörlose Jugendliche zusammen zu bringen. Diese Camps fanden über mehrere Jahre einmal im Sommer statt. 2003 wurde sie dann Mitglied im österreichischen Gehörlosenbund, wo sie sich ebenfalls dem Thema Jugend annahm. Im Rahmen ihrer Arbeit beim österreichischen Gehörlosenbund unternahm sie internationale Reisen und lernte viele Gehörlose aus der ganzen Welt kennen. Sie war sehr interessiert an einem gegenseitigen Kulturaustausch. Interviewpartnerin A studiert in Wien Psychologie.

8.1.3 Interviewpartner B

(IP) B kommt aus Jordanien und ist Mitte 30.

Seine Eltern und seine Schwester sind hörend; sein Bruder ist gehörlos.

Da (IP) B schwerhörig ist besuchte er in Jordanien eine Schwerhörigenschule in der es verboten war zu gebärden und lernte erst im Alter von 12 Jahren von anderen Gehörlosen die Gebärdensprache. Allerdings herrschte und herrscht bei seinen Eltern zu Hause nach wie vor Gebärdensprachverbot, da seine Eltern die Meinung vertreten, dass die Gebärdensprache der lautsprachlichen Sprachkompetenzen im Wege steht. Die Kommunikation innerhalb seiner Familie – mit Ausnahme seines gehörlosen Bruders, mit dem er in Gebärdensprache kommuniziert – verläuft in Lautsprache. Interviewpartner B selbst identifiziert sich jedoch mehr mit der Gehörlosengemeinschaft und bevorzugt die Kommunikation in Gebärdensprache. Sein Hörgerät trägt er, wie er sagt, weil er sich sicherer damit fühlt.

Mit 23 Jahren migrierte er nach Österreich. Hier lebt er gemeinsam mit seiner Freundin (auch gehörlos) in Wien. (IP) K arbeitete ein halbes Jahr lang in Korneuburg, gab diese Arbeit jedoch aufgrund des täglichen Pendelns nach Wien wieder auf. Danach arbeitete er siebeneinhalb Jahre im Flex als Lagerarbeiter. Zur Zeit des Interviews ist (IP) B auf Arbeitssuche und besuchte zur Zeit meiner teilnehmenden Beobachtung und zum Zeitpunkt des Interviews den Berufsorientierungslehrgang für Schwerhörige und Gehörlose im

Equalizent.

(IP) B besucht seine Familie regelmäßig in Jordanien und liebt es zu reisen.

8.1.4 Interviewpartner C

(IP) C ist um die 20 Jahre alt und lebt gemeinsam mit seiner Schwester (hörend) am Rande von Wien in einem Haus. Seine Eltern sind hörend und arbeiten in Frankreich und leben unter der Woche dort. Am Wochenende kommen sie immer wieder nach Hause. Sein Vater kommt aus Bosnien und seine Mutter aus Serbien. (IP) C kam aufgrund von Komplikationen während der Schwangerschaft (die Nabelschnur hatte sich um seinen Hals gewickelt) schwerhörig zur Welt. Seine Eltern waren zu Beginn geschockt und (IP) C erlebte als Kind ihre Traurigkeit wegen seiner Gehörlosigkeit. Interviewpartner C bekam ein Hörgerät und ging mit 8 Jahren in eine Schule für Gehörlose. Dort sah und lernte er von anderen Mitschülern Gebärdensprache. In der Schule und auch von Seiten der Eltern wurde die Konzentration und Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der lautsprachlichen Fähigkeiten gerichtet. Dennoch schien das Interesse seiner Familienangehörigen gegenüber der Gebärdensprache groß und (IP) C unterrichtete sie in Gebärdensprache. Im Alter von 13 Jahren ging (IP) C in England zur Schule. Nach seinen Angaben lebte er dort alleine (ich nehme an, er wohnte in einem Heim, bzw. die Schule war ein Internat) während seine Eltern bereits in Frankreich arbeiteten. Sein Vater ist Chef eines Hotels und seine Mutter ist die „zweite Chefin“. (IP) C erzählte, dass er, bevor er nach England ging, gute Kenntnisse in der deutschen Sprache hatte, aber sehr vieles in der Zeit, die er in England war und sich voll auf die englische Sprache konzentrierte, wieder vergessen hatte und als er dann nach vier Jahren in England wieder zurück nach Wien kam, musste er wieder anfangen, die deutsche Gebärdensprache und die deutsche Schrift – und Lautsprache zu lernen. (IP) C hat bereits eine Friseurlehre angefangen, eine Kochlehre in Salzburg abgeschlossen, mit 17 Jahren, als er noch in England war, gemodelt, war Tänzer in einem Club in Wien, arbeitete für kurze Zeit im Tiergarten, und versuchte sich einige Zeit als Kellner in Frankreich im Hotel seiner Eltern. (IP) C scheint seinen Erzählungen nach schon viel – gemeinsam mit seinen Eltern – gereist zu sein. Interviewpartner C war ebenfalls zur Zeit, als ich mein Praktikum im Equalizent machte, im Berufsorientierungslehrgang, wie Interviewpartner B. Mittlerweile hat er eine Praktikumsstelle bei einem Friseur bekommen und besucht weiterhin einen Abendlehrgang im Equalizent.

8.1.5 Interviewpartnerin D

Interviewpartnerin D kommt aus China. Sie ist in Shanghai geboren und aufgewachsen und besuchte von klein auf Bildungseinrichtungen für Gehörlose, einschließlich der Universität, an der sie ebenfalls nur mit Gehörlosen zusammen war. Ihr Leben in China gestaltete sich demnach zu großen Teilen voll in Gebärdensprache. Ihre Mutter ist hörend und gebärdensprachkompetent. (IP) D interessierte sich seit sie ein kleines Kind war für Kunst und dieses Interesse blieb bestehen, sodass sie nach der Schule Kunst studierte. Nachdem sie ihren Mann aus Österreich in China kennen gelernt hatte, beschlossen sie, eine Europareise zu machen und als sie in Österreich waren, beschloss (IP) D, die Aufnahmeprüfung für die Akademie der Bildenden Künste in Wien zu machen. Sie schaffte sie und blieb 4 Jahre bis zur Beendigung des Studiums in Wien. Nachdem ihr Studentervisum abgelaufen war, musste sie zurück nach Shanghai. Dann beschlossen sie, zu heiraten und (IP) D lebt nun seit insgesamt 5 Jahren in Wien. Die Migration nach Österreich bedeutete für sie auch ein Leben in zwei neuen Welten – der österreichischen und der hörenden - und zwei neuen Sprachen – deutsch und österreichische Gebärdensprache. Die Situation auf der Uni gestaltete sich für (IP) D völlig anders, als in China, da sie plötzlich die einzige Gehörlose unter lauter Hörenden war. Sie selbst hat sich nach einiger Zeit an diese Situation gewöhnt und trägt beide Welten – die Gehörlose und die Hörende – in sich. Sie selbst hat in China eine Trennung der gehörlosen und der hörenden Welt erlebt und ist gegen eine solche Trennung. (IP) D hat bereits bei mehreren Projekten mitgewirkt, in denen es um die Stärkung der gehörlosen Identität und der Gehörlosengemeinschaft geht – sowohl in China, als auch in Österreich. Außerdem ist sie engagiert und interessiert Gehörlose von China und Österreich zusammenzubringen und einen kulturellen Austausch zu fördern.

8.1.6 Interviewpartnerin E

Interviewpartnerin E kommt aus Ungarn. Ihre Eltern und ihre Schwester sind gehörlos, sie selbst ist hörend geboren. Ihre ersten sechs Lebensjahre verbrachte sie bei ihren hörenden Großeltern am Land. Mit sechs Jahren holte sie ihre Mutter wieder zurück nach Budapest, da sie dort zur Schule gehen sollte. Nach einem halben Jahr erlaubte sie in Folge einer schweren Mittelohrentzündung und besuchte daraufhin eine Schule für Schwerhörige. Mit 12 Jahren

tritt sie dem Tischtennisverein für Hörbehinderte in Budapest bei. Über das Tischtennispielen lernt sie später bei einem internationalen Tischtennisturnier ihren Mann aus Österreich kennen, der ebenfalls gehörlos ist. Nachdem sie ihre Ausbildung in Allgemein Medizin abgeschlossen hatte, entschieden sie, zu heiraten und nach Österreich zu ziehen. Ein Jahr vor ihrer Hochzeit ereignete sich ein besonders einschneidendes Erlebnis: Interviewpartnerin E ging gemeinsam mit einer Freundin an der österreichisch-ungarischen Grenze spazieren, als sie von Polizisten aufgegriffen wurden, die die beiden Frauen unter Verdacht des Fluchtversuchs inhaftierten. (IP) E wurde mehrere Wochen lang festgehalten – zuerst in einer dunklen Zelle, dann wurde sie in die Frauenhaft verlegt - ohne das Recht, mit ihren Eltern zu sprechen, da kein Dolmetscher anwesend war und die Polizisten so das gesagte – in Gebärdensprache – nicht verstanden hätten. Nach mehreren Wochen in Haft wurde Interviewpartnerin E freigesprochen und entlassen. Bis Interviewpartnerin E mit ihrer Ausbildung fertig war, besuchte sie ihr Mann regelmäßig in Ungarn, da es (IP) E wegen des Kommunismus nicht möglich war, auszureisen. Nach der Hochzeit nahm Interviewpartnerin E die österreichische Staatsbürgerschaft an und emigrierte im Alter von 20 Jahren nach Wien. Die erste Zeit in Österreich war sehr hart für sie und sie hatte starkes Heimweh, da sie bis auf ihren Mann und dessen Familie, niemanden in Wien hatte, an den sie sich hätte wenden können. Außerdem hatte sie Schwierigkeiten, eine Arbeit zu finden und stieß aufgrund ihrer Gehörlosigkeit im Laufe ihres Lebens in Österreich immer wieder auf Barrieren. Die mehrfach erlebte Diskriminierung und das ständige Kämpfen um ihre Rechte machten ihr das Leben in Österreich schwer, vor allem die Tatsache, dass sie ihrem gelernten Beruf in Österreich nicht nachgehen konnte. Nachdem sie bei verschiedenen Firmen gearbeitet hatte, machte sie eine Ausbildung zur Masseurin und eine weitere zur Sport- und Heilgymnastik. Erst seit ein paar Jahren hat Interviewpartnerin E endlich einen Job gefunden, mit dem sie zufrieden ist. Zur Zeit des Interviews arbeitet Interviewpartnerin E in einem Copy Shop und gibt Gymnastikunterricht im WITAF (der Wiener Taubstummen- Fürsorge- verband besteht seit 1865. Da dieser Wortlaut heute nicht mehr zeitgemäß ist, steht WITAF heute für: Wissen Information Tradition Aktuelles Forderungen von Gehörlosen für Gehörlose). Interviewpartnerin E lebt gemeinsam mit ihrem Mann in Wien und hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die ebenfalls gehörlos sind.

8.1.7 Interviewpartner F

Interviewpartner F ist in Qingtian in einer kleinen Stadt in der Nähe von Shanghai geboren und aufgewachsen. Im Alter von sechs Jahren verliert (IP) F plötzlich sein Gehör. Die Ursache, seines Hörverlustes ist nicht bekannt. Im Gegensatz zu seiner gehörlosen Schwester – die in eine Gehörlosenschule in einer anderen Stadt ging und dort im Heim lebte - besuchte Interviewpartner F weiterhin hörende Bildungseinrichtungen und hatte auch sonst keinen Kontakt zu anderen Gehörlosen. Mit zwölf Jahren emigrierte (IP) F gemeinsam mit seiner Mutter und seiner Schwester nach Österreich, zu seinem Vater, der bereits fünf Jahre zuvor emigrierte. Mit der Migration nach Österreich und der doppelten Sprachbarriere aufgrund der Migration und dem Erwerb der deutschen Sprache, die mit dem Älterwerden immer größer wurden, besuchte (IP) F schlussendlich eine Gehörlosenschule, in der er das erste mal in Kontakt mit anderen Gehörlosen kam und die Gebärdensprache erlernte. (IP) F absolvierte eine Fachschule für Maschinenbau, wollte diesen Beruf aber nicht ausüben und machte anschließend die Ausbildung zum Sozialarbeiter. Danach begann er mit dem Soziologiestudium, das er aber nach zwei Jahren abbrach und zu den Sprachwissenschaften wechselte. Während seiner Erfahrungen als Sozialarbeiter für Gehörlose merkte er, dass er dies nicht länger machen möchte, da er Schwierigkeiten hatte, sich abzugrenzen und es ihm außerdem schwer fiel, ständig mit den Schwierigkeiten konfrontiert zu werden, die sich für Gehörlose in Österreich ergeben. Interviewpartner F ist mit seiner Entscheidung, diesen Beruf nicht auszuüben und Sprachwissenschaften zu studieren, sehr zufrieden. Neben seinem Studium arbeitet (IP) F als Gebärdensprachlehrer in verschiedenen Instituten und in der Redaktion bei Signtime (Signtime ist ein webbasierter, unabhängiger TV-Sender, der Informationen und Unterhaltungsbeiträge in österreichischer Gebärdensprache sendet.) und engagiert sich für die Gehörlosengemeinschaft. Interviewpartner F ist verheiratet und lebt in Wien. Seine Frau, die ebenfalls aus China kommt und gehörlos ist, hat er bei einer seiner Chinareisen kennen gelernt.

8.1.8 Interviewpartner G

Interviewpartner G ist in einem Bauerndorf in Serbien geboren. Bis er in die Schule kam, war er der einzige Gehörlose unter lauter Hörenden. Mit Eintritt in die Schule, machte er seine

ersten Erfahrungen mit der gehörlosen Welt und der Gebärdensprache. Während seine Mutter gegen die Verwendung der Gebärdensprache war und immer noch ist, entdeckte Interviewpartner G durch seine Zeit im Internat eine Welt, in der er frei kommunizieren konnte und die er nicht mehr gegen die Erfahrungen in seinem Heimatdorf, in dem er die anderen Kinder nicht verstand, eintauschen wollte. Nachdem Interviewpartner G in Serbien eine Fachschule zum Metalldreher beendet hatte, emigrierte er nach Österreich zu seinen Eltern, die bereits ein paar Jahre vor ihm emigrierten. In Wien fand Interviewpartner G über den Gehörlosenverein und den Gehörlosensport Anschluss an die österreichische Gehörlosengemeinschaft, sowie zu anderen gehörlosen MigrantInnen – unter anderem auch aus dem ehemaligen Jugoslawien - , die er über einen von gehörlosen MigrantInnen gegründeten Sportclub kennen lernte. Interviewpartner G hatte zu Beginn Schwierigkeiten, eine Arbeit in Österreich zu finden, da er seinen erlernten Beruf nicht ohne weiteres ausführen konnte. Nach anfänglichen Schwierigkeiten fand (IP) G eine Stelle bei der MA 30, mit der er zufrieden ist und seit nunmehr 20 Jahren arbeitet. Interviewpartner G ist verheiratet und hat eine Tochter, die ebenfalls gehörlos ist. Seine Frau, die ebenfalls gehörlos ist und aus dem ehemaligen Jugoslawien kommt, lernte er bei einem gemeinsamen Deutschkurs kennen. Seine Frau hat weitere drei Kinder – von denen zwei gehörlos und eines hörend ist - aus erster Ehe mitgebracht. Interviewpartner G lebt mit seiner Frau und deren gemeinsamen Tochter in Wien.

8.2 Lebenswelten gehörloser MigrantInnen – leben in zwei oder mehreren Welten

Die meisten Gehörlosen leben in zwei Welten, mit zwei verschiedenen sprachlichen Systemen, zwischen denen sie sich hin und her bewegen. Diese Situation verlangt von den Gehörlosen, dass sie sich jeweils auf die andere Umgebung und Situation einstellen und einlassen können.

(vgl. Ahrbeck 1997: 58)

Im Zuge meiner Forschung, die sich in einem zirkulären Arbeitsprozess von abwechselnder Litaraturrecherche, teilnehmender Beobachtungen und geführter Interviews niederschlug, kam es nach Durchsicht der transkribierten Interviews und deren Analyse zu der Herausbildung wesentlicher Kategorien, die die Lebenswelten der von mit interviewten

gehörlosen MigrantInnen beschreiben. Die Hauptkategorien sind 4 aktuelle und vorherrschende Themengruppen/Aspekte, die (im Sinne von Powells, 2004) relevante Aspekte für die Analyse der lebensgeschichtlichen Interviews darstellen:

Aspekte hörender Lebenswelten (8.2.1.), Aspekte gehörloser Lebenswelten (8.2.2.), Aspekte des Verbindens und „In sich Tragens“ mehrerer Lebenswelten (8.2.3.) und ergänzende Aspekte aus einzelnen Interviews (8.2.4.), die besonders auf die Frage des Traumas (vgl. Powells, a.a.O.) eingehen.

8.2.1 Aspekte hörender Lebenswelt(en)

Kröhnert begründet das Leben in zwei Welten aufgrund der spezifischen kommunikativen Situation der Gehörlosen. (vgl. Ahrbeck 1997: 55) Gehörlose können die Lautsprache meist nur bis zu einem gewissen Grad erlernen, aber nie die volle Sprachkapazität wie Hörende erreichen, da sie durch Lippenlesen nur einen gewissen Prozentsatz verstehen können. Die Sprachkompetenzen des eigenen Gesprochenen können hingegen an die Kompetenzen eines Hörenden anschließen, da Gehörlose sich zwar selbst nicht hören können und es die eigene Regulierung der Sprache erschwert, sie aber den gleichen Sprachapparat haben, wie Hörende und Sprechen auf mühsame Art und Weise erlernen können.

Doch egal wie gut Gehörlose selbst die Lautsprache beherrschen und wie gut sie Lippenlesen gelernt haben; eine „totale Teilnahme am öffentlichen Leben ist für Gehörlose nur mit Hilfe von Gebärdensprachdolmetschern möglich.“ (George 1986: 110f zit. in Ahrbeck 1997: 57)

Die nachfolgenden Aspekte **Arbeit** und Diskriminierung am Arbeitsplatz, **Kommunikation** und Kommunikationsbarrieren und Schwierigkeiten in der hörenden Welt, sowie der von manchen meiner InterviewpartnerInnen einleitende Satz „**Entschuldigung, ich höre nicht**“ als Strategie um zusätzliche Schwierigkeiten und unangenehme Situationen im Umgang mit Hörenden zu vermeiden, machen den Ausschluss von der vollen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft deutlich bzw. zeigen auf, welche Schwierigkeiten sich in einer solchen Welt ergeben und welche Anstrengungen es von Seiten der Gehörlosen bedarf, sich in die Mehrheitsgesellschaft zu integrieren, bzw. wie ihnen eine solche Integration verwehrt wird.

8.2.1.1 Arbeit

Das Thema Arbeit und vor allem das Fehlen von Arbeit und Geld wurden von Interviewpartner (IP) B immer wieder kurz angesprochen. Seine erste Arbeit in Österreich hat er nach neun Monaten gefunden. Ein Freund half ihm bei der Arbeitssuche und unterrichtete ihn auch in deutscher Schriftsprache.

(IP) C hatte den Wunsch, Chef eines Friseursalons zu werden und hat mit Unterstützung seiner Mutter, die ihm alles beigebracht hat, da sie selbst einmal Friseurin war, eine Lehrstelle bei einem Friseur bekommen. Nach zweieinhalb Jahren kam es zu einem Konflikt mit dem Chef und er brach die Lehre ab.

C: „Der Chef war vorher super, und es war eine gute Kommunikation, wir haben gut zusammen gearbeitet beim Friseur und er war normal und dann ist er plötzlich hochnäsig geworden und war nicht mehr freundlich, plötzlich mochte er keine Gehörlosen mehr.“ (Interview C: 5) Ich hab nur so geschaut, ich war geschockt. Ich hab mir gedacht ok, dann hab ich gekündigt.“ (Interview C: 4)

Dieses erste Erfolgserlebnis, dass er die Stelle bekommen hat, sich gut verstanden hat und vor allem betont, dass die Kommunikation gut funktioniert hat, endet abrupt mit dem Gefühl der Ablehnung seiner Gehörlosigkeit.

Ein Jahr lang arbeitete (IP) C in einer Disco als Tänzer. Hier beschreibt er sich als integriert in die hörende Welt.

Das Thema Arbeit bzw. die Suche nach Arbeit und der damit verbundenen Erfahrungen beim Arbeitsmarktservice sind ein zentrales und emotional sehr aufgeladenes Thema bei Interviewpartnerin E. Aus ihren Erzählungen geht hervor, dass sie sich beim AMS die meiste Zeit auf Grund ihrer Gehörlosigkeit diskriminiert fühlte.

E: „(...) Die Person am Schalter konnte es gar nicht glauben, dass ich mich für Medizin angemeldet hatte (...). Sie hat gesagt, dass ich ja eh schon die Matura fertig hab und was ich dann da will. Ich hab gesagt, (...) dass ich als Laborantin arbeiten möchte. Als Antwort habe ich bekommen, dass es das in Österreich nicht gibt, dass es keine Gehörlosen in Österreich gibt, die eine medizinische Ausbildung gemacht haben. Und ich wurde ganz entsetzt angeschaut und gefragt, wie ich überhaupt darauf komme?!(das ich das als Gehörlose

machen könnte) (...) in meinem Zeugnis steht sogar auch, dass ich Deutschkenntnisse besitze. Die Person am Schalter hat gemeint, dass meine Ausbildung nicht auf so einem hohen Niveau ist und (...) wenn ich das machen möchte, muss ich noch mal in die Schule gehen. Ich hab gedacht, ich versteh sie nicht recht! „Wie bitte, ich muss noch mal zur Schule gehen?!?, ja und wer soll mir das finanzieren??“ (...) das kann doch nicht ihr Ernst sein, dass das auf meine eigenen Kosten gehen soll!! Das gibt's doch nicht! Warum werden Gehörlose hier unterdrückt?!? Warum werden die Gehörlosen diskriminiert? Warum muss ich das selbst zahlen!? Warum?! Da muss man doch was dagegen machen!“ (Interview E: 5)

Durch eine weitere Aussage der betreffenden Person am AMS wird Interviewpartnerin E auch Opfer fremdenfeindlicher Bemerkungen:

E: „Sie haben mir gesagt, wenn es mir hier nicht passt, dann soll ich halt wieder nach Ungarn gehen! „Nein, ich werde nicht zurück nach Ungarn gehen! Ich bin verheiratet und bleibe hier und ich möchte hier neu anfangen! Ich habe meinen Beruf gelernt, wie sie hier am Papier sehen können und es ist mein Recht, diesen Beruf auch auszuüben!“ (Interview E: 5f)

Interviewpartnerin E erfährt hier eine doppelte Diskriminierung, einerseits wird sie mit fremdenfeindlichen Aussagen konfrontiert und damit, dass ihre in Ungarn abgeschlossene Ausbildung in Österreich nicht anerkannt wird und gleichzeitig spürt sie die benachteiligte (besonders im Bildungs- und Arbeitsbereich) Situation Gehörloser in Österreich, da ihr die zuständige Person am Schalter zu verstehen gibt, dass es diese Berufsmöglichkeit in Österreich für Gehörlose nicht gibt bzw. das Gehörlose in einem solchen Beruf nichts verloren hätten.

Im Laufe des Interviews schildert sie weitere Erfahrungen von Diskriminierung aufgrund ihrer Gehörlosigkeit, die sie am AMS erlebt hat:

E: „(...)Arbeitsmarktservice gegangen, um mir einen neuen Job zu suchen, aber die haben mir gesagt, dass sie keine Arbeit für mich haben.(...) Für Hörende haben sie Arbeit, aber die Gehörlosen schicken sie einfach weg und vertreiben sie!?!?!“ (Interview E: 7)

Während Interviewpartnerin E den Ablauf dieses und weiterer Gespräche erzählt, wird deutlich, welche Wut sie verspürt haben muss, immer wieder mit Barrieren konfrontiert zu werden.

E: „Ich hab mich dann für eine Ausbildung zur Bürohilfskraft gemeldet, aber die haben mir

gesagt, dass das nicht geht, weil ich gehörlos bin und sie da ein Problem damit haben, weil ich dann keine Telefongespräche annehmen kann. Es hat mich geärgert, weil ich nicht eingesehen hab, warum es unbedingt notwendig ist, dass gerade ich die Telefongespräche entgegen nehmen muss, nachdem es ja genug andere Kollegen geben würde, die im Büro sitzen und die die Telefonate entgegen nehmen könnten. (...) Ich war wütend und hab mich darüber aufgeregt, dass wir Gehörlosen immer und immer wieder ein Nein bekommen und warum das so sein muss, dass ich immer und überall für meine Rechte kämpfen muss!“ (Interview E: 7)

Interviewpartnerin E kommt gegen Ende ihrer „freien Erzählung“ zu dem Resumé: *„Es ist gut so, wie es ist und ich bin sehr zufrieden. Nur mit meiner Ausbildung war ich nie glücklich; bis heute. Jetzt endlich, hab ich eine schöne Arbeit bekommen.“* (Interview E: 10)

Dass sie am Ende noch einmal auf ihre Arbeitssituation zurückkommt, macht deutlich, wie sehr sie damit zu kämpfen hatte, dass sie ihren eigentlichen Beruf nie ausüben konnte und dass sie einen langen und schweren Weg hatte, bis sie endlich eine Arbeit gefunden hat, in der sie glücklich ist.

(IP) E arbeitet in einem Copy Shop im ersten Bezirk und unterrichtet nebenbei einmal in der Woche im WITAF und bietet dort einen Gymnastikkurs für Gehörlose an. E.: *„Dort war ich glücklich, ich konnte mich mit den anderen austauschen und habe mich frei gefühlt. Es hat mir Spaß gemacht.“* (Interview E: 8)

Interviewpartner G erzählt ebenfalls davon, dass er seinen gelernten Beruf nicht ausüben kann, da er für die Firma, in der er Arbeit gefunden hat, einen Fortbildungskurs benötigt, den er sich selbst finanzieren müsste. Da er kein Geld hat, muss er sich eine andere Arbeit suchen und seinen gelernten Beruf aufgeben.

G: *„Ich bin Metalldreher und das was in der Arbeit war, war anders und die Firma hat gesagt, dass sie mich nicht übernehmen können. Sie arbeiteten dort mit einem Modell, das CNC heißt und ich hab noch mit dem alten gelernt und hätte einen Kurs besuchen müssen. Ich bin wegen dem Kurs zum Arbeitsamt gegangen und (...). Sie haben gesagt, das ich das selbst bezahlen muss, aber ich hatte kein Geld, (...) deshalb bin ich gegangen.“* (Interview G: 2)

In einem anderen Abschnitt der Interviews erwähnt (IP) G ebenfalls, dass er es besonders aufgrund seiner Gehörlosigkeit schwer war, eine Arbeit zu finden. Nachdem er nach einem Jahr wieder arbeitslos war, hat er beim nächsten Termin am AMS einen Dolmetscher mitgenommen, der ihn bei der Arbeitsvermittlung unterstützt hat.

Die Arbeitswelt von Interviewpartner F unterscheidet sich von der der anderen Interviewpartner, da er in einem gebärdensprachkompetentem Umfeld arbeitet.

F: *„Ich arbeite in verschiedenen Instituten. Zum Beispiel auf der Uni im Sprachenzentrum, da mach ich einige Gebärdensprachkurse, dann arbeite ich noch bei SignTime. Am Anfang hatte mein Chef bei SignTime überhaupt keine Ahnung von Gebärdensprache, und er hat mich dann darum gebeten, dass ich ihm Einzelsprachunterricht in Gebärdensprache gebe. Und nachdem ich das gemacht habe, kann mein Chef jetzt die Gebärdensprache. Ich habe in meiner alltäglichen Kommunikation keine Kommunikationsprobleme. Ich fühle mich wohl, ich bin glücklich. Es sind viele Personen in meinem Umfeld, die gebärdensprachkompetent sind.“* (Interview F: 13)

8.2.1.2 Diskriminierung am Arbeitsplatz

Interviewpartnerin E war nicht nur während ihrer Arbeitssuche am Arbeitsmarktservice von Diskriminierung betroffen; auch an ihrem Arbeitsplatz wurde sie aufgrund ihrer Gehörlosigkeit diskriminiert: *„Nachdem ich nicht eingesehen hab, weshalb ich für die selbe Arbeit weniger gezahlt bekomme, hab ich mich dementsprechend darüber aufgeregt. Warum sollte ich mich, nur weil ich gehörlos bin, von meinen Arbeitgebern ausnützen lassen? (...) Und ich hab gefragt, was das soll, dass ich ausgenützt werde, nur weil ich gehörlos bin und das sie kein Recht dazu haben! Ich wurde an geherrscht, dass das nicht stimmt und dass ich sofort verschwinden soll und das ich gekündigt bin. Ich war außer mir. Ich konnte nicht fassen, dass das ihr Ernst war. Ich sollte gekündigt werden, weil ich mir nicht gefallen lasse, dass ich aufgrund meiner Gehörlosigkeit diskriminiert werde! (...) Ich wurde sofort, auf der Stelle entlassen (...)“* (Interview E: 6)

E: *„(...)Ich hab damals schon zwei Jahre dort gearbeitet und immer noch zu wenig bezahlt bekommen. Dabei bin ich Österreicherin und habe die österreichische Staatsbürgerschaft und*

selbst dann bekomme ich keinen besseren Lohn! (Ihre Wut und die erlebte Ungerechtigkeit, die ihr widerfahren ist und die Empörung darüber, zeigt sich in der Gebärdensprache so deutlich, dass ich es so direkt, in geschriebener Form nicht wiedergeben kann, Anmerkung der Autorin.)“ (Interview E: 7)

Bei einem weiteren Treffen mit Interviewpartnerin E bin ich noch einmal auf diese Situation eingegangen, um eventuelle Verständigungsprobleme von meiner Seite zu klären. (IP) E erklärte mir, dass andere für die gleiche Arbeit mehr Geld bekommen haben. Daraufhin wirft ihre Tochter, die während des Interviews anwesend war (von mir aber nicht gefilmt wurde, da sie nur dabei war, weil es ihrer Mutter so lieber war) ein, dass es damals vielleicht etwas damit zu tun hatte, dass (IP) E Migrantin war. (IP) E entkräftet das Argument ihrer Tochter unter anderem damit, das sie mehrmals betont, dass sie einen österreichischen Familiennamen hat. In folgendem Interviewausschnitt wird besonders deutlich, dass (IP) E die erfahrene Diskriminierung alleine auf ihre Gehörlosigkeit bezieht

E: „ich war keine Ausländerin, ich war Österreicherin. (...) Aber die dort, die wussten nicht, dass ich Ausländerin bin!!(...) Das war eine Diskriminierung, weil ich gehörlos war!(...) Und damals hab ich nicht gesagt, dass ich Ungarin bin, damals war ich ganz still und verschwiegen. Ich habe geschwiegen. Ich hab damals nichts gesagt. Wenn ich als einzige Gehörlose in der Firma bin, wozu soll ich da sagen, dass ich Ausländerin bin, wenn ich gut Deutsch spreche, dann merkt das niemand.“ (Interview E2: 6f)

Mangelndes Vertrauen, also Misstrauen, kam in den Erzählungen von Interviewpartner C vor. Er erzählte von seinem Angestelltenverhältnis bei einem Friseur, das er zweieinhalb Jahre inne hatte und davon, dass sich das Verhältnis zwischen ihm und seinem Chef plötzlich zum Schlechten verändert hat und fügt hinzu, dass er plötzlich etwas gegen Gehörlose gehabt hätte.

(IP) C macht die Erfahrung, dass ihm andere seine Geschichten nicht glauben, ebenso, wie in seinen Erzählungen durch kommt, dass er selbst anderen Sichtweisen und Erzählungen wenig Glauben schenkt. Das Vertrauen, was stimmt und richtig ist, hat er bei seinen Eltern, bei denen er immer wieder Rückhalt sucht und findet.

8.2.1.3 **Kommunikation** und Kommunikationsbarrieren und Schwierigkeiten in der hörenden Welt

Interviewpartner G äußert seine anfänglichen Bedenken über eventuelle Probleme am Arbeitsplatz, die sich für ihn im Endeffekt als nicht vorhanden darstellen:

G: *„Es waren viele Kollegen, ich war der einzige, sie waren alle Österreicher und ich war der einzige aus Jugoslawien. Ich hab geglaubt, es wird deshalb viele Auseinandersetzungen geben, aber es war egal und alle waren freundlich zu mir. Ich hab gesagt, dass ich gehörlos bin, dass ich nicht höre. Die Kollegen haben zwar alle gesprochen, aber es hat trotzdem geklappt; manche können das alte Fingeralphabet (das mit zwei Händen) und das war prima, das hat gepasst. (...) Nachdem die Probezeit vorbei war, hab ich dann den Vertrag unterschrieben und bin dort geblieben, bis jetzt.*

Ich bin zufrieden dort, es ist gut. (...) Die Kommunikation mit den Kollegen passt. Wir schreiben, wenn jemand das ABC nicht kann, dann schreiben wir, oder wir reden (Lautsprache) miteinander. Es ist kein Problem, es ist super.“ (Interview G: 3)

Die erschwerte Kommunikation am Arbeitsmarkt thematisiert Interviewpartnerin D sowohl anhand ihres eigenen Beispiels, als auch am Beispiel der Situation Gehörloser in China. Dabei kommt sie auf die fehlende staatliche Unterstützung für Gehörlose in China zu sprechen und der demgegenüber besser gestellten Position der Gehörlosen in der hörenden Mehrheitsgesellschaft in Österreich.

D: *„Ich habe im Internet gesucht und eine Stelle bei einem Grafiker gefunden. (...) Ich bin dann also zu diesem Grafiker hingegangen, (...). Die Verständigung hat aufgrund der Kommunikationsschwierigkeiten nicht wirklich funktioniert. (...) Ich hab's trotzdem weiter probiert und dann haben wir es mit hin und her schreiben geschafft und dann auch über e-mail Kontakt aufgenommen. Ich hab mir die Arbeit bei dem Grafiker ein bisschen angeschaut, aber dann wars mir genug und ich hab gewechselt und habe als Restaurateurin gearbeitet.“ (Interview D: 2)*

D: *„In Österreich sind die Gehörlosen selbstständiger als in China. In Österreich sind sie selbstständig, aktiv, emanzipiert und engagiert. (...) In Österreich haben sie den großen Vorteil, dass es gute Dolmetscher gibt, die sie in Anspruch nehmen können. In China gibt es*

keine richtigen Dolmetscher in diesem Sinn für Gehörlose. (...) In der Schule und während des Studiums, die ganze Zeit über brauchst du nie Dolmetscher und dann beginnst du zu arbeiten und es gibt keine Dolmetscher, die du anfordern kannst. Die Gehörlosen müssen selbst zurecht kommen und so kommunizieren, indem sie alles aufschreiben und sich alles aufschreiben lassen. Das Problem ist, dass die Hörenden (...) dann auch keine Gehörlosen anstellen, wenn die Kommunikation so verläuft. Sie stellen keinen Gehörlosen an, wenn die Kommunikation sich als so schwierig herausstellt. Die Kommunikation stellt ein Problem dar, wenn keine Dolmetscher zur Verfügung stehen. Wenn sie wissen, dass es keine Dolmetscher gibt, dann müssen sie sich selbst helfen und die Gruppe muss etwas dafür tun, indem sich die Gruppe öffnet und zum Beispiel Gebärdensprachkurse anbietet oder auch einen Dolmetscherverband gründet.(...) Wenn ein Verein da wäre, dann wäre das ein Vorteil für die Gehörlosen, weil die Kommunikation nicht mehr so ein Problem darstellen würde,(...). Es ist anstrengend, selbstständig zu sein. Es ist schwierig, wenn du immer wieder die Erfahrung mit Hörenden machst, an Grenzen zu stoßen und an Barrieren zu stoßen, dann zieht man sich zurück und ist schüchtern. Es ist eine schwierige Situation. In Österreich (...) sind Dolmetscher da, es gibt Unterstützungen. In China gibt es keine Unterstützung; (...) das ist ein großes Problem. Für Behinderte oder Personen, die im Rollstuhl sitzen, gibt es Unterstützung, aber für Gehörlose ist das nicht der Fall. (...) Es ist ein ständiger Kampf und ein Ringen und sehr schwierig. Da muss noch viel getan werden,(...) aber ich hoffe, dass es steil nach oben geht.“

D: „(...) In China gibt es keine Integration von Gehörlosen und Hörenden. Auf der einen Seite ist die Gruppe der Gehörlosen und - weit weg - auf der anderen Seite sind die Hörenden. Ich bin in China aufgewachsen, in die Schule gegangen bis zur Matura, dann habe ich studiert und das alles nur gemeinsam mit Gehörlosen, ausschließlich. Es ist nicht so wie in Österreich, dass Gehörlose in der Schule bis zur Matura mit Hörenden gemischt zusammen sind.(...) In China ist das nicht so. Da sind alle Gehörlosen zusammen, eine große Gruppe, in der sie bleiben, bis zur Uni. Und nach der Uni, wenn man mit der Uni fertig ist und man anfängt zu arbeiten, dann ist plötzlich alles anders. (Interview D: 5f)

Ein weiteres Beispiel der Kommunikation mit Hörenden und Integration in der hörenden Welt geht aus der geschilderten Situation auf der Uni hervor.

D: „(...) Und auch die Uni, die ich besucht habe war für Gehörlose. Ich habe Kunst studiert.

(...) als wir nach Wien gekommen sind, habe ich erfahren, dass es für die Allgemein Bildenden Künste in Wien eine Aufnahmeprüfung gibt. (...)Der dritte Teil der Aufnahmeprüfung war dann eine mündliche Prüfung. Die Professoren sind in einem Kreis aufgereiht gesessen und ich kam herein und wurde vor Publikum befragt. Ich war aufgeregt und hatte Angst, ich wusste nicht, was auf mich zukommt und hatte zu dieser Zeit auch noch keine Ahnung von der österreichischen Gebärdensprache, also hab ich versucht, mir mit internationalen Gebärden zu helfen und mich bemüht, irgendwie zu verstehen, was die Dolmetscherin gebärdet hat und die Kommunikation hat halbwegs funktioniert.“ (Interview D: 1)

D: „Das Studium war anstrengend und schwer, weil die Vorlesungen alle auf Deutsch waren und das auf einem hohen Niveau, das ich nicht hatte, weil ich ja gerade erst angefangen hatte, Deutsch zu lernen; es war wirklich schwer. Mit Dolmetscher war es dann einfach zu verstehen, aber Deutsch schreiben hat nicht so funktioniert, weil ich mit der Grammatik ein bisschen Probleme hatte, aber egal. Ich habe geübt und geübt und es geschafft und bin mit meinen Gebärdensprachkenntnissen zurecht gekommen. (...) Ich wusste nicht, wie ich Prüfungen schriftlich machen sollte und das hat mir ein bisschen Sorgen gemacht. Für mich sind mündliche Prüfungen besser, ich hab die Prüfungen dann auch mündlich, mit Dolmetschern, gemacht und geschafft und so ist es dann schnell dahin gegangen.“ (Interview D: 2)

(IP) A geht ebenfalls auf das Thema der Integration in die hörende Welt ein, als sie auf die eingeschränkten Teilnahme am öffentlichen Leben Bezug nimmt. Sie berichtet von ihrer Studiumssituation, die sich aufgrund der Gehörlosigkeit und einem Mangel an Dolmetschern, die einem zur Verfügung stehen, oft schwierig und mit größerem Aufwand verbindet und darstellt. Außerdem ergibt sich durch das Fehlen von Dolmetschern eine gewissen Abhängigkeit von anderen StudentInnen. Interviewpartnerin A selbst ist lautsprachlich kompetent, so wie sie im Lippenlesen geübt ist, da sie mit ihren Familienangehörigen nur in Lautsprache kommuniziert und in Polen rein lautsprachlich aufgewachsen ist.

„In meinem Studium gibt es oft viele Barrieren,(...) weil zum Beispiel kein Dolmetscher da ist, der mir eine leichte Kommunikation ermöglicht. Für Dolmetscher braucht man ein gewisses Budget, das man wiederum nur dann bekommt, wenn man zuerst einen Antrag stellt. Das alles zu organisieren ist schwierig. Ich muss immer wieder andere Studenten fragen, ob sie

für mich mitschreiben können. (...)Wenn ich während des Studiums rund um die Uhr einen Dolmetscher zur Verfügung hätte, würde ich sicher viel schneller voran kommen. Es ist aber nicht der Fall, dass immer ein Dolmetscher da ist und dann muss man warten, bis ein Dolmetscher organisiert wird und so lange muss man dann alleine zurecht kommen. Das Studium ist schwierig und anstrengend, (...) Ich habe am Anfang des Studiums schon gewusst, dass es nicht einfach wird; dass es viele Hürden geben wird.“ (Interview A: 10)

Wie sich die Kommunikationssituation, laut Interviewpartnerin D, zu Hörenden in Österreich darstellt und wie diese im Vergleich zu Hörenden in China ist, erklärte sie mir, als ich nachfragte, wie in ihrem Freundeskreis das Verhältnis von Gehörlosen und Hörenden aussieht. D: *„Pah, da ist es ganz gemischt. Ich sehe bei vielen, dass es gemischt ist. Ich denke in Österreich können viele Gehörlose sprechen. Ich war ganz erstaunt, wie ich gemerkt habe, dass sie sprechen können. Ich glaube das liegt daran, dass es bei deutschen Sätzen geht, weil man das Mundbild viel leichter ablesen kann. In China ist das nicht möglich. Es gibt zum Beispiel vier verschiedene Stimmlagen und Betonungen für Worte, wo es für Gehörlose schwer ist, diese über Lippenlesen zu erfassen. (...) Es ist für mich auch sehr schwer, ich hab da selbst auch große Probleme. Deshalb läuft die Kommunikation mit Hörenden so ab, dass ich aufschreibe, was ich sagen möchte und umgekehrt, oder auch über Chatten, da funktioniert die Kommunikation auch, aber über Lippenlesen ist es unmöglich. Das ist ein großer Unterschied zu Österreich. In Österreich kann man Lippenlesen, da ist es kein Problem und deshalb ist es hier auch leichter mit Hörenden Freundschaften zu schließen, (...). Wenn man die Hörenden nicht verstehen kann und das Lippenlesen nicht möglich ist, dann sinkt auch die Motivation Kontakte zu schließen. Deshalb sind es (in China) vielleicht ein, zwei Personen, aber sonst keine. In China ist die Kommunikation mit Hörenden wirklich sehr schwierig, das ist ein Problem.“ (Interview D: 7)*

Interviewpartner C schildert Kommunikationsprobleme am Arbeitsplatz, als er zu seinen Eltern nach Frankreich fährt, um dort bei ihnen ein Praktikum als Kellner zu machen.

C: *„Ich war mir nicht sicher, wie das mit der Kommunikation funktionieren würde. (...) Menschen möchten etwas zu trinken bestellen(...) und ich hab sie überhaupt nicht verstanden. Ich bin da gestanden und habe noch einmal nachgefragt und gesagt, dass ich das Mundbild nicht verstanden habe. Mir ist, wie ich in Frankreich war, aufgefallen, dass*

Ausländer schwieriger zu verstehen sind. (...) Ich hab überhaupt nichts verstanden. Es war unmöglich, ich hab kurz um Entschuldigung gebeten und habe meine Mama geholt, dass sie mir hilft, dass sie mir zeigt, was die Gäste zu trinken möchten. (...) Sie hat ihnen dann gesagt: „Mein Sohn ist ein bisschen schwerhörig und er kann nicht so schnell Lippenlesen.“ (...) Die Gäste waren verständnisvoll und haben gemeint, dass das gar kein Problem ist, jetzt wo sie es wissen. Einer wollte einen Cafe. Und ich habs dann verstanden und es war mir klar, was er bestellt hat, aber das Mundbild war trotzdem anders. Die Sprachen waren schwierig für mich zu verstehen. (...) Ich kann eigentlich gut Lippenlesen, aber das war ein Problem. Bei Franzosen, Engländern und Amerikanern kann ich das Mundbild gut verstehen, aber bei anderen Ausländern, wenn ich sie nicht kenne, da ist es schwer, sie zu verstehen. Das war ein Problem beim Kellnern. (...).Ich hab meinen Eltern gesagt: „Tschuldigung, aber ich will hier nicht mehr arbeiten, ich schaffs nicht. Die Kommunikation ist unmöglich, ich hab teilweise keine Ahnung, was die Leute wollen. Das ist nicht meins, danke.“ (Interview C: 6)

8.2.1.4 „Entschuldigung, ich höre nicht“

Nach einem Exkurs über den verpönten Begriff „taubstumm“ kommt (IP) E wieder auf die beiden Bezeichnungen „taub“ und „gehörlos“ zurück: *„wenn sie zum Arzt gehen, oder sonst wohin, dann sagen viele Gehörlose „Entschuldigung, ich höre nicht.“ Da sagt niemand „gehörlos“, oder „taub“, sondern „Entschuldigung, ich höre nicht“. (...)Ich sag auch immer „ich höre nicht“. Und wenn mein Gegenüber dann daraus versteht, dass ich gehörlos bin, dann passt es. Anders herum, wenn man sagen würde, dass man gehörlos ist, dann verstehen sie oft nicht, was das bedeutet und darum ist es besser, man sagt gleich, dass man nicht hört, dann funktioniert die Kommunikation besser.“(Interview E2: 11)*

Damit schließt (IP) E direkt an die Diskussion an, zu der es nach dem Vortrag über „taub sein“ kam. (Näheres zu dem Vortrag im Kapitel 9.2.2.1. „gehörlos“ vs. „taub“) Die Frage war, wie man (in dem Fall Gehörlose) sich gegenüber Hörenden, die einen ansprechen, oder umgekehrt, verhalten soll, bzw. welche Erfahrungen Personen aus dem Publikum in einer solchen Interaktion mit Hörenden gemacht haben. Bei dieser Diskussion haben auch andere gesagt, dass sie oft sagen, dass sie nicht hören, weil dann für das hörende Gegenüber gleich klar ist, wie es mit einem umgehen soll. „Ich höre nicht“ scheint weitere „komische“ bzw. unangenehme Situationen zu vermeiden.

Interviewpartner F stellt einen Unterschied von heute zu vor zehn Jahren fest, betreffend den Umgang von Hörenden mit Gehörlosen bei Amtswegen und erwähnt dabei, dass er sich ebenfalls des Satzes „Entschuldigung, ich höre nicht“ bedient:

F: *„Wenn man vor zehn Jahren Amtswegen zu erledigen hatte und gesagt hat: „bitte sprechen sie langsam und deutlich, ich bin gehörlos.“ - dann war die Reaktion so, dass sie trotzdem drauf los geredet haben und nicht langsamer geredet haben, und ich musste dann nochmal sagen, dass sie bitte aufschreiben sollen, was sie gesagt haben. Darauf haben sie dann genervt reagiert. Das hat mich aufgeregt. Jetzt ist es so, dass wenn ich Amtswegen machen muss, und ich sage, „Entschuldigung, ich höre nicht“, dass die Leute dann sofort anfangen, mit mir schriftlich zu kommunizieren, und das ohne genervt zu sein, sondern von selbst bereitwillig die Dinge aufschreiben.“* (Interview F: 14)

Zu den allgemeinen Bedingungen in der Kommunikation mit Hörenden äußert sich Interviewpartnerin E wie folgt: *„In der Hörenden Welt ist es so, also jetzt zum Beispiel zwischen uns beiden (spricht mich direkt an), wenn ich direkten Blickkontakt habe und dich sehen kann, dann verstehe ich dich gut, aber wenn viele durcheinander reden, dann verstehe ich nichts. Dann muss ich mich immer auf eine Person konzentrieren (...) ich kann mich dann nicht zwischendurch kurz mit wem anderen unterhalten, sonst verliere ich in dem Moment den Zusammenhang von dem, was die andere Person gerade gesagt hat, oder in der Zwischenzeit noch weitersagt. (...) Es ist sehr schwer, da mit zu kommen. Ich habe gemerkt, dass das zu anstrengend ist und nach zwei, drei Monaten hab ich mich für die gehörlose Welt entschieden.“* (Interview E: 9)

An einer anderen Stelle, als Interviewpartner F auf die Kommunikation mit Hörenden zu sprechen kommt, kommt zum Ausdruck, mit welcher Selbstverständlichkeit er in Gebärdensprache kommuniziert bzw. wie sehr er die Kommunikation in Gebärdensprache verinnerlicht hat:

F: *„Früher konnte ich gut sprechen, aber jetzt ist meine (Laut-)Sprache, da ich meine Stimme nicht mehr so oft gebrauche, mehr im Verborgenen. Manchmal vergesse ich, dass ich gebärde, bis ich merke, dass mich mein hörendes Gegenüber nicht versteht und erst dann merk ich, dass ich gebärde hab, dann muss ich mich stoppen und mich aufs Sprechen*

konzentrieren und dann nochmals nachfragen, ob sie mich jetzt verstanden hat. Meine Stimme ist mit der Zeit immer schlechter geworden und ich bin auch zu faul zu sprechen, ich schreib die Sachen jetzt lieber auf.“ (Interview F: 11)

Die Grenzerfahrungen, die durch Kommunikation zwischen Gehörlosen und Hörenden entstehen, beschreibt Interviewpartnerin A einerseits als interessante und bereichernde Erfahrungen, v.a. dann, wenn diese Grenzen überwunden werden können und die Kommunikation gelingt.

Aktuell in Bezug auf ihre jetzige Situation als Studentin und einem Leben in der hörenden Mehrheitsgesellschaft ist es ein Thema, wie sich der Kontakt zu hörenden StudentInnen gestaltet.

(IP) A beschreibt den Unterschied, in der Art und Weise, wie sie Kontakt zu Hörenden aufnehmen kann bzw. muss und wie sie dies im Unterschied zu Hörenden wahrnimmt: *„(...) hörenden Studenten ... sie müssen sich nicht zuerst einmal erklären, sie können sofort Kontakt zueinander aufnehmen, (...) Aber ich kann nicht sofort einen Kontakt herstellen; ich muss sie zuerst einmal aufklären und dann - schaun, ob die Sympathie passt, oder nicht, dass ist natürlich auch entscheidend und dann ist es erst der dritte Schritt, wo man schaun kann, ob ein Kontakt entsteht, oder nicht. Das ist wie ein Prozess, dass geht nicht, dass ich einfach so mal eine Minute Smalltalk führe und schon ist der Kontakt da. Das geht nicht.“*

„(...) Also... ich fühl mich quasi so, dass ich am „Rande“ bin, weil ich nicht höre, weil ich nicht der Mehrheit angehöre, da auf der Uni fast alle hörend sind. Wir sind keine Mehrheit. Wir sind vielleicht eine kleine Gruppe und als solche sind wir schon am „Rande“, würde ich sagen...“

(Interview A: 20)

(IP) A hat auch auf meine Frage hin, wie sie sich auf der Uni fühlt, davon gesprochen, dass es ihr zu mühsam ist, dass sie sich ständig und immer wieder gegenüber Hörenden erklären muss.

„(...) Ich selber mag es zum Beispiel nicht, die Leute immer wieder aufklären zu müssen; ihnen zu erklären, dass ich gehörlos bin und dass ich die Gebärdensprache verwende usw. Ich mag das nicht. Für mich ist es ja normal, verstehst du? und wenn ich andere dann immer extra aufklären muss, dann ist das für mich fast wie eine Rechtfertigung für mich, verstehst

du? Wenn Studenten viele Fragen an mich stellen, dann bin ich offen und bereit ihnen auf ihre Fragen zu antworten und ihnen meine Situation zu erklären. Aber wenn ich von mir heraus, die Leute selbst aufklären muss und immer wieder sagen muss, dass ich gehörlos bin, dass sie bitte...deutlich sprechen sollen und alles halt...dann ist dass für mich wie eine Form der Rechtfertigung.“ (Interview A: 19f)

8.2.2 Aspekte gehörloser Lebenswelt(en)

Unter folgendem Kapitel finden sich vor allem Bereiche wieder, in denen es um die Entwicklung der Gehörlosen-Identität geht, bzw. einer langsamen Annäherung an die gehörlose Welt und ihrer Gemeinschaft und einer bewussten Auseinandersetzung mit dieser „neuen“ Identität und der damit verbundenen Lebenswelt. Bei all meinen InterviewpartnerInnen zeichnete sich dieser Weg als meist langsamer Lernprozess ab, der sie von der hörenden Welt in die gehörlose Welt führt und in dem es zu einer immer stärkeren Identifikation mit dem Gehörlos-Sein kommt, sowie zu einer Bewusstwerdung und Stärkung dieser Identität auf verschiedenen Ebenen. Dabei spielen vor allem der Eintritt in die Schule - bei dem es meist zu den ersten Kontakten zu anderen Gehörlosen und zum Erlernen der Gebärdensprache kommt -, Vereine, die translokale und internationale Vernetzung und Vergemeinschaftung Gehörloser, sowie verschiedene Projekte, eine wesentliche Rolle.

Im Sinne einer Identitätsentwicklung, bei der es im idealen Fall zu einer Übereinstimmung von Eigen- und Fremdwahrnehmung (vgl. Kapitel 7, insbesondere 7.4.) kommt, wird in Punkt 8.2.2.1. „gehörlos“ vs. „taub“, einleitend auf einen Diskurs innerhalb der Gehörlosengemeinschaft eingegangen, der sich mit Fragen von Eigen- und Fremdbezeichnungen von Gehörlosen auseinandersetzt.

8.2.2.1 „gehörlos“ vs „taub“

Im Zuge meiner teilnehmenden Beobachtungen war ich im April 2010 bei einem Vortrag im WITAF anwesend, der von Niki Riemer - einem Gehörlosen - für Gehörlose gehalten wurde, (wobei ausdrücklich erwähnt wurde, dass sie sich freuen, dass auch Hörende dabei waren.) Das Thema des Vortrags war „taub sein“. Unter anderem ging es um die Bedeutung der Bezeichnungen „gehörlos“ und „taub“. Der allgemeine Tenor des Vortrags war, dass es nicht

darum geht, was besser und was schlechter ist, sondern darum zu diskutieren, welche Bezeichnung die jeweiligen gehörlosen Personen individuell bevorzugen. Gegen Ende kam es dann zu einer Diskussion darüber, wie man (in dem Fall Gehörlose) sich gegenüber Hörenden, die einen ansprechen, oder umgekehrt, verhalten soll, bzw. welche Erfahrungen Personen aus dem Publikum in einer solchen Interaktion mit Hörenden gemacht haben. Interessant war, dass eben diese Diskussion, um die bevorzugte Eigenbezeichnung und der damit einhergehenden Reaktion von Seiten der Hörenden dann auch zwischen Mutter (IP) E und Tochter stattfand, nachdem ich (IP) E auf meine eigene Unsicherheit betreffend der Eigen- bzw. Fremdzuschreibung von Gehörlosen hingewiesen hatte und sie um ihre Meinung bat:

E: *„taub“ ist für mich, ich bin für „taub“ (...)*

(Tochter von (IP) E nimmt Bezug darauf, dass das jetzige positive Verständnis von „TAUB“ von dem englischen „DEAF“ kommt) (Interview E2: 10)

Ich habe erwähnt, dass ich in der von mir vorgefundenen Literatur der Begriff „gehörlos“ immer im Kontext von „kultureller Gehörlosigkeit“ steht und dass der Begriff „taub“ im deutschsprachigen Bereich negative Konnotationen in sich trägt. In diesem Zusammenhang hat mir Interviewpartnerin E zugestimmt: *„gehörlos“ bedeutet „Kultur“, das stimmt.“* (Interview E2: 11)

Ich möchte in diesem Zusammenhang anmerken, dass ich aus einem weiteren informellen Gespräch zu diesem Thema darauf hingewiesen wurde, dass es auch darauf ankommt, wie ich „gehörlos“ gebärde. Dass die Gebärde GEHÖRLOS mit dem entsprechenden Mundbild „gehörlos“ von meinem Gesprächspartner als negativ empfunden wird, da aus dem lautsprachlichen Begriff „gehörlos“ hervorgeht, dass es wieder eine Fremdzuschreibung von Hörenden zu Gehörlosen darstellt, die ebenfalls darauf zielt, dass etwas fehlt - „gehörLOS“. Gebärde ich hingegen GEHÖRLOS und habe dabei den Mund geschlossen, so ist es laut meinem Gesprächspartner die Eigenbezeichnung, die auf die kulturellen Aspekte und das gehörlose Selbstbewusstsein verweist.

Diese Diskussion ist nur vor dem Hintergrund der vorangegangenen Diskussionen der letzten Jahre bzw. Jahrzehnte nachvollziehbar, in der es weg von dem Begriff „taubstumm“, oder „taub“ hin zu „gehörlos“ ging, wobei „gehörlos“ eine Aufwertung – insbesondere eine

kulturelle – darstellt, die jetzt wieder durch neuere Diskussionen – betreffend „hörender“ Fremdbezeichnungen – in Frage gestellt wird und viele Gehörlose die Bezeichnung „taub“ bevorzugen, oder zumindest mit „gehörlos“ gleichstellen, da dies – laut einem anderen informellen Gesprächspartner – weniger sagt, wer die Person ist, sondern nur eine äußere Tatsache beschreibt. Die Wiedereinführung des Begriff „taub“ und dessen Konnotation ins Positive zu kehren, kommt aus dem englischsprachigen Raum und der Bezeichnung/ Gebärde „Deaf“.

Gegen den Begriff „taubstumm“ verwehrt sich Interviewpartnerin E hingegen mit Nachdruck: E: *„Ja, aber uralte Leute sagen immer „taub“ - „taubstumm“, ja, ich bin gegen „taubSTUMM“, da bin ich dagegen.“* Ihre Tochter entgegnet, dass sie selbst „stumm“ für richtig hält. E: *„Stumm?!?! Wir sind nicht stumm!!! Du (meint ihre Tochter) bist dafür, dass man „stumm“ sagt? Warum, du bist nicht stumm? Du hast eine Stimme, du kannst sprechen.“* Ihre Tochter meint, dass sie für „stumm“ ist, weil sie ohne Stimme gebärdet und deshalb für Hörende stumm ist, weil sie ihre Stimme nicht hören. E: *„Ja, das stimmt, wenn du gebärdest, dann gebärdest du ohne Stimme.“* Ich hab dann zu ihrer Tochter gesagt, dass ich ihre Stimme aber hören kann und dann hat sie zum Spaß einen lauten Ton von sich gegeben, um mir zu zeigen, dass sie ihre Stimme nur absichtlich laut einsetzt, worauf wir alle drei lachen mussten. (IP) E fügt hinzu, dass einige Leute sagen, dass sie „Stummerl“ sind: *„wir sind keine Stummerl, sondern „taubstumm“ (macht die Gebärde „gehörlos“), dass ist etwas anderes!! Wir sind nicht stumm!!“* und verweist auf ein Erlebnis in der Straßenbahn: *„Da war mal eine alte Frau, die auf mich gezeigt hat und gesagt hat, die is doch stumm! (...) Das werde ich nie vergessen, da war ich mit Person X in der Straßenbahn und wir haben geplaudert, aber ohne Stimme, wir haben nur gebärdet und da waren andere Leute, die sich aufgeregt haben und über uns geredet haben „Was is mit denen, können die nicht sprechen, oder was. Sind die stumm oder was fuchteln die so mit den Händen herum!?“ Person X hat sich plötzlich zu ihnen hingedreht und sie angeherrscht „Hallo, was sagen sie da!! Wir sind nicht stumm! Das ist unsere Welt, wir sind gehörlos! Wir sprechen, aber wir brauchen keine Stimme, weil wir das nicht hören!!!!“ Da warn die plötzlich ganz still und haben nur so geschaut. Die Frau hat einen Schock gehabt. Dann hat Person X noch zu dieser Frau gesagt: „Und jetzt reden sie nicht mehr so, und wenn sie noch weiter reden, dann sagen sie, dass wir gehörlos sind!“ (...) Diese Leute haben uns verspottet und X hat sich das nicht gefallen lassen! Das war super! Es*

gibt hörende Dolmetscher, die lassen die Leute reden, aber X ist das nicht wurscht. Sie ist dafür, dass man was dagegen sagt, die anderen Leute sollen auch lernen, dafür ein Gefühl zu haben.“ (Interview E2: 11f)

8.2.2.2 Eintritt in die Schule - „rite the passage“. Schule und Internat als Ort der Vergemeinschaftung und deren Bedeutung für das Erlernen der Gebärdensprache

Rutherford sieht ein „unverwechselbares Merkmal dieser kulturellen Gruppe (...) darin, dass viele ihrer Mitglieder das Hauptmerkmal der Gruppe, die Sprache, nicht von den Eltern, sondern von ihren AltersgenossInnen erlernen.“ (Rutherford 1989: 22, In: Jarmer 1997: 111)

Ein weiterer Aspekt der Gehörlosen-Community ist die Translokaltät (hierzu Näheres im Kapitel 8.2.2.6.) ihrer Mitglieder und die Tatsache, dass die meisten ihre Sprache, die Gebärdensprache, nicht von ihren Eltern, sondern von anderen Gehörlosen erlernen und von ihnen auch in die „Welt der Gehörlosen“ eingeführt werden. Viele gehörlose Kinder leben während ihrer Schulzeit in Heimen und machen dort die ersten Erfahrungen mit anderen Gehörlosen und der Gebärdensprache und erfahren, dass es eine gehörlose Kultur gibt. (vgl. Katholnig 2008: 35)

„It is not the `lack of hearing` that foremost defines a deaf child's experience of the world, but the strong presence of sight, and next an experience of difference from the people that are supposed to be the closest, their parents.“ (Hauerland 2008: 116)

Die meisten gehörlosen Kinder werden in hörende Familien hineingeboren und machen früh die Erfahrung, dass sie anders sind, als ihre Eltern und ihre Familie. Durch den Eintritt in die Schule erleben sie einen Bruch, den Hauerland als eine „rite the passage“ beschreibt. Für viele Kinder stellt sich der Schuleintritt auch als ein Eintritt in eine neue Welt und eine neue Sprache - bzw. wenn sie zuvor keine Sprache zur Verfügung hatten, ihre erste - dar, die sie spontan erlernen können. *„Starting school thus becomes a transition from a life without language to a life where relationships built on linguistic communication with others is made possible.“ (Hauerland 2008: 118)*

Hier muss zusätzlich erwähnt werden, dass trotz der Tatsache, dass viele gehörlose Kinder,

mit Eintritt in die Schule die ersten Kontakte mit anderen Gehörlosen und der Gebärdensprache machen, die Verwendung der Gebärdensprache, und noch weniger deren Einsatz im Unterricht - bis auf wenige Länder, die in dem Fall immer noch eine Ausnahme bilden - nicht im Lehrplan vorgesehen sind. Neben der positiven Erfahrung des Kennenlernens der Gebärdensprache und damit einer Möglichkeit, frei kommunizieren zu können, machen die Kinder von Seiten der Hörenden, sowohl von Seiten der Lehrer, als auch der Eltern, die Erfahrung, dass Gebärdensprache verboten ist, da es gilt, die lautsprachliche Entwicklung zu fördern.

Interviewpartner G ist die ersten 7 Jahre seines Lebens in einem Bauerndorf in der Nähe von Belgrad als einziger Gehörloser unter hörenden Kindern aufgewachsen:

G: *„(...)alle anderen Kinder miteinander geredet haben und ich habe nichts verstanden.“*
(Interview G: 1)

Ohne Kenntnisse der Laut- oder Gebärdensprache kommt er mit sieben Jahren in eine Gehörlosenschule in der Stadt, in der er in erster Linie sprechen lernt. Er lebt dort im Heim und lernt von den anderen Kindern die Gebärdensprache.

Das Erlernen der Gebärdensprache und die Erfahrung, sich mit den anderen Kindern austauschen zu können, eröffnet ihm eine neue Welt, in der er aufwächst und die er nicht mehr gegen die „alte“ eintauschen möchte. Für seine Eltern steht der Erwerb der Lautsprache im Mittelpunkt; die Freude ihres Sohnes, eine eigene Sprache gefunden zu haben – die Gebärdensprache - in der er frei kommunizieren kann, können sie nicht nachvollziehen, bzw. begreifen. Ihre Freude beschränkt sich auf die Fähigkeit ihres Sohnes, dass er auch ohne Gehör sprechen kann. G: *„meine Eltern haben vor Freude geweint.“* (Interview G: 1)

G: *„Später wollte ich mit meiner Mama auch gebärden, aber sie hat immer gesagt, dass ich sprechen muss, dass ich die Hände unten lassen muss.(...) im Heim hab ich gebärdet und wenn (...) ich zuhause im Bauerndorf war, dann wollte ich dort auch mit den Kindern gebärden, aber meine Mama hat mir auf die Hände geschlagen und mir verboten zu gebärden. Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte, ich kann nicht sprechen, ich brauche die Gebärdensprache.(...) Meine Mama hat sich geschämt, wenn ich gebärdet hab.“*
(Interview G: 2)

C: *„Später, wie ich älter geworden bin, haben sich meine Eltern Gedanken darüber gemacht,*

in welche Schule ich gehen sollte und dann haben wir Ausflüge gemacht, um uns Schulen für Gehörlose anzuschauen. Ich brauchte ein Hörgerät (...), mit dem ich hören konnte. Meine Mama und mein Papa haben sich sehr gefreut, dass ich etwas hören konnte. Am Anfang, wie ich in die Schule gekommen bin, hatte ich keine Ahnung von Gebärdensprache und die anderen haben mir erst lernen müssen, wie man gebärdet. Ich hatte ein Hörgerät, das gut funktioniert hat und konnte Gebärdensprache. Meine Mama und mein Papa und meine Lehrer waren alle streng und haben mir Lippenlesen beigebracht. So bin ich aufgewachsen und das Gehörlose war nicht mehr so wichtig, weil ich jetzt hören konnte, aber es war schwierig für mich. Ich hatte Probleme mit der Sprache, aber ich hab die Zähne zusammengebissen und bin da durch. In der Schule hab ich Lippenlesen gelernt. So bin ich aufgewachsen, bis ich ungefähr 11 oder zwölf Jahre alt war.“ (Interview C: 3)

Das dies auch für Jordanien, zumindest in Schulen für Schwerhörige, gilt beschreibt (IP) B folgendermaßen:

B: „Früher, (...) ich war in einer Schule für Schwerhörige, haben meine Eltern gesagt, dass ich nicht gebärden darf. (...) Später, als ich schon zwölf Jahre alt war, dann ... mein Bruder ist gehörlos und er ist voll gebärdensprachkompetent. Meine Eltern haben sich gedacht, dass sie das bei mir nicht möchten und deshalb haben sie mich in eine Schule für Schwerhörige geschickt, in der es verboten war, Gebärdensprache zu sprechen. Darum habe ich nicht Gebärdensprache gelernt. Mein Bruder war in einem Heim in der Schule, aber ich (...) bin normal in die Schule für Schwerhörige gegangen und hab zuhause gewohnt. Aber in der Schule war Gebärdensprache verboten. Ich habe immer nur mitbekommen, dass es verboten ist und habe es hingenommen.“ (Interview B: 4)

Bis auf Interviewpartnerin E, haben alle InterviewpartnerInnen hörende Eltern und haben die Gebärdensprache erst im Kontakt mit anderen Gehörlosen außerhalb der Familie gelernt.

B: „Zuhause wurde niemals in Gebärdensprache kommuniziert. Ich bin bis ich zwölf war, hörend aufgewachsen. Ich bin bis ich zwölf Jahre alt war, ohne Gebärdensprache aufgewachsen. Später, (...) war ich dann mit anderen Gehörlosen zusammen und habe von ihnen Gebärdensprache gelernt. Ich habe dann auch die Kultur der Gehörlosen kennen

gelernt. Ich habe auch gelernt, bzw. erfahren, dass die Kultur der Gehörlosen auch eine andere ist. (...) Mich hat die Kultur der Gehörlosen interessiert und ich hab dann immer mehr mit Gehörlosen gemacht und bin zu verschiedenen Gehörlosenvereinen gegangen und dort wurde viel geplaudert und ich habe viele Erfahrungen dort gesammelt und es wurden viele Witze erzählt; es hat viel Spaß gemacht. Mein Leben war zu dieser Zeit frei – ich hatte zu dieser Zeit viel (lächelt) ... ich habe mehr mit Gehörlosen gemacht, habe die Kultur mehr kennen gelernt und hatte mehr Kommunikation. Ich hab gerne viel geplaudert, verschiedene Meinungen ausgetauscht und habe mehr mit Gehörlosen gemacht.“ (Interview B: 1)

An einer anderen Stelle des Interviews geht er noch einmal genauer darauf ein, wie er die Gebärdensprache gelernt hat:

B: „Einer hat mich etwas gefragt und ich hab gesagt, dass es mir leid tut, aber dass ich ihn nicht verstehe, wenn er gebärdet, weil ich nicht gebärden kann. (...) Das war ein Mann, ein guter Mensch. Er hat mir viel erklärt und ich hab viele Informationen durch ihn bekommen. Ich hab viel von ihm gelernt und erfahren (...) Als ich zwölf Jahre alt war, habe ich angefangen, Gebärdensprache zu lernen und habe viel geübt, aber ich hab zu spät mit Gebärdensprache angefangen, (...). Mit der Zeit hab ich sie dann ganz gekonnt und ich hab die Gebärdensprache in mir verfestigt und sie hat sich in mich eingeschrieben.“ (Interview B: 4)

(IP) C ging zuerst in eine normale Schule und mit 8 Jahren dann in eine Schule für Gehörlose, wo er das erste mal Gebärdensprache sah. Aus informellen Gesprächen mit ihm ergab sich, dass es für ihn am Anfang sehr befremdend war.

C: „Mit acht Jahren bin ich in eine Schule gekommen, wo ich das erste Mal mit Gebärdensprache in Kontakt gekommen bin. Ich hatte keine Ahnung, wie man gebärdet, keine Ahnung von Gebärdensprache – überhaupt nicht. Ich habe langsam gelernt, wie die Gebärdensprache geht und auch genauer Deutsch gelernt.“ (Interview C: 1)

Bei (IP) D verhielt es sich anders; nachdem (IP) D in Shanghai geboren und aufgewachsen ist, war sie von ihrer Kindheit an immer in Bildungseinrichtungen, in denen nur Gehörlose waren

und sie ist voll mit Gebärdensprache aufgewachsen. Außerdem hat ihre Mutter, ab dem Zeitpunkt, ab dem sie erfahren hat, dass ihre Tochter gehörlos ist und auch die Versuche eines Hörgerätes fehlschlugen, mit ihr zu Hause in eigenen Gebärden, die zwischen ihnen entstanden sind, kommuniziert.

D: „Ich bin von klein auf in eine Gehörlosen Schule gegangen bis zur Matura und auch die Uni war für Gehörlose. Meine Kommunikation war voll in Gebärdensprache. Das ist ungefähr so ähnlich wie in Amerika in der Gallaudet Universität. In der Gallaudet Universität läuft das Leben auch in Gebärdensprache ab, dort wird 24 Stunden gebärdet. Das ist anders als hier, wenn man von klein auf, also von Anfang an in der Schule bis zur Uni nur mit Gehörlosen zusammen ist und nie mit Hörenden, dann gewinnt man mehr Sicherheit in der Gebärdensprache.“ (Interview D: 3)

Im Laufe des Interviews wiederholt (IP) D mehrmals diese Aussage, vor allem in Zusammenhang mit der österreichischen Situation, wo sie das komplette Gegenteil erlebt hat.

Internate bilden nach Ladd (2008) eine wesentliche Grundlage der Gehörlosenkultur. In „Learning to be Deaf“ von Evans/Falk (1986) geht es ebenfalls um die Untersuchung des Lebens Gehörloser in Internaten für Gehörlose. Im Folgenden werden dem Leser die grundlegenden Argumente der Bedeutung von Internaten der drei Autoren näher gebracht und mit entsprechenden Aussagen meiner InterviewpartnerInnen ergänzt.

Internate werden von Evans und Falk als wichtigste Orte sozialer Erfahrungen gehörloser Kinder begriffen, an dem die Gebärdensprache die Grundlage einer ethnisch-kulturellen Identität und Tradition bildet.

(vgl. Evans/Falk 1986: xiii)

Evans und Falk bezeichnen die Institution des staatlichen Internats für Gehörlose als eine „small island inside“ (Evans/Falk 1986: xv), da die Kinder in einer solchen Institution eine Sprache gebrauchen, die der übrigen (hörenden) Gesellschaft fremd ist – die Gebärdensprache. Demnach bilden gehörlose Kinder, die in einem Internat gemeinsam leben, eine eigene kleine Welt, die abseits der Sprache, der Kultur und der sozialen Interaktionen der Mehrheitsgesellschaft existiert. (vgl. Evans/Falk 1986: xv)

Diese Vorstellung einer eigenen kleinen Insel, bedeutet jedoch nicht die Herausbildung einer Gehörlosengemeinschaft als eines geschlossenen Systems und undurchlässig gegenüber der Außenwelt. Die hörende Welt der Mehrheitsgesellschaft bzw. - im Falle hörender Eltern gehörloser Kinder - auch der Eltern und die gehörlose Welt der Internate stellen keine abgeschlossenen Welten dar, die getrennt voneinander existieren. Die Tatsache, dass gehörlose Kinder hörender Eltern einige Jahre vor Schulantritt bereits in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft sozialisiert werden, trägt unter anderem dazu bei, dass es zu einer Konfrontation dieser Welten kommt, bzw., dass nicht alle Kinder von Beginn an ein Internat für Gehörlose besuchen, sondern diese beispielsweise erst nach einem vorangegangenen Besuch einer hörenden Schule in ein Internat kommen. So wie dies zum Beispiel bei Interviewpartner F der Fall war, der erst in Österreich, im Alter von ca. 13 Jahren das erste mal eine Gehörlosenschule besuchte und dann dort im Internat lebte, davor aber keinen Kontakt zu anderen Gehörlosen hatte und auch keine Gebärdensprache gelernt hatte. In diesem Fall bringt er als neuer Schüler, seine eigenen Erfahrungen, die er als zuvor hörendes Kind und danach gehörloses Kind in einer rein hörenden Welt gemacht hat, mit ein.

Aus den Untersuchungen von Evans und Falk geht hervor, dass viele der SchülerInnen kein gutes Verhältnis zu ihren eigenen Eltern hatten und dass das Schulpersonal der Meinung war, dass die Eltern ihre ungewollten Kinder einfach in das Internat abgeben würden. Im Internat werden diese Kinder dann zumeist von Personen betreut, von denen die meisten wenig Gebärdensprachkenntnisse besitzen und es ein ständiges Kommen und Gehen der Aufsichts- bzw. Bezugspersonen der Kinder gibt. Trotz dieser Bedingungen bevorzugten die meisten gehörlosen Kinder das Internat anstelle ihres eigentlichen Zuhauses, da sie im Internat eine Gemeinschaft mit einer gemeinsamen Sprache gefunden hatten. (vgl. Evans/Falk 1986: 99)

Sowohl Evans und Falk (1986) als auch Ladd (2008) konnten während ihrer Untersuchungen feststellen, dass unter den InternatsschülerInnen ein sehr nahes Verhältnis besteht, das sich in fiktiven Verwandtschaftsbeziehungen, bzw. -bezeichnungen äußerte.

So benutzten laut Ladd, mehrere seiner InformantInnen „das Bild der Familie“, wenn sie die Internatszeit beschrieben. (vgl. Ladd 2008: 286)

Interviewpartner G erwähnte während des Interviews – bis auf den mühsamen Lautsprachunterricht – keine negativen Erlebnisse aus seiner Zeit im Internat. Als positiv

bewertete er, dass sie dort alle möglichen Sportarten machen konnten. Dass sich Interviewpartner G im Heim – wo er das erste mal Gebärdensprache gelernt und Kontakt zu anderen gehörlosen Kindern hatte - wohler gefühlt hat, als zu Hause, wird in folgender Aussage deutlich: G: *„Ich bin im Heim geblieben und nicht mehr nachhause gekommen. (...) Ich (...) hab dort die Kinder gebärden sehn. Ich war baff, es war neu für mich, ich kannte das nicht. Und nachdem ich dann Gebärdensprache gelernt hab, wollte ich gar nicht mehr ins Bauerndorf zurück, ich hab mir nur gedacht, dass das Bauerndorf Scheiße is und dass ich lieber da bleib und gebärde. Wir haben dort Fußball, Tennis usw. gespielt. Dort bin ich aufgewachsen.“* (Interview G: 1)

Für Gehörlose, die sich in ihrer Kindheit entweder mit der hörenden, oder mit der schwerhörigen Welt identifizierten, bedeutet das Eintauchen in die gehörlose Welt oft „a very slow and gradual migration from the world of words to the world of signs, from the world of traumatic communication experiences to the sign-world of community, comfort and identity.“ (Evans/Falk 1986: 119)

Diese Kinder lernen erst mit Eintritt in die Schule und im Kontakt mit anderen Gehörlosen, was es bedeutet, in einem kulturellen Sinne gehörlos zu sein.

Gehörlosenschulen bzw. Internate bildeten und bilden den Ort, an dem gehörlose Kinder (hörender Eltern) die Sprache der Gehörlosengemeinschaft lernen. Vor der Zeit des Oralismus ging dieser Spracherwerb und die damit einhergehende Enkulturation in die Gehörlosengemeinschaft offen von statten, mit Einführung der oralistischen Methode und dem Verbot der Verwendung der Gebärdensprache wurde dies unter den SchülerInnen heimlich fortgesetzt. Vor dem Oralismus waren es die gehörlosen LehrerInnen und andere gehörlose Erwachsene, die an den Schulen tätig waren und so den gehörlosen Kindern die Erfahrungen der gehörlosen Lebenswelt näher brachten.

Durch das systematische Entfernen gehörloser LehrerInnen aus dem Gehörlosenbildungswesen kam es auch zu einem Verschwinden der gehörlosen Vorbilder für die gehörlosen Kinder und Jugendlichen, das zu einem negativen Selbstbild führte, in dem Gehörlose Hörende als über ihnen stehend empfanden, das sich in einem „tief sitzenden Minderwertigkeitskomplex gegenüber Hörenden“ (Ladd 2008: 286) niederschlug. (vgl. Ladd 2008, Evans/Falk 1986)

Das Fehlen gehörloser Vorbilder und das Bewusstsein, dass auch Gehörlose höhere Positionen inne haben können, schildert Interviewpartner D, als er mit 15 Jahren das erste mal beim Weltkongress der Gehörlosen in Wien anwesend war und feststellte, dass es Gehörlose gibt, die beispielsweise Ärzte oder Politiker waren.

Interviewpartnerin E geht gegen Ende des zweiten Interviews - als ich sie danach fragte, ob es noch etwas gäbe, das ihr wichtig wäre, gesagt zu haben - explizit auf die derzeitige Bildungssituation von Gehörlosen ein; wünscht sich mehr Dolmetscher, mehr Möglichkeiten und eine bessere Zukunft für Gehörlose und vertritt einen klaren Standpunkt, der sich gegen Integrationsklassen für Gehörlose richtet: *„(...) Das ist mir am wichtigsten, dass es zu einer Gleichstellung zwischen Hörenden und Gehörlosen kommt. Gehörlose sollen nicht unter Hörenden stehen. Das wünsch ich mir. (...) Und ich bin gegen Integrationsklassen für Gehörlose. Ich bin dagegen. (...) Ja, es ist sehr wichtig, dass Gehörlose gemeinsam sind. (...) Die Eltern wollen ihre Kinder nicht in einer Gehörlosenschule schicken, (...) weil sie lieber eine Schule in der Nähe haben, wo sie die Kinder nicht so weit bringen müssen! (sagt das aufgebracht und verärgert). (...) und ihre Kinder sind dann mit lauter hörenden Kindern zusammen und vielleicht noch mit zwei, drei anderen gehörlosen Kindern, oder sogar alleine als einziges gehörloses Kind. Und dann kommt ein Lehrer, der mit ihnen oral redet, also einer, der mit dem gehörlosen Kind deutlich redet und der andere Lehrer redet normal. Und wenn die Kinder so aufwachsen und älter werden, dann wissen sie nicht, wohin sie gehen sollen. Diese Kinder wissen nicht, dass es Gehörlosensport gibt, oder Gehörlosenvereine, diese Kinder haben davon überhaupt keine Ahnung, sie sind einsam. Wozu hat der Direktor damals dafür gekämpft, eine Gehörlosenschule zu gründen, wenn es jetzt immer mehr auf Integrationsklassen hinausläuft?! Was ist das!! (...) Früher war das nie möglich und dann war endlich eine Gehörlosenschule da, wo die Gehörlosen zusammen sein können, wo es ein warmes Gefühl gibt, sie gemeinsam plaudern können! Aber wo gibt es jetzt einen Platz, wo gehörlose Kinder gemeinsam unter sich sein können, wo sie eine warme Gemeinschaft haben, wo gibt's das. Jetzt zerfällt das alles langsam. In Zukunft wird's keine Gehörlosenvereine mehr geben, die Gehörlosen werden vergessen sein. Zuerst machen sie diese blöden CI-Implantate, damit die Kinder lernen zu reden und dann reden sie nur mehr und gebärden ist verboten, weil ihnen die Dolmetscher zu teuer sind, dass meint die blöde Regierung! Ja, das muss ich ehrlich sagen.“ (Interview E2: 10)*

8.2.2.3 Die Bedeutung der gehörlosen Lebenswelt für ein Leben in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft

Das Gefühl der Entfremdung Gehörloser – das Erleben eines Getrennt-seins und einer Isoliertheit gegenüber der hörenden Welt – löst als Gegenreaktion einen Rückzug in die gehörlose Welt und eine Abkehr von der hörenden Welt aus. Die Vermeidung von Interaktionen mit Hörenden bringt auch weniger negative Erlebnisse mit sich und ist ein Vermeiden einer ständigen Auseinandersetzung mit der mir feindlich gestimmten Umwelt. Mit der Vermeidung einer Auseinandersetzung mit der Mehrheitsgesellschaft, geht aber auch der Versuch einher, „die eigene Identität nicht erneut in Frage stellen zu lassen.“ (Ahrbeck 1997: 185)

In Bezug auf gehörlose Kinder hörender Eltern gibt es gewisse Ähnlichkeiten zu MigrantInnen der zweiten Generation.

Gehörlose Kinder hörender Eltern wachsen in einer hörenden Welt auf, können aber nicht ganz zu ihr gehören. Die Kinder können (wobei hier von einer Situation ausgegangen wird, dass die hörenden Eltern nicht die Gebärdensprache gelernt haben und dies auch nicht bei ihrem Kind weiter verfolgen) nicht zu vollen Teilen an der zwischenmenschlichen Interaktion teilnehmen und sich nicht so umfassend austauschen wie Hörende.

„Das Kind spürt allmählich, dass es anders ist, als andere Menschen und dass ihm bestimmte kommunikative Möglichkeiten nur begrenzt offen stehen. Die Entwicklungsprobleme gehörloser Kinder hörender Eltern lassen sich so lange nicht als innere und äußere Konflikte eines Lebens in zwei Welten kennzeichnen, wie ein Bezug zur Welt der Gehörlosen nicht real hergestellt ist. Demnach geht es zunächst um eine behinderte Entwicklung in **einer** Lebenswelt und noch nicht um Konflikte **zwischen** den Lebenswelten.“ (Ahrbeck 1997: 186)

Mit der Zeit wird Interviewpartner F immer mehr bewusst, dass er sich von den anderen Kindern unterscheidet und es beginnt eine Zeit, die von Unsicherheit und schweren Zweifel geprägt ist. Als einziges gehörloses Kind unter lauter Hörenden beginnt er sich zu fragen, warum er nicht so ist, wie alle anderen und in ihm wird das Empfinden immer stärker, das er nicht normal sei.

F: „*In der Volksschule, war es einfach, mit den anderen Kindern zu sprechen, weil es eine*

einfache Sprache war. (...) Drei Jahre später, mit der Zeit, in der wir alle gewachsen und älter geworden sind, ist auch der Wortschatz immer mehr gewachsen und es waren immer mehr spezielle Wörter da, von denen ich keine Ahnung hatte, ich hab immer mehr Schwierigkeiten gehabt, die anderen zu verstehen, wenn sie mit mir geredet haben (...) Ich hab später immer mehr das Gefühl gehabt, warum bin ich nicht normal?! Warum bin ich taub? Warum sind alle anderen nicht taub? Ich habe in meiner Heimatstadt nie andere Gehörlose gesehn. Wenn ich auf der Straße gegangen bin, hab ich alle anderen miteinander reden gesehn und ich war neidisch, und hab mich gefragt, warum sie lachen und fröhlich dreinschaun. Ich hab sie gesehn und mir gedacht, dass ich nicht normal bin. Ich bin täglich am Abend im Bett gelegen und habe mich im Bett gewälzt und hatte viele Alpträume, warum ich nicht normal bin und ich habe viel deshalb geweint. Meine Mama is dann zu mir gekommen und hat mich getröstet (...). Aber für mich war es schwer, wenn ich herum gegangen bin und andere Kinder lachen gesehn hab; ich hab dann gedacht, dass sie mich vielleicht auslachen, weil ich Hörgeräte getragen hab, (...). Aber so war das nicht, ich war misstrauisch. Die anderen haben mich gar nicht ausgelacht, (...). Aber ich hab das nicht gewusst und deshalb hab ich mich geärgert. Ich hab oft andere Kinder gehaut, weil ich so wütend war. (...). Nach drei Jahren ist mir das dann alles über den Kopf gewachsen, mir ist mein Kopf explodiert, ich wollte nicht mehr in die Schule gehen, ich wollte keine Hausübungen mehr machen, ich wollte nur mehr Computer spielen und hab auf alles andere keine Lust mehr gehabt.“ (Interview F: 4)

Erst wenn gehörlose Kinder hörender Eltern Kontakt zu anderen Gehörlosen haben und sich ein Zugehörigkeitsgefühl zur gehörlosen Welt entwickelt, kommt es zu inneren und äußeren Konflikten. Erst mit dem Gefühl der Gruppenzugehörigkeit zur gehörlosen Gemeinschaft können sich Gehörlose gegenüber der hörenden Welt positionieren und ihr so entgegen treten. Gleichzeitig zu diesem Abgrenzungsprozess gilt es die Erfahrungen, die in beiden Welten gemacht werden, miteinander zu verbinden und für sich selbst zu verinnerlichen.

(vgl. Ahrbeck 1997: 186)

Interviewpartnerin A lernt die andere Welt erst innerhalb eines neuen Landes kennen. Das heißt, für sie bedeutet die Migration nicht nur ein Leben in einem fremden Land, Österreich, sondern auch in einer neuen Welt, der gehörlosen Welt.

A: „Ich habe in meiner Kindheit in Polen diese Spaltung von Hörenden und Gehörlosen nicht gekannt, darum war ich, wie ich nach Österreich gekommen bin sehr verwirrt, als mir diese Trennung bewusst wurde. Plötzlich gab es da eine gehörlose Welt auf der einen Seite und eine hörende Welt auf der anderen Seite, die getrennt voneinander sind. Es gibt eigene Schulen für Gehörlose und eigene Schulen für Hörende. Die zwei Welten werden getrennt voneinander betrachtet, wie zwei voneinander unabhängige Blöcke, wo jeder für sich alleine steht.“ (Interview A: 3)

(IP) A hat auch erst mit dem Bewusstsein ihrer Gehörlosigkeit und dem damit verbundenen Zugehörigkeitsgefühl zu einer eigenen Gruppe begonnen, die Hörenden als eine andere Gruppe wahrzunehmen und sich zu distanzieren – ihre Andersartigkeit bewusst wahrgenommen und akzeptiert.

Entwicklungspsychologischen Erkenntnissen zufolge ist es für die psychische Entwicklung Gehörloser förderlich, wenn es möglichst früh zu einer Integration der Lebenserfahrungen aus beiden Welten kommt und daher ist es auch wichtig, dass gehörlose Kinder früh Kontakt zu anderen Gehörlosen haben und nicht nur in einem hörenden Umfeld aufwachsen.

(vgl. Ahrbeck 1997: 187)

8.2.2.4 Gehörlosigkeit – Fremderleben und eigenes Erleben und Identifikation mit dem „Gehörlos-sein“

Interviewpartner C erzählt von seinem früheren Wunsch Schauspieler zu werden und nach Hollywood zu gehen. Gleich danach erzählt er von seinen Erfahrungen mit Pantomime:

C: „Die Leute waren erstaunt, dass (...) ich die Mimik so gut nachgemacht hab. Ich hab gedacht, das ist eine gute Idee. (...) weil die ganzen Hörenden sind nicht gut in Mimik und Pantomime, sie wissen nicht, wie sie die Mimik gut machen, das können sie nicht, und ich war der einzige Gehörlose, Schwerhörige, der gebärden konnte und die Pantomime und die Mimik super gemacht hab. Alle anderen hatten keine Ahnung, wie man das macht und ich habe ihnen gezeigt, wie Pantomime geht.“ (Interview C: 4)

Hier kommt es zu einer Abgrenzung zu Hörenden. In Bezug auf seine Schauspielwünsche weiß er, dass er noch viel lernen, Englisch lernen und vor allem gut sprechen lernen muss. In der Pantomime hingegen fühlt er sich sicher und den Hörenden voraus und im Vorteil.

Als (IP) C auf sich und seine Gehörlosigkeit zu sprechen kommt, nimmt die Erzählung einen chronologischen und zusammenhängenden Ablauf an. Er erzählt von seiner Schwerhörigkeit und der Trauer und dem Schock seiner Eltern, davon, dass er ein Hörgerät bekommen hat und dem Bemühen seiner Eltern, eine passende Schule für ihn zu finden. Als er mit 8 Jahren in eine Schule für Gehörlose kommt, kommt er das erste mal mit der Gebärdensprache in Berührung und erfährt Sicherheit und Zufriedenheit in seiner Gehörlosigkeit. Er berichtet von dem Erleben der Trauer der Eltern, über seine Gehörlosigkeit und ihre Sorge wegen seiner sozialen Beziehungen und seinem Umfeld.

Durch die Schule und den Kontakt zu anderen Gehörlosen und dem Erlernen der Gebärdensprache kommt es zu einer Identifikation mit dem „Gehörlos – sein“. Er spricht auch in dem Interview Abschnitt, in dem er erzählt, wie er seine Eltern über ihre Trauer hinwegtröstet, von sich als gehörlos, nicht als schwerhörig. Durch seine erlangte Sicherheit und dem Wohlfühlen in der Gebärdensprache und seiner gehörlosen Identität kann er seine Eltern, durch seine gewonnene Sicherheit und Abgrenzung zu anderen Behinderten, trösten. *„Ich hab gesehn, dass sie traurig sind. Schade. ... Ich habe meinen Eltern gesagt, dass es nicht darum geht, ob ich gehörlos bin, (...) wichtig ist, dass mein Körper gesund ist, das mein Herz gut ist, dass ich laufen und denken kann. Ich habe Hände, die ich gebrauchen kann und die gut funktionieren, mit denen ich mich bewegen kann und meine Mimik, mein Leben ist glücklich. Aber mir ist schon oft aufgefallen, behindert, oder blind, ja, die sind arm, aber für mich ist es egal, dass ich gehörlos bin. Ich bin so wie ich bin glücklich, egal ob ich hören kann. Ich kann Deutsch, ich kann gut Englisch.“ (Interview C: 4)*

Kurz, in einem Satz beendet er die Erzählung, indem er hinzufügt, dass es manchmal ein bisschen schwer ist, der einzige Gehörlose unter lauter Hörenden zu sein, aber schließt mit der Bemerkung: *„es passt, so wie es ist.“ (Interview C: 4)*

Interviewpartnerin D wurde mit sechs Monaten durch eine falsche Spritze gehörlos. Nachdem der Versuch von Hörgeräten fehlgeschlagen hatte, akzeptierten ihre Eltern ihre Gehörlosigkeit. (IP) D selbst empfindet ihr Leben als Gehörlose positiv. Sie ist glücklich und zufrieden so wie sie ist. Die Identifikation mit der Gebärdensprache und der Gehörlosengemeinschaft geben ihr sowohl in China, als auch in Österreich Sicherheit und sie fühlt sich wohl in der Gehörlosengemeinschaft.

(IP) B erlebt die erste Begegnung im Gehörlosenclub als nicht sehr freundlich und einladend, und erklärt sich die erlebte Hochnäsigkeit ihm gegenüber daher, dass er Migrant ist und sie schon genug von Migranten hätten. Trotz seines ersten unangenehmen Eindrucks ist er weiter hingegangen:

B: (...) *Ich bin immer wieder hingegangen, alle paar Tage bin ich hingegangen, und es war gut und interessant und ich habe immer mehr Kontakte geschlossen und das war wichtig, dass ich Kontakte finde.*“ (Interview B: 5)

Aus diesem Abschnitt geht wiederum die Wichtigkeit von Kontakten zu anderen Gehörlosen hervor. Trotzdem er die ersten Begegnungen mit dem Gehörlosenclub als eher unangenehm beschreibt, geht er weiter dort hin, um Kontakte zu schließen.

(IP) B erklärt, dass er lieber in Gebärdensprache kommuniziert und dass es anstrengend ist, mit seiner Familie immer nur in Lautsprache kommunizieren zu müssen.

Er selbst identifiziert sich lieber mit dem „Gehörlos-sein“ und der Gehörlosengemeinschaft, als damit, dass er schwerhörig ist. Ein Hörgerät trägt er, wie er sagt, mehr aus pragmatischen Gründen der Sicherheit.

Das Gefühl der Andersartigkeit gegenüber der eigenen Familie betrifft ihn auf mehreren Ebenen. Einerseits wird seine bevorzugte Sprache und seine Identifikation mit dieser von seiner Familie nicht akzeptiert. Hingegen wird er als Schwerhöriger, der die Lautsprache nützt und sich so der hörenden Mehrheitsgesellschaft anpasst, von seiner Familie akzeptiert, jedoch nicht in seiner gehörlosen Identität.

Interviewpartner G berichtet von keinen Barrieren im Alltag aufgrund seiner Gehörlosigkeit. Nur in einer kurzen Bemerkung lässt er fallen, dass er am Anfang Bedenken hatte, ob er, weil er Migrant und gehörlos ist, Probleme mit seinen Arbeitskollegen haben würde. Diese anfängliche Befürchtung hat sich nach seinen Erzählungen jedoch nicht bewahrheitet. Barrieren und Widerstand in Bezug auf seine Gehörlosigkeit und die Gebärdensprache erfährt er hingegen des öfteren von seiner Mutter, die seine Gehörlosigkeit als Problem sieht.

Dass sie seine Lebenswelt nicht versteht und seine Wahl der Kommunikation nicht akzeptieren kann, zeigt sich auch in ihrem Bemühen, für ihren Sohn eine hörende Frau zu finden:

G: „(...) *Damals, (...) hat meine Mama geglaubt, dass ich eine hörende Frau heiraten soll, dass meine Gehörlosigkeit ein Problem ist, also hat sie eine hörende Frau für mich gesucht. Wenn*

ich gesagt hab, dass es da eine gehörlose Frau gibt, dann hat meine Mama gesagt, nein, du brauchst eine hörende Frau.(...) Meine Mama hat eine hörende Frau zu uns eingeladen und während sie sich unterhalten haben, bin ich einfach daneben gesessen und hab nichts gesagt. Alle anderen haben sich gefreut und gleich an Heirat gedacht, während ich alleine und ruhig da gesessen bin und mir fad war. (...) Meine Mama ist dann zu mir gekommen und hat mir einen Klapps gegeben und mir gesagt, dass ich zu ihnen kommen und mitreden soll, aber ich hab gesagt, dass ich das nicht möchte, das alle sprechen und ich nichts verstehe. (...) Es hat nicht gepasst zwischen uns, weil ich sie nicht verstanden hab. (...) Später hab ich dann eine gehörlose Frau getroffen. Ich habe meine Frau gefunden und wir haben miteinander gebärdet. Da bin ich nicht nur da gesessen und habe nichts verstanden, nein, wir haben gebärdet und nicht gesprochen, das hat mich froh gemacht.“ (Interview G: 4)

(IP) G sieht einen großen Unterschied vom Land zur Stadt in Bezug auf die Akzeptanz und die Aufgeklärtheit Hörender gegenüber Gehörlosigkeit und Gebärdensprache und er erklärt sich so zusätzlich die vehemente Ablehnung seiner Mutter gegenüber der Gebärdensprache und seiner Lebenswelt, über die sie – da sie auf dem Land lebt - keine Informationen und – bis auf ihren Sohn - keine Berührungspunkte hat.

G: „Meine Mama hat mich kritisiert, hat mir auch da auf meine Hände gehaut und mir gesagt, dass ich nicht gebärden soll, dass das eine Schweine - Sprache ist. Sie hat sich geschämt. Meine Mama hat keine Informationen, sie ist nicht aufgeklärt. Ich hab ihr gesagt, dass sie sich nicht schämen braucht. In der Stadt weiß jeder, dass wir gehörlos sind, wenn wir miteinander gebärden. Aber meine Mama möchte das auf keinen Fall. Was soll ich da machen, so ist das mit ihr. Ja, wenn wir beide (seine Frau und er) miteinander gebärden, dann möchte meine Mama, dass wir die Hände ruhig halten und sprechen. Ich kann aber nicht sprechen, ich möchte gebärden.“ (Interview G: 3f)

Bei Interviewpartnerin E liegt ein anderes Verhältnis von Eigen- und Fremderleben der Gehörlosigkeit innerhalb der Familie vor, da sie selbst, bis zu ihrem sechsten Lebensjahr hörend war und kaum Berührungspunkte zu der gehörlosen Welt ihrer Eltern hatte. Die Gehörlosigkeit des eigenen Kindes, die den Eltern anderer InterviewpartnerInnen fremd ist, ist ihren Eltern vertraut, selbst als sie dem Kind noch fremd ist. Durch den Umzug zu ihren Eltern und dem erlebten Hörverlust lernt sie, auf anfangs schweren und leidenden Weg,

die zuvor fremde Lebenswelt ihrer Eltern und ihrer ebenfalls gehörlosen Schwester kennen.

E: „Also bin ich mit sechs Jahren in eine hörende Schule in Budapest gegangen und später, ein halbes Jahr später, hab ich dann eine Mittelohrentzündung bekommen. (...) durch die ich taub geworden bin. (...) Zuerst hab ich gehört und jetzt, von einem Tag auf den anderen war ich plötzlich gehörlos und konnte nicht mehr hören; (...) Ich hatte Schwierigkeiten zu kommunizieren, weil ich mich mit Hörenden nicht mehr normal unterhalten konnte und Gebärden konnte ich auch nicht. (...) Ich bin dann in eine Schwerhörigenschule gekommen, in der Lautsprache gesprochen wurde und Gebärden verboten war. Es war schwierig – in der Schule mussten wir die Lautsprache verwenden und Zuhause musste ich gebärden. Einmal war es verboten zu gebärden und man musste die Lautsprache verwenden und Lippenlesen und wenn ich nach Hause gekommen bin, hat sich alles umgedreht und ich musste wieder nur gebärden. (...) Ich war hin und her gerissen, verwirrt und orientierungslos und es hat eine Zeit gebraucht, bis ich mich zurecht gefunden hab.“ (Interview E: 1)

Zu einem späteren Zeitpunkt geht Interviewpartnerin E der Aufforderung ihrer Tochter nach und erzählt eingehender über ihr Erleben des Hörverlustes:

E: „Es war schwer. Ich habe ganz normal gehört, geredet und geplaudert. Und als ich dann krank wurde (...) ist es plötzlich „bam“ gegangen und ich bin ertaubt. Es hat sich angefühlt, als hätte ich alles verloren. Alles. Ich war hilflos und hab mich nicht ausgekannt; ich bin zu meiner Mama „Mama, warum hör ich nichts“ ich muss hören, ich brauche meine Ohren. Ich war verzweifelt, ich hab viel geweint und habe mich tagelang elend gefühlt. Ich habe nichts verstanden. Meine Welt war finster. Ich hab geschaut, aber ich konnte nichts mehr hören. Ich brauche meine Ohren! Ich muss etwas hören können, damit ich Musik hören und plaudern kann. Ich brauche Gespräche, ich brauche das alles. Aber ich habe nichts mehr gehört; ich hab keine Vögel mehr gehört - wie ich am Land war, hab ich alles gehört: die Kühe, die Hunde, die Musik, alles um mich herum hab ich gehört. Und plötzlich hab ich nichts mehr gehört, es war alles weg. Ich höre nichts mehr. Ich habe 6 Monate gebraucht, bis ich den schlimmsten Schock überwunden hatte und es mir ein bisschen besser gegangen ist. Schritt für Schritt und langsam ist es dann immer besser geworden. Wir sind dann zum Arzt gegangen und haben einen Antrag gestellt, dass ich ein Hörgerät bekomme. (...) Ich war vor den Kopf gestoßen und so wütend, dass ich nicht normal hören konnte, dass ich die Hörgeräte genommen und weg geworfen hab, ich hab sie direkt auf den Boden geknallt. Ich war wütend darüber, dass ich keine besseren bekommen hab, dass ich mit den Hörgeräten nicht besser

hören kann!(...) ich habe im Ganzen ein paar Jahre gebraucht, bis es mir besser gegangen ist, bis ich akzeptiert habe, dass es so ist wie es ist; dass mein Leben jetzt so ist und nicht anders; das ich schwerhörig bin.“ (Interview E: 8f)

Auffallend ist für mich, dass (IP) E davon erzählt, dass „ihre Welt finster war“. Dies versinnbildlicht m.E. die Identifikation mit dem Gehörlos-Sein auf eine besondere Weise, da sie es rückblickend so beschreibt, wie es jetzt für sie wäre, wenn sie ihr Augenlicht und damit ihre visuelle Wahrnehmung der Welt, verlieren würde. Die Welt, wie sie sie jetzt sieht, als Gehörlose, deren Welt ohne Augen finster wäre. Andererseits zeigt es vielleicht auch ihre Verbindung zu hörenden Welt und sie verwendet es als Metapher, die eine völlige Orientierungslosigkeit beschreibt, die aus der hörenden Welt und ihrer lautsprachlichen Schulerziehung herrührt und ihrer somit schwerhörigen Identität.

Nachdem (IP) E als Schwerhörige die Erfahrung gemacht hat, weder in die eine, noch in die andere Welt zu gehören und die Gehörlosengemeinschaft immer mehr kennen lernte, entschied sie sich für die gehörlose Welt: *„Da ist es so, dass alle frei durcheinander durch den Raum gebärden und in dieser Welt war ich glücklich. (...) Und danach habe ich mir geschworen, dass ich nie wieder in die hörende Welt möchte; nie wieder! Ich bin gehörlos! Ich bin nicht schwerhörig! Die Mitte ist schlecht! Ich bin gehörlos. (...) Am Anfang wollte ich überhaupt nicht gehörlos sein. Es war ein Prozess, eine Entwicklung, die ich durchgemacht habe. Und meine Eltern waren damit einverstanden, wenn ich damit glücklich bin.“* (Interview E: 9f)

Die Erinnerung an die ersten Jahre seiner Kindheit, als Interviewpartner F noch hörend war, schildert er mit einem Lächeln, als er erzählt, dass er sich noch so gut daran erinnern kann, dass seine Eltern in der Früh immer gesungen haben und er es genossen hat, ihnen dabei zuzuhören.

F: *„(...) meine Eltern haben oft am Morgen gesungen und ich habe ihnen immer gerne zugehört.(...) die Erinnerung daran ist heute noch da. Ich kann mich daran so gut erinnern, weil ich nicht gehörlos geboren bin, sondern hörend. Als ich drei, oder vier Jahre alt war, hab ich den Kindergarten besucht und dort im Kindergarten hab ich gerne mit vielen Kindern gespielt und die Kindergartentante hat immer Klavier gespielt und da hab ich auch*

mitgesungen.“ (Interview F: 1)

Die Erinnerungen an das Singen seiner Eltern stehen in Zusammenhang mit seinen Erinnerungen an seine hörende Identität.

(IP) F schildert den Moment seines Hörverlusts, als er als Sechsjähriger seinen gewohnten Heimweg vom Kindergarten antritt und die Welt um ihn herum plötzlich still ist: „(...) *normal hab ich auf meinem Weg nach Hause die Bäume im Wind rauschen gehört, Hunde die gebellt haben und Menschen, die sich miteinander unterhalten haben. Ich bin also auf meinem Weg nachhause gewesen und plötzlich war alles still um mich. Ich hab mich gewundert, es war komisch, ich konnte die Menschen sehn und wie sich ihre Münder bewegt haben, ich hab geschaut und mir noch nichts weiter dabei gedacht, ich hab in die Bäume hinauf geschaut und die Vögel sitzen gesehn und die Bäume, die sich im Wind bewegt haben und bin so dahin gegangen. Ich bin nachhause gegangen und meine Mutter hat mich gerufen, sie hat immer wieder meinen Namen gerufen (...) Und ich hab sie nicht gehört und bin ruhig geblieben. Meine Mama hat sich gewundert, komisch, was is da los? Und is zu mir und hat mich angetippt und ich hab mich erschrocken. Ich hab sie gesehn und hab gesehn, wie sich ihr Mund bewegt, aber ich hab mich nicht ausgekannt, ich hab nicht gewusst, was mit meinem Gehör los war, warum ich sie nicht hören konnte.*“ (Interview F: 1)

Seine Mutter war davon überzeugt, dass mit dem Gehör ihres Sohne etwas nicht in Ordnung ist. Es benötigte jedoch drei verschiedene Anläufe, bis sie an einen kompetenten Arzt gerieten, der einen ordentlichen Hörtest mit (IP) F machte, der die Befürchtungen seiner Mutter bestätigte.

F: „*Es war ein Schock für meine Mutter und sie war traurig über diese Nachricht. Meine Schwester ist nämlich auch gehörlos; sie ist mit drei Jahren ertaubt. (...) Und das war schade für meine Eltern, es hat sie traurig gemacht. Sie wollten normale Kinder, die sich gut entwickeln.*“ (Interview F: 2)

Die Schwester von (IP) F wohnte in einem Heim, weil sie eine Gehörlosenschule in einer anderen Stadt ging. Da seine Mutter ihren Sohn – nach chinesischer Tradition – bei sich haben wollte, besuchte (IP) F eine hörende Schule in der Nähe. Eigentlich war es nicht erlaubt, dass die Schule Gehörlose aufnimmt, aber nachdem seine Mutter den Direktor und in Folge auch seine Lehrerin unter der Hand bezahlte, konnte er dort bleiben.

Dass er gehörlos war, hatten anfänglich weder seine Eltern, noch er, seiner Lehrerin mitgeteilt

und so hat er auch vor den anderen Kindern verschwiegen, dass er nicht hören kann.

F: *„Die ersten paar Monate waren sehr anstrengend; ich hab manchmal nichts verstanden, manchmal einfach die „Ohren angelegt“ und mit den anderen Kinder geplaudert. Viele Kinder haben nicht gemerkt, dass ich gehörlos war, ein paar haben es gewusst.“* (Interview F: 3)

Nachdem seine Lehrerin bemerkte, dass er nicht hört, konnte er nur unter der Bedingung weiterhin diese Schule besuche, wenn er zuhause mit seiner Mutter richtig Sprechen lernen würde.

Als gehörloses Kind in einer hörenden Schule wandelt sich das in Zusammenhang mit seiner hörenden Erinnerung positive Gefühl und die Freude am Singen zu einem Gefühl der Unsicherheit und Angst, ausgelacht und „entdeckt“ zu werden. Mit jahrelanger Anstrengung, Disziplin und Übung tritt an dessen Stelle ein Gefühl von Stolz, dass er als Gehörloser singen und damit Hörende immer wieder in Erstaunen versetzen kann.

F: *„Welchen Unterricht ich besonders hasste, war Musikunterricht. Ich hatte immer Angst davor, dass mich die Lehrerin rufen könnte, und dass ich dann singen musste. Ich hab immer gehofft, dass sie mich bitte, bitte nicht dran nehmen würde. (...) und dann musste ich doch aufstehen und singen. Dann bin ich vor zum Piano, (...) und die Lehrerin hat mich aufgefordert zu singen. Aber ich hab gesagt, dass ich nicht weiß, wie ich singen soll. Sie hat mir gezeigt, dass ich meine Hand auf meine Brust legen soll und dann hab ich versucht, so zu singen, wie ich es gespürt hab und habs versucht. Die anderen Kinder haben alle gelacht, weil es sich so komisch angehört hat. Danach hat die Lehrerin mit meiner Mutter geredet und ihr gesagt, dass ich nicht so gut singen kann und dass sie das bitte mit mir zuhause üben soll. Für mich war das alles sehr mühsam. Zuhause mit meiner Mutter singen zu üben, die ganze Zeit zu versuchen, den Ton zu finden, aber es hat gut geklappt und ich habe gelernt richtig zu singen.“* (Interview F: 4)

Als sich Interviewpartner F im Laufe der Zeit immer mehr seiner „Andersartigkeit“ bewusst wird und sich aufgrund der Kommunikationsbarrieren beginnt, unwohl zu fühlen, fängt er an, der Schule fern zu bleiben, sich zurück zu ziehen und lieber Computer zu spielen. Nachdem seine schulischen Leistungen immer schlechter wurden, bat ihn seine Mutter, dass er wie seine Schwester auch in eine Gehörlosenschule gehen sollte. (IP) F wusste damals nichts von einer „gehörlosen Welt“ und kannte Gehörlosigkeit nur von seiner Schwester, die er als dumm

und ihre Sprache als Affensprache angesehen hatte. Außerdem war die Schule seiner Schwester weit weg, in einer anderen Stadt und er müsste dann, so wie sie in einem Heim leben. Deshalb sträubte er sich dagegen, von der hörenden Schule und seiner gewohnten Umgebung in die Gehörlosenschule zu wechseln und in einem Heim zu leben. Seine Vorurteile gegenüber der Gehörlosenschule haben sich nach seinem ersten Besuch in der Gehörlosenschule nicht aufgelöst, sondern wurden in seinen Augen noch bestätigt.

F: *„Ich wollte das überhaupt nicht. „Bitte nicht, ich mag nicht in eine Gehörlosenschule gehen, ich möchte in die normale Schule gehen. Ich möchte hier bleiben, so wie die anderen Kinder und glücklich sein.“ (...)Ich war geschockt, wie ich zum ersten mal in die Gehörlosenschule gegangen bin und die anderen gehörlosen Kinder gesehen hab. Die haben alles Gebärdensprache gesprochen und wild mit ihren Händen herumgefuchelt. Ich hab das gesehn und hab gedacht, dass ist eine Affensprache, das mag ich nicht. Ich mag keine Affensprache sprechen, ich will das nicht!! Meine Schwester kann nicht sprechen, sie ist stumm und kann nur mit ihren Händen herumfucheln. Ich hab das alles widerwillig gesehn und mir nur gedacht, dass ich das alles nicht will.“ (Interview F: 5)*

(IP) F blieb, nachdem er darauf bestanden hatte, weiterhin in der hörenden Schule. Während sich der Wortschatz seiner Mitschüler erweiterte, blieb seiner begrenzt. (IP) F schildert diese Zeit als eine sehr schwierige und spricht davon, dass er sich „zerrissen“ gefühlt und eine Identitätskrise durchgemacht hat: *„Mit elf ...Moment ...Fünf Jahre Volksschule, dann Hauptschule. Ein Jahr. Phu, das war dann so richtig eine harte Zeit. (...) Ich hatte eine Identitätskrise, ich hab mich zerrissen gefühlt. Ich wusste nicht, wer ich bin; ich hab mir so oft gedacht, dass ich nicht normal bin. (...) Warum sind alle anders, nur ich nicht.“(Interview F: 5)*

Auch in Österreich besucht (IP) F zunächst eine hörende Schule. Seine Eltern haben weder dem Direktor der Schule, noch den Lehrern mitgeteilt, dass er gehörlos ist.

F: *„Ich hab die anderen nicht verstanden. Aber das war kein Problem, weil sie wussten, dass ich kein Deutsch kann und haben das als normal angesehen, dass ich eben noch nicht gut Deutsch kann und sie deshalb nicht verstehe, aber wir haben zusammen gespielt.“ (Interview F: 6)*

Gleich darauf fügt er hinzu, dass er nach ein paar Tagen realisiert hat, dass er sich dort nicht wohl gefühlt hat. Nachdem er sich des Öfteren weigerte, der Aufforderung des Lehrers nachzukommen, vor der Klasse vorzulesen, wurde der Lehrer misstrauisch, ob etwas mit seinem Gehör nicht stimmt. Dieses Misstrauen spürte er bald auch von den anderen Lehrern. (IP) F versuchte in jeglicher Situation zu verbergen, dass er gehörlos war, bis einer der Lehrer mit ihm einen Hörtest machte:

F: *„Er hat mich dann angetippt und ich bin hochgeschreckt und er hat mich gefragt, ob ich nicht höre und ich hab noch so getan, als stimme das nicht, (...) In der Schule haben mich die anderen Mitschüler öfter gerufen. (...) und ich hab (...) mich ständig umgedreht und in alle Richtungen geschaut, damit ich mitbekomme, wenn jemand mit mir sprechen wollte und damit sie nicht merken, dass ich sie nicht höre. Ich hab nie Hörgeräte getragen. (...) ich wollte nicht, dass man sieht, dass ich gehörlos bin. (...) also hab ich die Hörgeräte immer in meine Taschen gesteckt. (...) wenn ich in die Schule gegangen bin, hab ich sie immer weg gegeben. (...) die Lehrer haben untereinander geredet und sich besprochen, weil sie alle schon misstrauisch waren, dass ich gehörlos bin. Ich hatte Angst, ich wusste nicht, was geschehen würde.“* (Interview F: 6)

Aus Angst blieb (IP) F ohne Wissen seiner Eltern drei Monate lang der Schule fern, bis der Direktor seinen Vater wegen seiner Abwesenheit kontaktierte.

Nach diesem Vorfall und der Erkenntnis, dass ihr Sohn in allen Unterrichtsfächern, bis auf Mathematik, ein „nicht beurteilt“ hatte, zogen seine Eltern die Konsequenz daraus und schickten ihn in eine Gehörlosenschule.

Die ersten Monate war (IP) F eingeschüchtert und versteckte sich aus Angst in der Pause im Keller, aber mit der Zeit lernte er die Gebärden der Kinder zu verstehen und begann Freude an der Gebärdensprache zu entwickeln und sich mit den anderen Kindern austauschen zu können. Mit der Zeit begann (IP) F sich immer mehr mit seiner Gehörlosigkeit und der Gehörlosengemeinschaft zu identifizieren.

Während seiner Ausbildung zum Sozialarbeiter wurde (IP) F immer wieder mit dem negativen Selbstbild Gehörloser und der Schwierigkeiten, die sich für Gehörlose in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft ergeben, konfrontiert. Diese ständige Auseinandersetzung und Konzentration auf die negativen Aspekte der Lebenswelt Gehörloser in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft und der damit verbundenen Hilflosigkeit, zeigten ihm ein Bild

Gehörloser, mit dem er sich als selbstständiger und selbstbewusster Gehörloser nicht identifizieren kann und möchte.

F: *„Ich hab dann drei Monate beim WITAF ein Praktikum gemacht, aber ich war mit der Situation überfordert, das is mir alles über den Kopf gewachsen. Manchmal hab ich es nicht ausgehalten zu sehn, wie arm die Gehörlosen sind und ich ihnen ständig helfen musste. Und für mich hat dieses Ständige den Gehörlosen helfen müssen bedeutet, dass die Gehörlosen nicht selbstständig sind und das hat mir die Situation noch viel schwerer gemacht, weil ich das nicht will. Ständig mitzubekommen, dass sie um Hilfe bitten, dass sie sagen, dass sie arm sind und finanzielle Unterstützung brauchen.“* (Interview F: 10)

Interviewpartnerin A erwähnt gewisse Aspekte und Ausschnitte aus ihrem Leben und was sie in diesem Zusammenhang und in dieser Lebensphase beschäftigt hat, womit sie sich im Besonderen auseinandergesetzt hat.

Dabei taucht in Zusammenhang mit ihrer Kindheit in Polen immer wieder auf, dass sie sich ihrer Gehörlosigkeit damals noch nicht bewusst war und sich weder ausgeschlossen, isoliert, oder „anders“ fühlte. Sie verweist auf ihr unhinterfragtes Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem hörenden Umfeld – zur hörenden Welt.

Die gehörlose Identität spielt noch keine Rolle, da es für sie in Polen, in dem Dorf, wo sie aufgewachsen ist, keine Identifikationsmöglichkeiten mit der Gehörlosengemeinschaft gab.

Auch, dass ihre Welt damals als Kind bunt war und voller Träume und Fantasien – auch was ihre Zukunft betraf – in denen es keine Barrieren oder Grenzen aufgrund ihrer Gehörlosigkeit gab. Mit der Migration nach Österreich und ihrer Identifikation mit der Gehörlosengemeinschaft kommt es zu einer Desillusionierung, als sie älter wird und begreift, dass es für Gehörlose, wenn es zum Beispiel um Berufsmöglichkeiten geht, viele Barrieren und Grenzen gibt.

Gleich anschließend an diese Überlegung erzählt sie die Geschichte, wie sie als Kind in Bulgarien bei einem Song Contest mitgemacht hat. In dieser Reihenfolge verdeutlicht diese Erzählung die Selbstdarstellung und –wahrnehmung eines Kindes, dass nicht anders ist als die anderen.

Diese Geschichte verdeutlicht ihre Aussagen, dass ihr als Kind noch nicht bewusst war, dass Gehörlose oft auf Barrieren stoßen, dass Gehörlose oft aus dem Leben Hörender ausgeschlossen werden und nicht so wie Hörende die Chancen und Möglichkeiten haben, an

allem teilzunehmen. Sie unterstreicht, dass sie alles machen konnte – selbst singen. Sie selbst erzählt diese Situation schon mit Stolz, aber nicht mit einem Stolz, dass sie das als Gehörlose geschafft hat, sondern als ein kleines Kind, dass sich getraut hat, vor einem Publikum auf der Bühne zu stehen und zu singen und dann noch den Preis zu gewinnen. Zu dieser Zeit gab es für sie noch keine gehörlose Welt, mit der sie sich identifizieren hätte können. Sie war ein „normales“ Kind, dass bei einem Song Contest mitgemacht hat.

Im Fall von (IP) A kam es erst im Zuge der Migration nach Österreich zu einem Bezug zur Welt der Gehörlosen. In ihrer Selbstdarstellung und –wahrnehmung vor dem Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe der Gehörlosen beschreibt sie ihre Kindheit in Polen, die sie in einer ausschließlich hörenden Umgebung verbracht hat, nicht mit einem Gefühl des Anders-seins, sondern betont eher, dass sie ein normales Leben unter Hörenden mit hörenden Freunden geführt hat.

A: „Wie ich klein war habe ich nicht gewusst, was es bedeutet, gehörlos zu sein. Ich war mir in diesem Sinne meiner Gehörlosigkeit nicht bewusst. Ich habe normale Freundschaften mit Hörenden gehabt und wenn ich etwas nicht verstanden habe, dann war mir das egal und ich hab einfach nachgefragt. Was hast du gesagt? Viele Leute haben gelacht, weil ich manchmal die falschen Antworten auf Fragen gegeben habe oder komische Formulierungen verwendet habe. Mich hat das damals nicht gestört, ich hab einfach auch mitgelacht. Ich war damals nicht ausgeschlossen und habe mich auch nicht isoliert gefühlt, oder anders, weil ich gehörlos war. Ich war genauso dabei, wie die anderen, ich war ganz normal dabei.“ (Interview A: 3)

Das sie sich nicht als „behindert“ - im Sinne, dass Menschen mit Behinderung von ihrem Umfeld „behindert“ werden – gesehen und wahrgenommen hat, verdeutlicht sie noch mal an einer anderen Stelle im Interview, als sie davon erzählt, dass sie in den Ferien gemeinsam mit ihrer Familie in Bulgarien war, wo sie am Song Contest teilgenommen hat.

A: „Ich wollte da mitmachen, ich wollte singen, ich wollte unbedingt dabei sein. (...) und ich hab mich darauf gefreut, vor einem Publikum singen zu können. Für den Auftritt haben wir ein Mikrofon bekommen und ein Kostüm zum Verkleiden und dann bin ich auf die Bühne und habe vorm Publikum gesungen. Ich habe irgendetwas erfunden und das gesungen,(...). Ich hab mir einfach selber was ausgedacht. Alle im Publikum haben gestaunt und geklatscht und das hat mich dann noch mehr motiviert, weiter zu singen. Ich habe einen Preis gewonnen.

Das war eine Spielzeuguhr. (...) Ich kann mich noch an das Foto erinnern, dass sie damals von mir mit dem Preis in der Hand gemacht haben.“ (Interview A: 9)

Im Zuge des Interviews wiederholt sie noch einmal, dass sie ihre Situation damals in Polen nicht als eine Behinderung wahrgenommen hat.

A: „(...) ich bin in Polen in einem Dorf aufgewachsen und da gibt's keine Gehörlosen.(...) Es war für mich normal, Kontakt zu Hörenden zu haben, das war ganz normal. Aber wie ich dann nach Österreich gekommen bin; in die Stadt, da hat sich mir so vieles eröffnet, da gab es plötzlich so viele Möglichkeiten. Das war auch eine Umstellung.“ (Interview A: 17)

Auf ein weiteres Nachfragen von meiner Seite, ob sie, bevor sie nach Österreich gekommen ist, nie eine andere gehörlose Person gesehen hat, stellte sich die Situation noch ein wenig differenzierter dar:

A: „(...) Es hat in Polen eine Organisation gegeben, wo alle schwerhörigen und gehörlosen Kinder zusammen gekommen sind und da gabs ein großes Treffen. Aber ich hab das damals nicht so BEWUSST wahrgenommen. Ich habe mich überhaupt nicht damit identifiziert. Ich hab mir das halt alles damals angeschaut und gedacht aha, es gibt die und die und die, ok, passt und dann bin ich wieder nachhause gefahren und das wars.

Aber in Österreich war das was anderes. Da waren meine Mitschüler. Das hat bedeutet, dass wir uns täglich, immer gesehen haben; das war einfach eine ganz andere Situation. Und was auch dazu gekommen ist, ist, dass da plötzlich die Gebärdensprache da war, die ich davor auch noch nie so gesehen hatte. In Polen, wo ich damals die Schwerhörigen und Gehörlosen gesehen habe, habe ich die Gebärdensprache nicht kennen gelernt, weil die alle kaum gebärdet haben. Die meisten haben nur Lippen gelesen und Lautsprache gesprochen, also die orale Methode war das damals. (...) Wenn sie alle damals Gebärdensprache gesprochen hätten, dann wäre es mir vielleicht aufgefallen, vielleicht hätte ich gesehen, dass es da noch eine andere Welt gibt, aber so war das nicht.“(Interview A: 17f)

8.2.2.5 Kunst, Mobilität und Vernetzung als Ressourcen der Bewusstmachung der gehörlosen Identität und Kultur

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Vergemeinschaftung über bestimmte Zeitabschnitte hinweg, wie etwa bei Festivals, Sportevents oder nationalen und internationalen Kongressen,

die zu einer intensiveren Auseinandersetzung und Bewusstmachung der Gehörlosenkultur und der Möglichkeit mit anderen frei in Gebärdensprache zu kommunizieren, unter den Gehörlosen führen kann. Diese temporären Events reichen in ihrer Bedeutung für die Gehörlosengemeinschaft weit über den eigentlichen Zeitpunkt des Geschehens hinaus, da es zu Netzerwerbungen und somit zu einer Erweiterung der Gehörlosengemeinschaft kommt. Hauerland verweist auf den globalen Charakter der Gehörlosengemeinschaft, die nicht an einen Ort gebunden ist, sondern einen Prozess darstellt: „*is not place, but process*“. (Castells 1996: 417, In: Hauerland 2008: 119)

(IP) F erzählt von einem prägenden Erlebnis in Bezug auf sein positives Selbstverständnis und -bewusstsein seiner gehörlosen Identität, als er 1995 beim Gehörlosen-Weltkongress in Wien teilnahm.

F: „*1995 war ich beim Weltkongress in Wien. Das war das erste Mal, dass ich aufgestellt wurde, die österreichische Hymne in Gebärdensprache zu singen. Es sind viele Leute da gewesen, Gehörlose aus der ganzen Welt waren da; Gebärdensprachdolmetscher aus den verschiedenen Ländern und alle sind gestanden und haben gebärdet. Einige Gehörlose haben Vorträge zu verschiedenen Themen gehalten, wie Gehörlosen-Pädagogik, Gehörlosengeschichte, Gehörlosen-Recht, und andere verschiedenen Bereiche. Es war sehr interessant für mich, was ich da erfahren habe. Ich habe mich umgeschaut und gestaunt, als ich gemerkt habe, dass es gehörlose Professoren gibt! Es war sogar ein gehörloser Arzt da und ich habe gesehen, dass es gehörlose Politiker gibt, dass es Gehörlose gibt, die gute Berufe haben. Ich habe das alles voller Interesse aufgenommen. Für mich war das ein Bildungsprozess, ich war damals 15 Jahre alt, wie ich beim Weltkongress dabei war und das alles gesehen habe und es hat sich in mein Hirn eingebrannt und ich war begeistert. Mein Leben hat sich dadurch verändert. Ich wusste dann, dass ich ein Ziel erreichen will und dass ich es auch schaffen werde, es zu erreichen. Davor, habe ich immer nur Negatives über das Leben Gehörloser erfahren, es war immer nur das Negative im Vordergrund und es hat sich dann in meinem Bewusstsein zum Positiven gewendet.*“ (Interview F: 12)

Kunst spielt im Leben von Interviewpartnerin D eine wichtige Rolle. Seit sie klein war beschäftigte sie sich schon mit Kunst und nach der Schule studierte sie Kunst auf der Universität in China für Gehörlose. Nach Beendigung des Kunststudiums in Wien begann (IP)

D in zwei Theater- Projekten in Österreich und einem Filmprojekt in China mitzuarbeiten, die sich mit der Thematik der Gehörlosigkeit auseinander setzten. Diese Projekte waren Orte der Vergemeinschaftung und Orte, an denen voll in Gebärdensprache kommuniziert wurde. (IP) D empfand diese als positives Erlebnis, als Ereignisse, an denen sie viel mit anderen Gehörlosen zusammen sein konnte und vor allem bei den zwei Theaterprojekten in Österreich ihre Sprachkompetenzen in der österreichischen Gebärdensprache verbessern konnte und so mehr Sicherheit erlangte. Das Theater war ein Ort des Wohlfühlens, an dem, durch das Zusammensein mit anderen Gehörlosen und durch die Inhalte der Stücke, das Selbstbewusstsein in der Gebärdensprache und der gehörlosen Identität gestärkt wurden.

A: „Aja, drei Jahre vorher habe ich bei einem Theater-Projekt mitgemacht.(...) Es war interessant, weil alles in Gebärdensprache war. Am Anfang war alles so schnell. Wenn so viele Gehörlose zusammenkommen und gebärden, dann wird irrsinnig schnell gebärdet. Vorher auf der Uni war das anders, da war ich die einzige Gehörlose und es ist alles sehr langsam gebärdet worden und erst mit der Zeit gings dann immer schneller. Aber dort im Theater war es echt so schnell und dadurch ist es mit meinem Gebärden auch schnell bergauf gegangen und ich hab mich dort wohl gefühlt.(...)Wir haben zwei Projekte gemacht. Das „Membran“ und das Jahr davor ein Theater für Kinder. Wir haben Aschenputtel und Rotkäppchen gespielt und ich hatte zwei bis drei Rollen.(...) es sind viele Kinder gekommen und sie waren begeistert. Es ging in den Stücken darum, das Selbstbewusstsein in der Gebärdensprache zu stärken.“(Interview A: 3)

Jarmer erwähnt in ihrer Diplomarbeit Theater innerhalb der Kunst als eine Art der Bewusstmachung und Entwicklung der eigenen Kultur. Erst wenn ein Bewusstsein der eigenen Kultur vorhanden ist, ist es möglich, dieses zu stärken. Die Verständigung und Auseinandersetzung mit der Welt und Lebensweise der Gehörlosen bietet die Basis, um Reflexion möglich zu machen und Veränderungen zuzulassen bzw. herbeizuführen oder abzuwehren. Durch die Kunst finden wir geeignete Mittel, Kultur darzustellen und sichtbar zu machen und ein Ventil, um mit Konflikten und schwierigen Themen umzugehen und so mit ihnen in einer anderen Form konfrontiert zu werden. Das Theater als Ort, an dem das Selbstbewusstsein gestärkt werden kann und sich Möglichkeiten eröffnen, sich selbst in seinen Fähigkeiten zu entdecken, an sich selbst zu arbeiten und sich auf diesem Weg seiner

eigenen Identität bewusst zu werden und lernen, dieser Ausdruck zu verleihen.

„Das Selbstbewusstsein Gehörloser, der Stolz auf ihre Kultur und die Gebärdensprache soll durch das Theater gefördert werden, wobei es auch um die Identifikation des Publikums mit dem Bühnengeschehen und der damit verbundenen Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen Identität geht.“ (Jarmer 1997: 121)

A: „(...) Im Februar war ich in Peking, weil es dort ein neues Projekt gab, dessen Ziel es war, einen Film für Gehörlose zu machen.(...) Es sind so viele Gehörlose dabei gewesen. 70 Gehörlose, dass war schön und angenehm und es gab die Möglichkeit, voll in Gebärdensprache zu kommunizieren. Das war wirklich toll.(...)“ (Interview A: 3)

Interviewpartnerin A ist nicht nur künstlerisch aktiv, sondern verfolgt in anderen Bereichen auch ihr Interesse, Gehörlose aus China und Österreich zu vernetzen und einen kulturellen Austausch zu fördern.

A: „Ab Mai werde ich beginnen, in einem Reisebüro zu arbeiten. Es ist ein chinesisches-österreichisches Reisebüro für Reservierungen, Buchungen und für Beratungen und da habe ich natürlich den Vorteil, dass ich chinesisch schreiben kann. Mein Ziel ist es, dass Menschen aus China in Reisegruppen nach Europa kommen und auch umgekehrt, dass Reisegruppen nach China kommen und dass es so zu einem Austausch kommt. Ich habe die Idee - bis jetzt ist es nur eine Idee – für ein neues Projekt, in dem Gehörlose als Reisegruppe nach China reisen, um diesen Austausch auch für Gehörlose zu ermöglichen.“ (Interview A: 3)

Auch internationale Projekte haben je nach Schwerpunkt und anderer Umsetzung die Bewusstmachung und Stärkung der gehörlosen Identität zum Ziel.

A: „Genau, Ende August bin ich in Dänemark bei den Frontrunners (Anmerkung: Frontrunners ist eine Gruppe jugendlicher Gehörloser aus der ganzen Welt, unter anderem aus Holland, den USA, Dänemark, Deutschland) Die Frontrunners organisieren internationale Projekte, in denen es darum geht, dass Gehörlose, die in ihrer gehörlosen Identität unsicher sind, dort Erfahrungen machen, die ihnen mehr Sicherheit, mehr Selbstsicherheit in ihrer gehörlosen Identität geben soll. Diese Aktivitäten und dieses

Engagement möchte ich selbst auch gerne spüren und erleben. Ich selbst weiß auch noch nicht so genau, wohin mein Weg geht und darum ist es besser, Erfahrungen zu sammeln, um sicherer zu werden und vielleicht bekomme ich auch neue Ideen, wie man die Situation der Gehörlosen in China verbessern kann.“ (Interview A: 3f)

Interviewpartnerin A erzählte von ihrem Engagement und Interesse, verschiedene Gruppen zusammen zu bringen. Einerseits schildert sie diese Erfahrungen als bereichernd und interessant, andererseits gibt sie auch zu verstehen, dass – insbesondere, wenn sie als Privatperson dabei ist - ihre Rolle dabei eine sehr anstrengende ist, da sie immer wieder in die Position der Vermittlerin oder Dolmetscherin kommt.

Interviewpartnerin A hat damals gemeinsam mit ihrer Mutter, die diese initiiert hat, Camps in Polen organisiert, wo gehörlose Jugendliche aus Polen und Österreich zusammengekommen sind.

A: „Für mich waren diese Camps eine tolle Erfahrung. Ich habe viele neue Leute getroffen und oft für die anderen gedolmetscht. (...) Und ich war ständig damit beschäftigt, für die anderen zu übersetzen. Ich habe auch bei der Organisation für eine Mitarbeiterbetreuung mit gemacht und dann dabei als „Dolmetscher“ gearbeitet. Ich habe die Vermittlerrolle eingenommen. (...)Ich wollte es auch genießen können und Urlaub haben und nicht ständig eingeteilt sein.(...)“

Wir wollten damals, als wir das Camp organisiert haben (...) dass sich die beiden Kulturen begegnen und sich gegenseitig kennen lernen und ihre Kultur zeigen können. Wir wollten, dass sie den Mut haben, eine andere Kultur kennen zu lernen, um ihren eingeschränkten Blick zu erweitern und offener für andere Länder und Kulturen zu werden. Aus diesem Grund organisiere ich auch heute noch Camps in Österreich. Zum Beispiel versuche ich heute, Hörende und Gehörlose zusammen zu bringen.“ (Interview A: 11)

8.2.2.6 Der translokale Charakter der Gehörlosengemeinschaft – Communitybuilding

Jarmer zieht in ihrer Diplomarbeit Ergebnisse aus Untersuchungen von Ebbinghaus und Hessmann (1989), heran, die mit Hilfe von Interviews die Lebenswirklichkeit von Gehörlosen beschrieben haben. Dabei kommt unter anderem heraus, dass zwischen Hörenden und Gehörlosen kaum Kommunikation vorhanden ist, da Hörende im allgemeinen eine

lautsprachliche Kommunikation voraussetzen, die Gehörlose nicht in dem Maße erfüllen können. Da eine unbeschwerte freie Kommunikation mit Hörenden – sofern diese nicht gebärdensprachkompetent sind – nicht gegeben ist, bietet ein Anschluss an die Gehörlosengemeinschaft und eine intensive Interaktion innerhalb der Gemeinschaft und mit anderen Gehörlosen die Möglichkeit, gemeinsam in Gebärdensprache zu kommunizieren. (vgl. Jarmer 1997: 109f)

Aufgrund der geographischen Verteilung der Wohnorte von gehörlosen Personen ist es für viele notwendig Distanzen zurückzulegen, um andere Gehörlose zu treffen, um in Gebärdensprache kommunizieren zu können/ um Kommunikationspartner zu treffen. Das Gefühl der Zugehörigkeit entwickelt sich auch durch den Kontakt mit anderen Gehörlosen, der nicht an bestimmte Orte gebunden ist. Hauerland spricht daher in Zusammenhang von dem Zugehörigkeitsgefühl vieler Gehörloser und Schwerhöriger von „translocal nature“ (Hauerland 2008: 118)

Um andere gebärdensprachige Menschen zu treffen, um frei und unbeschwert kommunizieren zu können, müssen Gehörlose oft den Ort wechseln und dies kann dazu führen, dass sie sich auch mit verschiedenen Orten verbunden und zugehörig fühlen. *„Their lives are, from the moment they experience this belonging to people at distant places, translocal: they belong to both at home and to the place where the school, and eventually later also where a smaller or larger Deaf community, is.“* (Hauerland 2008: 119)

Die Annahme, dass Kultur an einen Ort gebunden ist und somit auch die Menschen, die diese Kultur teilen und eine Community bilden, stellt für Hauerland eine mögliche Erklärung dar, weshalb die Vorstellung, dass es eine Gehörlosen Community und eine dazugehörige Kultur gibt, für Personen, die sich mit dieser nicht auseinandersetzen, schwer vorstellbar ist. (vgl. Hauerland 2008: 119)

Auch wenn das Bewusstsein dafür vorhanden ist, dass Kulturen und Gesellschaften nicht nur an einzelne Nationalstaaten gebunden sind bzw. von diesen hervorgebracht werden, besteht weiterhin die Annahme, dass Kultur an ein jeweiliges Territorium gebunden ist, auch wenn sich dieses über (mehrere) nationalstaatliche Grenzen erstreckt. *“But in all these cases, space itself becomes a kind of neutral grid on which cultural difference, historical memory, and societal organization are inscribed.”* (Gupta/Ferguson 1992: 7) Antworten auf die Frage, wie

mit kulturellen Differenzen innerhalb eines solchen Territoriums umgegangen werden soll, liefert unter anderem das Paradigma des "Multikulturalismus", der die verschiedenen Kulturen unter eine übergeordnete nationale Identität subsumiert. Ein weiteres Konzept, das die Vielfalt der Kulturen innerhalb eines nationalstaatlichen Konstrukts berücksichtigt, ist das von "Subkulturen". Darunter werden verschiedenen Kulturen in Beziehungen zur sogenannten Mehrheitsgesellschaft/bzw. dominanten Kultur des jeweiligen Territoriums gesetzt und somit wieder unter die dominante Kultur der sogenannten Mehrheitsgesellschaft subsumiert. Auch wenn diese Konzepte den Vorstellungen eines natürlichen Zusammenhangs von Nation und Kultur entgegenwirken, gilt es nach Gupta und Ferguson immer noch, sich verschärft mit Fragen kultureller Differenz auseinander zu setzen, und dabei die Idee, dass Kultur ortsgebunden ist, hinter sich zu lassen. (vgl. Gupta/Ferguson 1992: 7)

Postkoloniale Theorien beschäftigen sich mit der Beziehung von Raum und Kultur und wie man sozialen Wandel und kulturelle Transformationsprozesse, die innerhalb vernetzter Räume entstehen, verstehen kann. "For if one begins with the premise that spaces have *always* been hierarchically interconnected, instead of naturally disconnected, then cultural and social change becomes not a matter of cultural contact and articulation but one of rethinking difference *through* connection."(Gupta/Ferguson 1992: 8)

Die mit diesen Veränderungen einhergehende „Deterritorialisierung von Identität“ (Gupta/Ferguson 1992: 9) bringt in Folge eine Auseinandersetzung mit Fragen, die die kollektive Identität betreffen. Dadurch, dass immer mehr Menschen) in „a generalized condition of homelessness“ (Said, 1979: 18 zit. In Gupta/Ferguson 1992:9) leben, stellt sich heraus, dass sich Identitäten in einem Prozess der Deterritorialisierung befinden. Diese Deterritorialisierung betrifft jedoch nicht nur jene Menschen, die migriert sind bzw. migrieren – sondern ebenso solche, die keine Migrationserfahrung haben. (wie bereits im Kapitel Migration aufgezeigt wurde, dass Migration ebenfalls diejenigen Personen betrifft, die nicht migrieren) - „(...)it is not only the displaced who experience a displacement (cf. Bhabha 1989:66). For even people remaining in familiar and ancestral places find the nature of their relation to place ineluctably changed, and the illusion of a natural and essential connection between the place and the culture broken.“ (Gupta/Ferguson 1992: 10)

(vgl. Gupta/Ferguson 1992: 7-10)

Die größere Mobilität und die ansteigenden Interaktionen über größere Entfernungen hin weg

lockerten die dominanten Vorstellungen, dass Menschen beständig an einen Ort gebunden und starr kulturell geprägt sind. Dies zeigt auch, wie Konzepte von Community, Raum, Ort und Zugehörigkeiten sozial konstruiert werden und diese Konstruktionen, die Art und Weise, wie Menschen Communities konstruieren, gilt es zu erforschen.

(vgl. Hauerland 2008: 121)

B: „(...) Ich persönlich bin der Meinung, dass Gehörlose mehr Kontakt zu anderen Gehörlosen brauchen. Auch wenn es mit Hörenden passt, ist der Kontakt zu anderen Gehörlosen wichtig, weil Gebärdensprache da ist. Es ist nicht gut, wenn man sich nur auf die Lautsprache konzentriert, Gehörlose brauchen die Gebärdensprache (...)“ (Interview B: 1)

B: „(...)da sind die Verbindungen in Wien besser, aber ich würde lieber am Land wohnen.(...) Aber es ist trotzdem so, dass ich hier im Equalizent (Anmerkung: Qualifikationszentrum für Gehörlosigkeit, Gebärdensprache, Schwerhörigkeit und Diversity Management) in der Schule bin, weil hier mehr Gehörlose sind und da kann man mehr die Kultur leben; das mag ich, aber die Kommunikation ist hier ein bisschen halb gut und auf der anderen Seite halb schlecht. So is das halt, da kann man nichts machen, es is egal, weil trotzdem viel Kommunikation da ist.“ (Interview B: 2)

D: „Später war ich dann zusätzlich beim Equalizent und habe dort die österreichische Gebärdensprache gelernt und dort für ein halbes Jahr Kurse besucht. (...) Ich habe mich danach weiterhin viel mit anderen Gehörlosen getroffen (...)“ (Interview D: 1)

8.2.3 Aspekte des **Verbindens** und „in sich Tragens“ **mehrerer** Lebenswelten

8.2.3.1 Die Rolle der/des Vermittlers/in und das Pendeln zwischen den Welten

Die Lebenssituation Gehörloser wird von Kröhnert (1984: 20 zit. in Ahrbeck 1997: 55) als ein Leben in zwei Welten beschrieben.

Kröhnert verweist auf die unterschiedlichen Erfahrungen, Beziehungen und Kontakte, die Gehörlose mit den beiden Welten machen, die je nach Kontext unterschiedlich intensiv ausfallen können. Je nach den örtlichen und sozialen Umständen gestaltet sich der Kontakt zu

anderen Gehörlosen und zu Hörenden anders bzw. unterschiedlich. So macht es einen Unterschied, ob man am Land, oder in der Stadt aufwächst, welcher sozialen Schicht die Eltern angehören, ob eine „hörende“ oder „gehörlose“ Schule besucht wird, ob die Freizeitgestaltung mehr mit Gehörlosen oder mit Hörenden erfolgt, usw. (vgl. Ahrbeck 1997: 55) Ein weiterer wesentlicher Umstand, der hier noch zu den von Kröhnert erwähnten Umständen hinzugefügt werden muss, da er die Erfahrungen und Einstellungen der Gehörlosen gegenüber den beiden Gruppen bzw. Welten entscheidend prägt, ist die Frage nach der Anerkennung bzw. Akzeptanz der Gebärdensprache.

So erwähnt beispielsweise Interviewpartnerin A, dass zu der Zeit, als sie nach Österreich kam und die gehörlose Welt kennen lernte, die Gebärdensprache in Österreich noch nicht als eine eigenständige und vollwertige Sprache anerkannt war und große Vorurteile gegenüber der Verwendung der Gebärdensprache in der Gesellschaft, sowie in dem sozialen und familiären Umfeld von Interviewpartnerin A herrschten. Mit dem Eintritt in die gehörlose Welt machte (IP) A die Erfahrung, dass beide Seiten die jeweils andere Sprache ablehnten. Die Hörenden waren gegen die Verwendung der Gebärdensprache und die Gehörlosen gegen die der Lautsprache.

In China lebte Interviewpartnerin D in der gehörlosen Welt und ihr soziales Umfeld erschloss sich aus vorwiegend Gehörlosen und gebärdensprachigen Menschen und demnach einer Kommunikationslandschaft, die voll in Gebärdensprache war. Mit der Migration nach Österreich erfährt sie einen Bruch und muss sich erst in einer neuen Welt, mit zwei neuen Sprachen und einem Zusammenleben mit Hörenden und Gehörlosen eingewöhnen.

D: „Hier in Österreich ist es anders, da hat man viel Kontakt mit Hörenden, das war am Anfang ungewohnt und verwirrend für mich, aber jetzt hab ich mich schon daran gewöhnt, jetzt hat sich diese Situation schon in mir verfestigt. Jetzt habe ich zwei Welten in mir und es passt für mich.“ (Interview D: 3)

Je nach dem, ob sie in China, oder in Österreich ist, ist Interviewpartnerin D eine andere: *„Wenn mich andere in Österreich sehen, wie ich hier gebärde und wie meine Persönlichkeit ist und wenn ich in China bin und dort gebärde, dann bin ich ganz anders. Es gibt zwei D`s. Die Leute sind dann immer ganz geschockt, wenn sie sehen, wie anders ich bin. Es ist immer*

abhängig von der jeweiligen Kultur, ob ich in Europa bin, oder in China. (...) Wenn ich nach China fliege, dann stelle ich mich um und gebärde dort so, wie es dort ist und wenn ich nach Österreich komme, stelle ich mich um und passe mich hier an. Ich bin anders, je nach dem, ob ich in China oder in Österreich bin. Ich weiß nicht warum, das ist einfach so in meinem Inneren.“ (Interview D: 7)

Dadurch, dass (IP) C seiner ganzen Familie Gebärdensprache beibringt, lässt er sie auch Teil haben an seiner neu entdeckten Welt. Durch das Hineinführen seiner Familie in seine andere Welt ist er damit in seiner Familie weniger alleine und stärkt somit gleichzeitig seine eigene gehörlose Identität, indem er Interesse und Anerkennung über die Gebärdensprache erfährt. (IP) C verbindet damit die hörende Welt seiner Familie mit seiner gehörlosen Welt und vereint sie durch die Gebärdensprache.

(IP) G selbst sagt, dass er seinen Lebensmittelpunkt in Österreich hat und am Ende erwähnt seine Frau – die während des Interviews anwesend war –, dass ihn die anderen Gehörlosen aus dem ehemaligen Jugoslawien einen „Schwabo“ (Spitznamen für „Deutsche“) nennen. Womit sie meinen, dass er keiner mehr von „ihnen“ ist. Dennoch hält (IP) G Kontakte zu anderen gehörlosen MigrantInnen, da er sowohl im österreichischen Gehörlosenclub, als auch im „Ausländerclub“ integriert ist und seit er in Österreich ist, dort Fußball spielt. G: *„Es gibt den Club in der Waldgasse, vom WITAF, den Sportclub, (...) Ich spiele Fußball, also bin ich zur Fußballmannschaft dazu gegangen. (...), die im Club vom WITAF sind, sind alle aus Österreich, keiner aus dem Ausland. Es sind nur wenige, die aus Jugoslawien kommen, (...) Zehn Jahre später wurde ein Sportclub gegründet (...) ein eigener Club für Ausländer, (...) Diese beiden Clubs sind jeder für sich, sie sind getrennt voneinander. Aber mir war das egal, (...) ich konnte in beiden Clubs gut Fußball spielen (...). Im einen Gehörlosenclub, wo mehr Jugoslawen waren, war ich zufrieden, es war freundschaftlich mit allen und im anderen Club, wo mehr Österreicher waren, in der Waldgasse habe ich mit den Österreichern geplaudert und mich wohl gefühlt, für mich sind beide gleich, mir ist das egal.“ (Interview G: 5f)*

Laut (IP) G gibt es immer wieder Streitereien und Auseinandersetzungen zwischen den beiden Clubs, bei denen er manchmal dazwischen steht.

G: *„Die Österreicher sind so, sie sind manchmal hochnäsiger, also die Hälfte vielleicht ist so,*

und im Ausländerclub wird dafür mehr getrunken und gefeiert, es ist gemütlich, es wird geplaudert und gefeiert. Aber beide Clubs sind gegeneinander (...). Sie halten sich jeweils für etwas besseres und meinen, die anderen brauchen wir nicht. Ich mag das nicht.“ (Interview G: 6)

Wenn es um die Kommunikation zwischen ihren Schwiegereltern und ihrem Mann geht, kommt (IP) E in die Funktion einer Dolmetscherin und muss zwischen beiden vermitteln. Dies tut sie nicht nur im Kontext einer funktionierenden Kommunikation, sondern auch, indem sie versucht, ihren Schwiegereltern nahe zu legen, sich um mehr Kontakt zu ihrem Sohn zu bemühen und Gebärdensprache zu lernen – diese Bemühungen blieben jedoch umsonst. Ihre lautsprachlichen Kompetenzen ermöglichen es ihr, im konkreten Falle ihrer Schwiegereltern eine Brücke von der gehörlosen Welt ihres Mannes (und ihrer eigenen) und der hörenden Welt seiner Eltern zu schlagen und eine Vermittlerrolle einzunehmen und seinen Eltern so die gehörlose Welt näher zu bringen, indem sie sie über die Bedürfnisse Gehörloser aufklärt.

E: „Ich kann gut sprechen, daher (...) bin ich eher ihre Ansprechperson, weil die Kommunikation zwischen meinen Schwiegereltern und meinem Mann sehr schwierig ist. (...) Dann muss immer ich für ihn in Gebärdensprache übersetzen, oder ihnen übersetzen, was er gebärdet hat. Ich habe auch schon oft zu den Schwiegereltern gesagt, dass sie ihren eigenen Sohn besser verstehen sollten. (...) aber trotzdem; es ist trotzdem so geblieben. (...) Die Schwiegermutter ist der Meinung, dass die Lautsprache mehr gefördert gehört und dass die Hände weg sollen. Ich hab gesagt, nein! Gebärden ist für uns wichtig, das ist unsere Muttersprache, unsere Muttersprache ist die Gebärdensprache. Mittlerweile hat die Schwiegermutter das verstanden, (...) dass die Gehörlosen das Recht auf mehr Kommunikation haben. Sie hat diese Erfahrung erst spät gemacht. (...) Früher hat sie Gehörlos nicht gekannt und hat sich für die Gehörlosen geschämt.“ (Interview E: 14)

Neben ihrer Vermittlerrolle, die sie in solchen Situationen einnimmt, hat sich (IP) E jedoch gegen die hörende Welt ausgesprochen und sich privat rein auf die gehörlose Welt konzentriert.

E: „ wie ich acht, halb neun Jahre alt war, hab ich auch Freunde gefunden, (...) und dann hab ich auch angefangen, die Unterschiede zwischen Gehörlosen, Hörenden und

Schwerhörigen zu verstehen. Ich war zwischen drei Welten. Als ich dann älter und erwachsen geworden bin, hab ich immer mehr gemerkt, dass ich die gehörlose Welt am meisten mag. Als Schwerhörige bist du so in der Mitte, da gehörst du weder in die hörende Welt, noch in die gehörlose Welt.“ (Interview E: 9)

Auch wenn sich (IP) E für die gehörlose Welt entschieden hat, kann sie dennoch die verschiedenen Welten miteinander verbinden bzw. in beiden Welten leben, da sie auch in der Arbeit und mit ihren Arbeitskollegen und in ihrem Alltag immer wieder mit Mitgliedern der hörenden Mehrheitsgesellschaft zu tun hat.

(IP) F beschreibt sich selbst als bilingual und multikulturell: *„Ich selbst bin multikulturell, ich trage mehrere Kulturen in mir. Die österreichische Kultur, die chinesische Kultur, drittens die gehörlose Kultur, viertens auch eine internationale Kultur. Das mag ich besonders. Ich liebe es auch, zu reisen und in der Welt herum zu reisen, verschieden Länder kennen zu lernen, zu sehen, wie sie leben, was sie essen, ihre Sprache kennen zu lernen, das alles interessiert mich und ich liebe es, solche Erfahrungen zu machen. Jetzt ist es so, dass ich im Alltag vier Sprachen spreche. Zuhause, wenn ich mit meiner Frau kommuniziere, unterhalten wir uns in chinesischer Gebärdensprache, im Alltag, in der Arbeit kommuniziere ich in österreichischer Gebärdensprache und auch in deutscher Lautsprache, wenn ich zum Beispiel Amtswege erledigen muss. Dann spreche ich noch Chinesisch, wenn ich mit meinen Eltern spreche, oder wenn ich andere Personen aus China treffe, dann spreche ich auch ein bisschen chinesisches.“ (Interview F: 11)*

Die Verbindung mehrere Welten bedeutete einen langen Prozess der Akzeptanz und Auseinandersetzung, sowohl mit der hörenden, als auch der gehörlosen Welt:

F: *„(...) ich hatte am Anfang, wie ich nach Österreich gekommen bin, einen Kultur-Schock. (...) das war alles eine neue Welt für mich. Eine neue Sprache, eine neue Kultur, an die ich mich erst gewöhnen musste. Ich hab viel Zeit gebraucht, um mir die Kultur und die Sprache an zu eignen und in mir aufzunehmen. (...) Es hat zwei, drei Jahre gebraucht, bis ich es geschafft habe und ich die (gehörlose) Gemeinschaft gern gehabt hab, das war ein längerer Prozess.(...) ich liebe die Gehörlosen Gemeinschaft. Die hörende Welt ist schwierig für mich, weil ich, weil meine Psyche, mein Inneres so gespalten war. Ich hab schon von Anfang an, seit meiner Kindheit, die Erfahrung gemacht, wie die hörende Welt ist, und das es sich nicht so anfühlt, als wäre es meine; es ist nicht meine Gesellschaft, es ist nicht meine Sprache. (...) da*

bin ich nicht dabei. (...) meine Identität war früher hörend. Später hab ich mich so weiterentwickelt, dass meine Identität gehörlos war und jetzt ist meine Identität bilingual. Damals, in der Zeit, so zwischen 12 und 16, da hatte ich eine Identitätskrise, in der ich mich gefragt hab, in welche der beiden Welten ich gehöre. (...) Jetzt habe ich viele Freunde, puh, von überall, aus der ganzen Welt! (...). Und ich verwende auch verschiedene Gebärdensprachen. Da ich Gebärdensprache unterrichte, habe ich auch eine Gruppe von Hörenden, und da sind auch welche dabei, die zu meinen Freunden geworden sind.“
(Interview F: 13)

(IP) F nimmt als Gebärdensprachlehrer für Hörende ebenfalls eine Vermittlerrolle ein und schafft so eine Verbindung zwischen der Gehörlosen und der hörenden Welt und trägt dazu bei, dass es zu einem Kennenlernen und Verstehen der beiden Welten kommt.

Dies geschieht ebenfalls, aufgrund seiner Bereitschaft zur Vermittlung, bei seinem Chef bei „SignTime“, ihm die Gebärdensprache beizubringen und ihn so der gehörlosen Welt einen Schritt näher zu bringen.

Interviewpartnerin A nahm während ihrer Arbeit bei der Jugend Kommission ebenfalls eine Vermittlerrolle zwischen Gehörlosen und Hörenden ein: *„Auch bei der Jugend Kommission arbeiten wir mit hörenden und gehörlosen Jugendlichen zusammen. (...) Zum Beispiel, wenn wir im Rahmen der Jugendarbeit Camps organisieren, sind auch immer ein paar Hörende bei den Camps dabei. (...) Für mich ist es immer spannend zu beobachten, wie sich diese Situationen entwickeln, wie Hörende und Gehörlose miteinander kommunizieren und wie sie sich verhalten. (...) Ich unterstütze die Hörenden und die Gehörlosen dabei, miteinander in Kontakt zu treten. Es ist mir bis heute wichtig und ein besonderes Anliegen, alle zu einer Gruppe zusammenzubringen. (...) Um diesem Ziel näher zu kommen, arbeite ich auch schon länger im Bereich der Sensibilisierung. Ich unterrichte Hörende über den Umgang mit Gehörlosen, (...). Ich versuche den Hörenden die Kommunikationsregeln beizubringen. Es gibt gewisse Regeln, wie Gehörlose sich in gewissen Situationen verhalten, in denen sich ihre eigene Kultur widerspiegelt. Ich zeige den Hörenden diese Regeln und kläre sie auf (...) Auf der anderen Seite findet ebenso eine Sensibilisierungsarbeit für Gehörlose in Bezug auf den Umgang mit Hörenden statt. Gehörlose müssen auch aufgeklärt werden, sie müssen darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Hörenden auch da sind und dass es von Seiten der*

Hörenden eine Bereitschaft zum Kontakt mit Gehörlosen gibt. (...) Gehörlose glauben immer, dass Hörende mit Gehörlosen nichts zu tun haben wollen, oder, dass die Hörenden die Gehörlosen nur unterdrücken wollen. Oder dass sie erwarten, dass Gehörlose sprechen müssen und dass sie gegen die Gebärdensprache sind und diese verbieten möchten. (...) Um diese Vorurteile zu beseitigen und die Menschen zusammenzubringen, habe ich es mir zum Ziel in meinem Leben gemacht, aufzuklären. (...) Ich habe in meinem eigenen Leben viele Erfahrungen mit Hörenden gemacht und ich selbst habe die hörende Welt nicht als negativ erlebt. Ich habe viel Positives in Zusammenhang mit der hörenden Welt erlebt. Wenn Menschen miteinander interagieren gibt es immer positive und negative Seiten. Das ist für mich normal.“ (Interview A: 5f)

Hier kommt deutlich zum Vorschein, welche positive Ressource ein Leben in zwei oder mehreren Welten mit sich bringen kann. Durch ihre eigenen Erfahrungen mit und in beiden Welten kann Interviewpartnerin A von einer Kultur/Welt zur andern vermitteln. Sie nimmt hier im Sinne einer hybriden Identität, eine Vermittlerrolle ein, die es ihr ermöglicht, verschiedene kulturelle Elemente von der einen Kultur in die andere zu übertragen und so für ein größeres gegenseitiges Verständnis der Kulturen beizutragen.

Interviewpartnerin A beschreibt sich selbst als multikulturell und betont, dass das Leben in zwei Welten für sie normal ist und dass sie es im Gesamten positiv erlebt: *„Aber ich sehe es, trotz dieser negativen Erfahrungen, im Gesamten positiv, dass ich mit beiden Sprachen und Kulturen lebe. Teilweise ist es so, dass man es nicht verstehen kann, wenn man selbst nicht diese Erfahrung gemacht hat. Ich habe damit mittlerweile kein Problem.“* (Interview A: 7f)

A: „Für mich ist das Leben gekennzeichnet durch Diversity, Vielfalt, durch verschiedene Personen. Dabei ist es egal, ob die jeweilige Person gehörlos oder hörend ist, ob sie eine Behinderung hat, oder aus dem Ausland ist. (...) Ich möchte nicht nur in der gehörlosen Welt leben, sondern auch in der hörenden Welt. Beide Welten sind da und ich möchte an beiden teilnehmen, Ich habe auch hörende Freunde, mit denen ich Zeit verbringe und die ein Teil meines Lebens sind. Mein Leben spielt sich in beiden Welten ab; ich wechsele zwischen den Welten hin und her, pendle von der einen Welt zur anderen und verbinde sie. Da ich mit diesen beiden Welten groß geworden bin, empfinde ich das Leben und das Aufwachsen mit diesen zwei Welten nicht als anstrengend, ebenso wie ich mich nicht als leidend bezeichnen würde, weil ich gehörlos bin.“ (Interview A: 3)

A: „Später, mit siebzehn Jahren (überlegt), mit sechzehn, siebzehn Jahren habe ich dann meine Situation akzeptieren können. Ich habe akzeptiert, dass sowohl ein Teil der gehörlosen Welt, als auch ein Teil der hörenden Welt zu mir gehören. Ich habe aus den verschiedenen Welten Teile, die mich ausmachen und die ein Teil von mir sind. .. Aus diesem Grund fühle ich mich heute multikulturell. Dass das so für mich ist, habe ich erst später erkannt. Ich habe erkannt, dass eine einzige fixe Einstellung und ein fixes Zugehörigkeitsgefühl zu nur einer Welt nicht möglich ist. Ich brauche verschiedene Teile von beiden Seiten, die mich ausmachen. So bin ich aufgewachsen, so bin ich es gewöhnt und es ist auch bis jetzt normal für mich.“ (Interview A: 5)

8.2.3.2 Migration und Sprache

D: „Die Sprache war ein Problem für mich. Ich konnte kein Deutsch und wusste nicht wie die Gebärdensprache geht. (...) Die deutsche Grammatik ist kompliziert, da vertu ich mich immer noch in der Satzstellung und so. Aber in Gebärdensprache fühle ich mich sicher, die kann ich voll, (...).“ (Interview D: 4)

D: „Meine Anfänge, zu gebärden, waren sehr zaghaft, weil ich vor allem mit der Grammatik der österreichischen Gebärdensprache Schwierigkeiten hatte, weil sie ganz anders ist, als die chinesische. Ich musste immer von Chinesisch auf Deutsch umdenken. Aber mit der Zeit ist das mit der Grammatik auch immer besser gegangen und ich habe angefangen, mich in der österreichischen Gebärdensprache wohl zu fühlen, war nicht mehr so schüchtern und bin immer offener geworden mit der Zeit.“ (Interview D: 2)

Als (IP) C 13 Jahre alt war, erlangte er langsam Sicherheit in Deutsch und in der Gebärdensprache, nachdem er erst mit 8 Jahren in eine Schule für Gehörlose gegangen ist und dort seine ersten Begegnungen mit der Gebärdensprache gemacht hat.

Mit 13 Jahren ging er nach England und dort in die Schule und lernte dort Englisch.

Nach vier Jahren kam er wieder zurück nach Wien und hatte bereits seine Deutschkenntnisse verlernt und vergessen und musste wieder erneut Deutsch in Verbindung mit Gebärdensprache lernen. Ihm ist bewusst, dass er zwar nicht so gut Deutsch kann, aber dafür hat er durch seine vielen Ortswechsel und Urlaube in anderen Ländern – in England, Afrika, Serbien - viele Sprachen kennen gelernt.

Die österreichische Gebärdensprache lernte (IP) B durch Kontakte mit anderen Gehörlosen, die er über den Gehörlosenclub kennen gelernt hat: *„(...) und ich habe dadurch auch die österreichische Gebärdensprache aufgenommen und gelernt. Ich habe nach drei Monaten schon etwas Deutsch gekonnt – die Gebärdensprache schon, aber Deutsch (Lautsprache) hab ich noch nicht gekonnt.“* (Interview B: 5)

Das Erlernen der österreichischen Gebärdensprache stand im Vordergrund, die deutsche Lautsprache war vorerst zweitrangig.

Interviewpartner B erhielt beim Schriftspracherwerb Unterstützung von einem Freund:

B: „Wie ich dann wieder in Österreich war, hat mir dann mein Freund geholfen (...) Er hat mich unterrichtet und ich habe von ihm deutsch schreiben gelernt. Und ich habe schreiben geübt, aber es war mühsam, (...) Nach sechs Monaten konnte ich schon ein bisschen deutsch schreiben.“ (Interview B: 5)

Mit 12 Jahren ist (IP) F mit seiner Mutter und seiner Schwester gemeinsam nach Österreich emigriert und dort hat er nach 5 Jahren seinen Vater wieder gesehen. Sein Vater hat sehr viel Wert auf die lautsprachlichen Kompetenzen seines Sohnes gelegt und gleich begonnen, ihm Deutsch beizubringen.

F: „Mein Papa hat zu mir gesagt, dass das egal ist, dass ich zwar gehörlos bin, aber dass ich trotzdem zeigen muss, dass ich gut sprechen kann“ (Interview F: 6)

Die Entscheidung, auch in Österreich weiterhin eine hörende Schule zu besuchen, lag bei (IP) F, doch nachdem seine schulischen Leistungen – bis auf Mathematik – nicht zufriedenstellend waren, entschied er sich, im Alter von 13 Jahren, auf Drängen der Eltern, in eine Gehörlosenschule zu gehen, wo er dann auch im Heim gewohnt hat.

F: „Ja, also, an meinem ersten Tag in der Gehörlosenschule hatte ich Angst, alle haben mit ihren Händen in der Luft geredet und ich bin nur so durch gegangen und hab geschaut. (...) In der Pause, sind dann alle raus und die anderen haben sich in Gebärdensprache unterhalten. Ich hab sie gesehen und hatte Angst, ich wollte das nicht. (...) und hab mich unten im Keller versteckt, Bücher gelesen und deutsche Wörter gelernt, obwohl ich den Inhalt nicht verstanden hab (...). Zwei Monate später haben mich die anderen Kinder schon überall gesucht (...) und haben mich zum spielen raus geholt. (...) Ich habe langsam begriffen, was die Gebärden „komm“ und „spielen“ bedeuten. (...). Dort im Heim haben alle Jugendlichen

gebärdet (...) Drei Monate später konnte ich schon gut gebärden. Ich hatte einen Vorteil, weil ich davor das ganze Jahr schon Deutsch gelernt hab und viel gelesen hab, aber ich wusste nicht, was die Worte bedeuten. Aber ich konnte dann über die Gebärdensprache und die deutschen Worte, die ich gelernt hatte, eine Verbindung herstellen. So zum Beispiel, die Gebärde „Auto“ und ich habe „Auto“ sprechen gelernt, und dann hab ich die Gebärde mit dem gesprochenen Wort, vom Mundbild her zusammenfügen können (...) ich hab sie alle in Gebärdensprache kennen gelernt und ihre Bedeutung plötzlich erfasst. (...) Ich war so froh darüber, dass die Kommunikation mit allen funktioniert hat und ich mich mit allen austauschen konnte; es hat gepasst.(...) Nach einem halben Jahr (...) hab ich soviel aufgeholt, dass ich mit ihnen auf gleicher Ebene war.“ (Interview F: 7)

Besonders auffallend ist, dass (IP) F erst über die Gebärdensprache die Inhalte der zuvor auswendig gelernten deutschen Wörter begriffen hat und so, mit der Kombination von Gebärdensprache und dem zuvor passiv angeeigneten Wortschatz in der deutschen Schriftsprache, schnell das Niveau seiner MitschülerInnen erreichen konnte. Außerdem kommt (IP) F im Laufe seiner Erzählung immer wieder darauf zurück, dass er über lautsprachliche Kompetenzen verfügt, die über die anderer Gehörloser hinaus gehen.

(IP) F wechselte von der Gehörlosenschule in eine hörende Fachschule für Maschinenbau, in der außer ihm nur noch ein zweiter gehörlos war. Das erste Jahr in der Fachschule überforderte ihn, da das dortige Schulniveau dem der Gehörlosenschule weit voraus war.

F: „Ich hab ein halbes Jahr Zeit gebraucht, um die Inhalte zu verstehen. Es war besonders schwer für mich, weil Deutsch schwer war. (...) In der Gehörlosenschule hab ich nicht einmal selbst einen Satz schreiben müssen, oder einen Text. Wir haben nur die Grammatik gelernt und die Fälle oder neue Wörter gelernt, aber wir haben nie eigene Sätze geschrieben. (...) Und der Deutschlehrer hat zu mir gesagt, dass ich bitte zuhause kurze Geschichten schreiben soll, zu einem Thema, dass er mir gibt. Ich war überfordert, (...) ich hatte keine Ahnung, wie ich das machen sollte. Ich hab irgendwelche Sätze überlegt und irgendwas geschrieben und das was dabei raus gekommen ist, war so schlecht, dass ich geschockt war. (...). In der Schule haben alle gelacht, haha, der Gehörlose ist so schlecht. Das hat mich verärgert und ich wollte ihnen erst recht beweisen, dass ich gute Leistungen erbringen kann. Ich hab dann in der Schule nur auswendig gelernt, ohne, dass ich manchmal den Inhalt verstanden hab.“ (Interview F: 9)

Interviewpartner G besuchte einen Deutschkurs für Gehörlose, bei dem er auch seine Frau kennen lernte. Der Kurs wurde von einer hörenden Frau geleitet und in Gebärdensprache abgehalten.

Die anfänglichen Berührungspunkt mit der österreichischen Gebärdensprache machte (IP) G im Gehörlosenclub in der Waldgasse: G: *„(...) ich hab am Anfang mal nur geschaut und hab gesehn, dass viele Gehörlose da sind, die alle miteinander gebärden.(...) Ich bin also da rein, ohne dass ich Deutsch konnte, die deutsche und jugoslawische Gebärdensprache sind nicht gleich, die sind anders. Ich war dort und hab ihnen beim Gebärden zugeschaut und hab gemerkt, dass einiges ähnlich ist. Ich konnte zwar kein Deutsch sprechen, aber das war egal, ich konnte Gebärdensprache und deshalb konnte ich mit ihnen plaudern (...).“* (Interview G: 5)

Interviewpartnerin E hatte bereits in Ungarn Deutsch gelernt und erwähnte in Bezug auf die Migration nach Österreich keine sprachlichen Barrieren.

In ihrer Kindheit in Polen hatte Interviewpartnerin A keinen Kontakt zu anderen Gehörlosen, da sie in einem Dorf aufgewachsen ist, in dem sie die einzige Gehörlose war. Sie ist lautsprachlich und ausschließlich mit hörenden Kindern aufgewachsen in einer rein hörenden Umgebung. Außer einer einmaligen Veranstaltung, wo sich schwerhörige und gehörlose Kinder aus Polen getroffen hatten, hat sie in Polen keinen Kontakt zu anderen Gehörlosen gehabt und wusste auch nichts von der Existenz der Gebärdensprache.

Die Migration nach Österreich bedeutete auch eine Migration vom Land in die Stadt, in der sich ihr Umfeld ganz anders gestaltete. Als sie nach Österreich gekommen ist, erklärt sie die daraus entstandene Situation folgendermaßen:

„In Österreich habe ich auch das erste Mal in der Öffentlichkeit die Gebärdensprache gesehen.“ (Interview A: 1)

(IP) A hat eine Schwerhörigenschule besucht und dort täglich Kontakt zu anderen Gehörlosen gehabt, von denen sie auch die Gebärdensprache gelernt hat. Da sie in einer Integrationsklasse war, hatte sie in der Schule ebenfalls täglichen Kontakt zu Hörenden, wie auch in ihrem familiären Umfeld.

Für Interviewpartnerin A gab es in Polen nur die eine Welt, die der Hörenden, als sie nach

Österreich kam, lernte sie die österreichische hörende Welt und die österreichische gehörlose Welt kennen. Das heißt von ihr verlangt die Situation ein Leben in zwei Welten, der hörenden und der gehörlosen Welt, und ein Leben in drei verschiedenen sprachlichen und kulturellen Systemen, zwischen denen sie sich jeweils hin und her bewegt.

A: „Polnisch ist meine erste Muttersprache, es ist die Sprache mit der ich aufgewachsen bin und daher ist sie ein Teil von mir und hat sich fest in mir eingeschrieben. Meine Sprachkompetenzen in Polnisch beschränken sich auf die Alltagskommunikation und da kann ich mich ohne Probleme verständigen.

Ich fahre auch immer noch oft nach Polen und habe auch polnische Freunde (...) Natürlich besuche ich wenn ich nach Polen fahre auch meine Familie, die noch dort lebt. In meiner Familie machen sich alle Sorgen, dass ich Polnisch vergessen könnte und daher reden sie immer besonders viel mit mir, wenn ich nach Polen komme und sie besuche.“ (Interview A: 14f)

8.2.3.3 Kommunikation innerhalb der Familie

C: „Meine Mama kann gut Gebärdensprache, meine Schwester beherrscht die Gebärdensprache perfekt, sie kann super gebärden. Bei meinem Papa ist es nicht ganz so; er hat ein bisschen Gebärdensprache gelernt, aber er hat nicht die Zeit, um sie richtig gut zu lernen. Aber es ist auch egal, ich verstehe ihn gut mit Lippenlesen und Gebärdensprache, ich verstehe ihn gut und es gibt überhaupt kein Problem bei der Kommunikation.“ (Interview C: 4)

Nachdem sich seine ganze Familie für die Gebärdensprache interessiert hat und alle wissen wollten, wie man gebärdet, hat C begonnen, es ihnen beizubringen:

C: „(...) Meine Schwester, meine Tante, meine Oma und mein Opa, alle haben sich für Gebärdensprache interessiert und wollten es auch gerne können. Dann hab ich gesagt okay, dann werde ich es ihnen beibringen.(...) aber es braucht Zeit und ich hab ihnen auch gesagt, (...)wenn sie etwas falsch gebärden, dann macht das auch nichts, dann werde ich es ihnen sagen und wir üben es und lernen den Aufbau der Sprache. Jetzt können es alle gut, (...) meine Familie kann gut Gebärdensprache. Ich bin glücklich, aber trotzdem sind alle anderen hörend und es ist manchmal ein bisschen schwer, dass ich der einzige bin (...).“ (Interview C: 4)

Interviewpartnerin D erwähnt nur, dass ihre Mutter gebärdensprachkompetent ist, und mit ihr, als sie noch klein war, teilweise mit erfundenen Gebärden kommuniziert hat.

D: „Meine Mutter und mein Vater sind beide hörend. Meine Mutter kann Gebärdensprache. Wie ich noch klein war und schwerhörig, also gehörlos geworden bin, war meine Mutter von sich aus engagiert Gebärden zu lernen und aufzunehmen. Die Situation zu Haus war so, dass sie mit mir nicht richtig chinesische Gebärdensprache gesprochen hat, sondern Gebärden verwendet hat, die sie sich ausgedacht hat, um mit mir kommunizieren zu können. Ich habe Respekt vor meinen Eltern und dafür, wie sie mich erzogen haben.“ (Interview D: 4)

B: „Ah, aso, ja. Beispiel, mit meinen Eltern schreibe ich SMS. (...) dann können wir mit Web-Cam über Hotmail Messenger kommunizieren. (...) Mit meinen Eltern kommuniziere ich niemals in Gebärdensprache, niemals. Wir sprechen immer nur in Lautsprache miteinander, niemals in Gebärdensprache. Wenn meine Eltern da sind, kommunizieren wir niemals in Gebärdensprache. Meine Eltern sagen, dass ich schwerhörig bin und dass ich gebärden darf, wenn ich draußen bin, aber in ihrem Haus darf ich nicht gebärden.“ (Interview B: 7)

Seine Eltern sind gegen Gebärdensprache bei Schwerhörigen. Sie vertreten die immer noch verbreitete Annahme, dass der Gebrauch der Gebärdensprache die lautsprachlichen Fähigkeiten einschränkt und diesen im Weg steht.

B: „Mein Papa mag Gehörlose, aber er selbst ist gegen Gebärdensprache (...) Darum lasse ich die Gebärdensprache weg und spreche mit ihnen. Aber es ist trotzdem anstrengend, wenn ich fast zwei Stunden mit ihnen spreche, dann wird mein Hals und meine Stimme ganz trocken. Aber wir Chatten und schreiben uns SMS.“ (Interview B: 7)

Interviewpartner G spricht mit seinen Eltern in jugoslawischer Lautsprache.

G: „Bei mir zu Hause, haben alle gesprochen (Lautsprache), aber ich hab nicht gewusst, wie ich sprechen soll. Später wurde es mir beigebracht und meine Eltern haben vor Freude geweint. (...) Später wollte ich mit meiner Mama auch gebärden, aber sie hat immer gesagt, dass ich sprechen muss, dass ich die Hände unten lassen muss.(...) Meine Mama hat sich geschämt, wenn ich gebärdet hab“ (Interview G: 1f)

G: „Meine Mama spricht sehr schnell und ich muss ihr dann immer sagen, dass sie langsamer sprechen muss, weil ich sie sonst nicht verstehe. Meine Mama spricht schnell, aber

mein Papa spricht dafür etwas langsamer.“ (Interview G: 3)

Dass sich seine Mutter für die Gebärdensprache schämt, ist bis ins Erwachsenenalter von (IP) G so geblieben und auch, dass sie ihrem Sohn untersagt, in ihrer Gegenwart zu gebärden, selbst als er seine Eltern mit seiner Frau besucht und sich mit dieser in deren gemeinsamen Sprache, der Gebärdensprache, unterhält.

G: *„Meine Mama hat mich kritisiert, hat mir auch da auf meine Hände gehaut und mir gesagt, dass ich nicht gebärden soll, dass das eine Schweine - Sprache ist.“ (Interview G: 3)*

Da seine Mutter seine gehörlose Lebenswelt und die damit in Verbindung stehende Gebärdensprache nicht verstehen kann, bzw. nicht akzeptiert, betrifft dieser Sachverhalt sowohl die mit Schuleintritt und Kennenlernen der Gebärdensprache und der Gehörlosengemeinschaft beginnende Distanzierung von seinen Eltern und dem Dorf, in dem er die Jahre zuvor aufgewachsen ist, wie auch die Frage des Eigen- und Fremderlebens der gehörlosen Identität und der Gebärdensprache.

Zu einem späteren Zeitpunkt erzählt (IP) G, dass seine Eltern auch nicht mit seiner Tochter kommunizieren können, da sie auch gehörlos ist, die Eltern aber keine Gebärdensprache können. Auch in der Kommunikation mit der Enkelin scheint die Kommunikation mit der Mutter am schwierigsten, weil sie zu schnell redet und (IP) G sie immer wieder auffordern muss, langsamer zu sprechen, damit man sie verstehen kann. Sein Vater hingegen spricht langsamer und kann mittlerweile auch schon ein bisschen gebärden.

Interviewpartner F kommuniziert mit seinen Eltern ebenfalls mit Lautsprache und Lippenlesen. Diese Form der Kommunikation stellt sich aber in der chinesischen Lautsprache als äußerst schwierig heraus, da das Lippenlesen und das Sprechen aufgrund der 4 verschiedenen Betonungen nicht wirklich in einer eindeutigen Form möglich ist - wie bereits aus den Erzählungen von Interviewpartnerin D hervorgeht. Im Unterschied zu (IP) D hat (IP) F jedoch in den ersten fünf bis sechs Jahren seines Lebens bereits lautsprachliche Kompetenzen entwickelt, auf denen er aufbauen konnte. Interviewpartner F erwähnt die Kommunikation mit seinen Eltern im Zusammenhang mit seinen immer schlechter werdenden Sprachkompetenzen des chinesischen Dialekts aus der Stadt, in der er geboren ist, da er nur mit ihnen in dieser Sprache kommuniziert, seine Eltern aber nur selten sieht:

F: *„Wenn ich meine Eltern treffe, dann spreche ich mit ihnen und meine Eltern verstehn mich auch, aber umgekehrt, wenn meine Eltern etwas sagen, dann versteh ich sie nicht. Früher*

war das anders, da hab ich sie gut verstanden, weil ich es gewohnt war, von ihren Lippen abzulesen. Aber jetzt, versteh ich sie nicht, ich versuche abzulesen, was sie sagen, aber es gelingt mir kaum. Mein Eltern waren auch geschockt, weil meine Sprache, weil sich die Lautsprache so zum Negativen entwickelt hat und meine Gebärdensprachkompetenzen immer mehr und stärker werden.“ (Interview F: 11)

Bei Interviewpartnerin E ist die Situation genau umgekehrt. Sie konnte die ersten 6 Jahre ihres Lebens nicht mit ihren gehörlosen Eltern kommunizieren, da sie, weil sie selbst hörend war, bei ihren hörenden Großeltern aufgewachsen ist und ihre Eltern in dieser Zeit kaum gesehen hat und auch nicht gelernt hat, zu gebärden. Die ersten zwei, drei Jahre ihres gehörlosen Lebens, die in etwa zeitgleich mit der Phase zusammenfallen, in der sie aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen wird und wieder bei ihren Eltern lebt, schildert sie als besonders schwierig vor allem in Bezug auf die Kommunikation mit ihren Eltern.

E: „Ich konnte früher nicht gebärden, weil ich am Land bei meinen Großeltern aufgewachsen bin und dort bin ich nicht mit Gebärdensprache aufgewachsen. Nein. Ich habe immer Lautsprache gesprochen. Wenn ich meine Mutter gesehen hab, das war einmal im Jahr, dass sie gekommen ist, hab ich sie nicht verstanden und daher auch nicht weiter beachtet, ich hab sie mehr ignoriert und mich mehr auf meine Oma konzentriert (...) als ich dann bei ihnen (bei den Eltern) in der Stadt war, hab ich sie nicht verstanden, wenn sie gebärdet haben, ich konnte ja keine Gebärdensprache. Ein bis zwei Monate später bin ich dann krank geworden. Die Kommunikation mit meinen Eltern war

sehr mühsam, (...) weil ich die Gebärden nicht verstanden hab. Es hat zwei bis drei Jahre gebraucht, bis ich richtig Gebärden gelernt hab und ich sie voll verstanden hab.“ (Interview E: 9)

E: „Es war eine sehr schwere Zeit zwischen mir und meiner Mutter. (...) es war furchtbar, weil ich plötzlich taub war und ich war böse weil ich nicht mehr normal mit anderen sprechen konnte und ich in die Schwerhörigenschule musste und wenn ich nachhause gekommen bin, wollte ich nicht, dann hab ich wenig mit meiner Mutter kommuniziert. (...) Es war sehr schwer so zwischen mir und meiner Mutter, wir haben viel diskutiert. Es war schwer, weil wir wegen der Sprache nicht miteinander reden konnten.“ (Interview E: 12)

Dass sie fast drei Jahre benötigte, um die Gebärdensprache voll zu erlernen, zeigt noch deutlicher, in welcher schwieriger Situation sie sich befunden haben muss und welche inneren

Widerstand vorhanden war, die Sprache zu verinnerlichen, die mit ihrem Verlust des Gehörs in Verbindung steht und der zuvor erlebten Distanz zu ihren eigenen Eltern. Sie hat nicht nur ihre gewohnte Umgebung und ihre Großeltern – die ihr damals wie ihre Eltern waren – sondern auch noch ihr Gehör und damit alles, woran sie sich zuvor anhalten und geschützt fühlen konnte, verloren. Dies spiegelt sich im inneren Widerstand wider, die Gebärdensprache zu lernen.

Der Ehemann und die Kinder, wie auch ihre Schwester und deren Tochter von Interviewpartnerin E sind gehörlos. Demnach lebt (IP) E in einem engeren familiären Umfeld, das sowohl gehörlos, als auch gebärdensprachkompetent ist.

Das Verhältnis von (IP) F zu seiner älteren gehörlosen Schwester veränderte sich ab dem Zeitpunkt, als er ihre Sprache und ihre Welt begann zu verstehen, da er selbst im Alter von 13 Jahren in die gehörlose Welt eintauchte. Zuvor schildert er die Beziehung zu seiner gehörlosen Schwester wie folgt: *„Sie hat nicht gesprochen und wir haben uns nicht beachtet. Ich hab meine Schwester nicht verstanden, wenn sie gesprochen hat, also konnten wir nur schriftlich miteinander kommunizieren und das hat mich nicht interessiert, ich hab mir nur gedacht, die is ja taubstumm, die is deppat. Ich hab sie einfach ignoriert.“* (Interview F: 7)

F: (...) *Damals, wie ich klein war, (...) habe ich gesagt, dass ihre Sprache eine Affensprache ist, ich war bescheuert. Das erste Mal hab ich mit dreizehn Jahren Gebärdensprache gelernt und erfahren. Und dann hab ich begonnen zu verstehen, was es bedeutet, ich habe gelernt die Welt zu verstehen, was es bedeutet, dass ich eine Schwester habe. Ich habe am Anfang etwas zaghaft begonnen mit meiner Schwester zu gebärden (...) dann ist die Beziehung zwischen mir und meiner Schwester mehr in die Tiefe gegangen, wir haben uns unterhalten und sind Freunde geworden. Ich weiß jetzt, dass ich mich für damals entschuldigen muss. Jetzt tut es mir weh, dass ich damals so blöd gewesen bin.“* (Interview F: 12)

Da der Bruder von Interviewpartner B ebenfalls gehörlos ist, habe ich noch genauer nachgefragt, wie die Kommunikation zwischen seinen Geschwistern aussieht:

B: *„Ja, mit meinem Bruder gebärde ich, ja. Zum Beispiel wenn mein Bruder (...) manchmal Wörter in arabisch nicht versteht, dann sagt er mir das und ich erkläre ihm (in Gebärdensprache), was es bedeutet. (...) Ich kann gut Arabisch und habe die arabische*

Sprache verinnerlicht, daher kann ich meinem Bruder helfen, weil es bei ihm nicht so ist. (...) Meine Schwester kann auch Gebärdensprache, aber meine Schwester und ich gebärden niemals miteinander, mit meinem Bruder gebärdet sie schon. (...) Mit meinem Bruder gebärde ich, mit meiner Schwester spreche ich in Lautsprache. Ich habe zwei verschiedene Hälften, zwei Teile. Zum Beispiel, wenn uns mein Onkel besucht, wird niemals gebärdet. Dann wird nur in Lautsprache kommuniziert und wenn mein Bruder kommt, dann wird für ihn hin und her übersetzt. Ja, manchmal bin ich dann auch sein Dolmetscher.“ (Interview B: 8)

A: „Mit meiner Mutter spreche ich polnisch und mit meinem „Stiefvater“ (in Österreich) spreche ich Deutsch.“ (Interview A: 15)

A: „Also, mein Vater (in Polen) kann überhaupt nicht Gebärdensprache; gar nichts. Ich spreche normal Lautsprache mit ihm, also eigentlich mehr polnisch. (...)Mit meiner Mutter ist es genauso. Meine Mutter kann vielleicht drei Wörter gebärden. So was wie „Ich versteh nicht“ So was kann sie schon, (...). Meine Mutter kommuniziert mit mir auf Polnisch; auch heute noch. Weil Polnisch für meine Mutter ihre Muttersprache ist und sie will, dass ich auch Polnisch kann. (...). ...Meine Mutter mag Deutsch nicht. mm. Ich mag Deutsch mehr!“ (Interview A: 18)

8.2.3.4 Beziehungen und Freundschaften

Ein weiteres Thema bei (IP) B bezog sich auf das Zusammenleben mit seiner Freundin und in diesem Zusammenhang betonte er die gute Kommunikation mit ihr und den gegenseitigen Informationsaustausch. Positiv beschreibt er dabei, dass sie auch viele Dinge getrennt voneinander unternehmen und erleben und so dem anderen immer etwas Neues zu berichten haben. In diesem Zusammenhang erwähnt er auch, dass ihm Vertrauen sehr wichtig ist und dass er nicht sehr vielen Menschen vertraut:

B: „Ah, ja, meine Freundin ist mir sehr wichtig,(...). Ich habe nicht viele Freunde, weil mir Vertrauen sehr wichtig ist und die Personen, denen ich wirklich vertraue sind drei bis vier. Sonst habe ich schon viele Freunde und Bekannte, aber vertrauen tu ich nur drei bis vier Personen, das ist genug. Es wird manchmal viel getratscht, so ist das nun mal, (...) da behalte ich die Sachen lieber bei mir und lasse die privaten Angelegenheiten bei mir und umgekehrt.

Wenn getratscht wird, bringt das immer Probleme mit sich. Meine Freundin weiß, dass ich ihr vertraue. Das ist wichtig (...). Wenn ich dem anderen nicht vertrauen kann, bringt das nur Probleme. Aber Vertrauen ist mir sehr wichtig, dass das da ist.“ (Interview B: 3)

Ein weiteres Thema bei (IP) C waren seine anfänglichen Schwierigkeiten, in Wien Freunde zu finden. Wieder nimmt er Bezug auf ein Gespräch mit seinen Eltern und darauf, dass es ihnen bewusst war, dass es für ihn aufgrund der Kommunikationsschwierigkeiten schwieriger sein wird, Freunde zu finden. (IP) C beschreibt anschließend Situationen, wie er seine Freunde kennen gelernt hat und wie sich sein Freundeskreis langsam erweitert hat. Die erste Begegnung ist mit einem Burschen, der – wie sich nach Nachfragen meinerseits herausstellte - hörend, aber gebärdensprachkompetent war und zwei schwerhörigen Mädchen.

Außerdem erzählte (IP) C, wie er seine Ex- Freundin kennen gelernt hat und erklärt seine Sicht von Beziehungen und wie diese ablaufen sollten. Es stellte sich – wieder durch Nachfragen meinerseits – heraus, dass seine damalige Freundin, mit der er dreieinhalb Jahre zusammen war, hörend war, er ihr aber Gebärdensprache beigebracht hat und sie sowohl in Lautsprache und Lippenlesen und in Gebärdensprache miteinander kommuniziert haben.

(IP) B lebt mit seiner Freundin – die ebenfalls gehörlos ist - gemeinsam und erwähnt in Zusammenhang mit ihrer Beziehung, dass er es genießt, mit ihr zu plaudern und zu kommunizieren. Das seine Freundin gehörlos ist, ist mir aus früheren Gesprächen bekannt.

Er selbst erwähnt während des Interviews nicht, welche seiner Freunde gehörlos oder hörend sind. Das er allerdings einen gehörlosen Freundeskreis hat wird in folgendem Interviewausschnitt deutlich: B: „, meine Freundin (...) es ist zum Beispiel so,(...)das sie zum Beispiel zu einer Party geht und ich mir in der Zeit was mit anderen gehörlosen Freunden ausgemacht hab, dann geht sie da hin und ich dort hin.“ (Interview B: 3)

Der Freundeskreis von Interviewpartnerin D besteht in China, bis auf ein, zwei hörende Personen, aus Gehörlosen, da sie in China nur unter Gehörlosen aufgewachsen ist, zur Schule ging und die Uni besucht hat. In Österreich hingegen gestaltet sich der Freundeskreis sowohl aus Gehörlosen als auch aus Hörenden, wobei sie hinzufügt, dass sich der Kontakt zu Hörenden, durch die Möglichkeit des Lippenlesens als einfacher herausstellt. Außerdem fügt sie hinzu, dass es in Österreich ein bisschen mehr Hörende gibt, die gebärdensprachkompetent

sind. Wenn sie nach China fliegt, um ihre Familie und ihre Freunde zu besuchen, genießt sie es, sich mit ihren Freunden zu treffen und mit ihnen zu plaudern und die Möglichkeit, dies voll in Gebärdensprache tun zu können.

(IP) F lebte in China, auch nachdem er ertaubt war, in der hörenden Welt und hatte demnach auch nur hörende Freunde. In den ersten Jahren seiner Gehörlosigkeit stellte die lautsprachliche Kommunikation noch kein Hindernis dar, da er die anderen Kinder aufgrund der Einfachheit der Sprache noch verstehen konnte. Je älter er wurde, desto mehr sind die Freundschaften aufgrund von Kommunikationsbarrieren auseinander gegangen.

In Österreich besuchte er das erste Mal eine Gehörlosenschule und wird mit rassistischem Verhalten seiner MitschülerInnen konfrontiert, die sich wegen seines Aussehens über ihn lustig gemacht haben. Diese negativen Erfahrungen führten dazu, dass er sich in der Gehörlosenschule nicht wohl fühlte und nicht gerne in die Schule ging.

F: *„Aber ich bin trotzdem (geblieben), ich bin ein Einzelkämpfer und ich habe mich angestrengt, weil ich den Gehörlosen zeigen wollte, wer ich bin, dass ich bleibe, dass ich weiß, wer ich bin.(...)“*

Ich habe nicht klein beigegeben und mich klein gemacht und die Situation hingenommen, sondern ich habe mich der Situation gestellt und habe mich verteidigt.“ (Interview F: 13)

Es war ein Prozess von zwei bis drei Jahren, in denen er gelernt hat, die Gehörlosengemeinschaft zu lieben und seinen Platz dort zu finden. Jetzt sagt (IP) F von sich, dass er viele Freunde auf der ganzen Welt hat, mit denen er in verschiedenen Gebärdensprachen kommuniziert und dass unter seinen Freunden auch einige Hörende sind, die er durch den Gebärdensprachunterricht kennen gelernt hat.

(IP) F fliegt oft nach China und hat dort immer mehr Gehörlose kennen gelernt, so auch seine Frau. Der Kontakt zu seinen früheren hörenden Freunden ist jedoch nicht aufrecht geblieben und ist auch jetzt, wenn er in China ist, aufgrund von Kommunikationsproblemen nur sehr begrenzt möglich: *„wenn ich die Leute von früher sehe, da ist es schon so, dass ich sie wiedererkenne, aber jetzt sind sie auch schon erwachsen und die Kommunikation funktioniert nicht gut. Aber wenn ich mich mit ihnen unterhalte, dann erinnern sie sich noch von früher an meine Stimme und ich kann auch noch von ihren Lippen ablesen und dann kann ich sie verstehen und sie mich, also nur bei einfachen Kommunikationen.“* (Interview F: 14)

Die Zeit, in der (IP) E ertaubt ist und in einer neuen Umgebung wieder bei ihren Eltern lebt,

der Schulanfang in einer Schwerhörigenschule und die mühsamen ersten Schritte in der Gebärdensprache sind von Einsamkeit und Isolation gekennzeichnet. Erst als sie beginnt, sich in ihrer neuen Situation zurecht zu finden, findet sie auch Freunde.

E: *„Es ist sehr schwer, wenn man zuerst hören kann und später taub wird. Es war schwer, wenn alle untereinander geplaudert haben und ich nicht wusste, worüber sich die anderen Kinder unterhalten, (...). Es war so schwer für mich, dass ich die ersten zwei, drei Monate nicht raus gegangen, nicht auf den Spielplatz gegangen bin, ich bin nur zu Hause sitzen geblieben. (...) Aber mit der Zeit ist es einfacher geworden und dann ab der Zeit, als ich acht, neuneinhalb Jahre alt war, hab ich auch Freunde gefunden, (...) und dann hab ich auch angefangen, die Unterschiede zwischen Gehörlosen, Hörenden und Schwerhörigen zu verstehen. Ich war zwischen drei Welten.“* (Interview E: 9)

Für (IP) E war die erste Zeit in Österreich besonders hart, da sie bis auf ihren Mann und seiner Familie, weder Freunde, noch ihre eigene Familie hatte, an die sie sich in dieser schweren Zeit wenden konnte.

E: *„Als ich zwanzig Jahre alt war und von Ungarn nach Wien gezogen bin, bin ich das erste Mal nach Österreich gekommen und hab am Anfang niemanden hier gehabt. Außer einige Kollegen, die ich durch den Sport gekannt hab, (...) aber wenn ich ein Problem hatte, dann wusste ich nicht, an wen ich mich wenden hätte sollen. Wer war da, der mir hilft?! Ich hab hier keine Mutter, die mir helfen kann, ich hab auch keine Schwester, oder Verwandte hier, die für mich da sind; niemanden! (...) Ich habe lange gebraucht, mich hier wohl zu fühlen und ich hab am Anfang starkes Heimweh gehabt. Mit der Zeit, so nach einem Jahr, hab ich dann schon langsam Kontakte gehabt und auch Freunde durch den Sport. Ich hab in Wien Tischtennis gespielt und dadurch hab ich so langsam immer mehr Kontakt zu Leuten bekommen.“* (Interview E: 10)

Als ich (IP) E fragte, ob sie noch Kontakt zu Freunden in Ungarn hat, erwähnt sie, dass sie sich immer mehr von ihnen distanziert hat, da sie ihren Erwartungen, immer Geschenke mit zu nehmen, nicht mehr nachkommen wollte, da sie selbst mit dem, was sie hatte, schwer zurecht kam. Auf der anderen Seite hat sie Freundinnen in Österreich, die ebenfalls aus Ungarn kommen, mit denen sie Kontakt hat, die ihr aber immer wieder unterstellten, dass sie es leichter gehabt hätte, als sie, weil sie einen Österreicher geheiratet hat. Auf beiden Seiten wird sie mit dem Bild der „erfolgreichen Migrantin“ konfrontiert, das sie für sich selbst

jedoch nicht gelten lässt.

E: „(...) mit meinen Freunden geht der Kontakt so langsam auseinander. Das Problem war damals das, dass es zur damaligen Zeit in Ungarn nix gegeben hat, und wenn ich nach Ungarn gefahren bin, haben mich alle angebettelt, ich soll bitte etwas mitbringen; (...) und ich hab mir gedacht, warum soll ich alles mitbringen?! Wo ich doch selber etwas zum Leben brauche. (...). Zu meiner Familie ist der Kontakt schon geblieben, aber zu Freunden nicht mehr, da ist der Abstand mit der Zeit immer größer geworden. In Österreich hab ich ein paar Freunde, ja, aber; die dann eben schon immer wieder sagen, „geh E komm, du hast einen Österreicher geheiratet und lebst gut und“; aber das war ein Irrtum.“ (Interview E: 10)

Interviewpartnerin E hat ihren Mann in Budapest bei einem internationalen Tischtennisturnier kennen gelernt.

Die ersten drei Jahre ihrer Beziehung war (IP) E noch in Ausbildung und ihr Mann ist sie immer wieder in Ungarn besuchen gekommen. Nachdem sie geheiratet hatten und (IP) E die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, ist sie dann zu ihrem Mann nach Österreich gekommen.

E: „als ich meinen Mann kennen gelernt hab, war er noch ganz gesund. Zwei Jahre später ist etwas Schweres passiert und er ist ein Jahr lang im Krankenhaus gelegen und dadurch, dass er krank war, bekommt er eine Invalidenpension. Und ich bin trotzdem mit ihm zusammen geblieben,(...) weil es Liebe war, (...) wichtig war, dass ich mit ihm glücklich war. (...) Wir hätten, wenn er gesund wäre, wir hätten ein gutes Leben gehabt. Aber ich war es gewöhnt von zuhause, dass die Familie arm war, und dann war ich auch hier in Österreich bescheiden und ich hab keine höheren Lebenserwartungen gehabt. Aber es ist wichtig für uns, dass wir eine glückliche Familie haben. Das ist sehr wichtig!“ (Interview E2: 4)

Die schon zuvor erwähnte Ablehnung gegenüber der hörenden Welt zeigt sich noch einmal in der Antwort auf meine Nachfrage, ob sie nur gehörlose Freunde, oder auch Hörende hat:

E: „Nein, ich hab keine hörenden Freunde. Nein, überhaupt nicht. Ich hab nur Gehörlose. Wenn ich arbeite, dann plaudere ich schon mit meinen Kollegen in der Firma, oder wenn ich von der Firma aus wo eingeladen bin. Aber wenn ich nach Hause komme, oder privat weggehe, dann hab ich nur in der gehörlosen Welt was zu tun. Ich hab dann nie mit Hörenden zu tun, nein, nie.“ (Interview E: 11)

Aus den Erzählungen von Interviewpartner G geht hervor, dass er seine sozialen Kontakte größtenteils aus den beiden Gehörlosen-Sportclubs hat.

G: *„Ich hab wenig Kontakt zu Leuten aus Jugoslawien, weil ich jetzt mein Leben hier habe, ich lebe hier in Österreich, mein Leben ist da. Ich sehe die Leute aus Jugoslawien wenig. (...) In Österreich hab ich viele Freunde im Club, ich habe viel Kontakt zu Österreichern, der gut ist. Ich spiele Fußball und am Abend machen wir Party alle zusammen, so ist das im österreichischen Club. Wenn Parties sind, dann tausche ich mich mit den anderen aus und ich verstehe mich gut mit ihnen.“* (Interview G: 9)

Als ich Interviewpartnerin A im Zuge des Leitfadeninterviews danach fragte, wie sich der Kontakt zu ihren Freunden in Polen gestaltet, machte ihre Erzählung deutlich, wie unbeschwert sich der Umgang in der Kommunikation und dem Kontakt zu anderen Gehörlosen für sie gestaltet.

A: *„So, der Kontakt zu meinen Freunden in Polen geht ohne Probleme, weil die meisten Freunde, die ich in Polen hab, auch gehörlos sind bzw. manche sind auch schwerhörig. (...) Sie wissen, was es bedeutet, wenn man gehörlos ist und sie wissen, wie man am besten Kontakt aufnehmen kann. (...) Oder wir unterhalten uns auch über web-cam. Da können wir in Gebärdensprache miteinander kommunizieren, (...) Ich hab zu meinen Freunden in Polen eigentlich mehr Kontakt, als zu meiner Familie in Polen. Es ist einfach leichter, mit meinen Freunden Kontakt zu haben, weil es auch direkter und einfacher ist.“* (Interview A: 15)

Der Kontakt zu ihren polnischen Freunden, scheint aufgrund der geteilten Erfahrung von Gehörlosigkeit leichter und unkomplizierter, als mit Angehörigen ihrer Familie in Polen.

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass sich der Kontakt und die Kommunikation zu den gehörlosen Freunden in Polen einfacher gestaltet und direkter, obwohl sie sich nicht in einer gemeinsamen Gebärdensprache unterhalten können, wie die Antwort auf meine Frage, ob sie sich in österreichischer oder polnischer Gebärdensprache unterhalten, zeigte.

A: *„Also...eigentlich...also es ist gemischt. Das bedeutet, wenn wir uns schreiben, dann schreiben wir polnisch; wenn wir miteinander gebärden, dann ist ein Teil die österreichische Gebärdensprache und ein Teil besteht aus internationalen Gebärden und teilweise ein ganz ein bisschen polnische Gebärden, wenn sie mir etwas zeigen, oder so, dann füg ich das ein. (...) Wir müssen dabei immer ein bisschen kreativ sein und probieren, wie wir was am besten*

gebärden, um es dem anderen verständlich zu machen. Es ist auch viel Mimik dabei und so, mit allem, können sie mich verstehen....“ (Interview A: 15)

8.2.4 Ergänzende Aspekte einzelner lebensgeschichtlicher Interviews – Gehörverlust als Trauma? Migration als Trauma?

Powels (2004) verweist auf das kulturspezifische Verständnis von Trauma. Ebenso, dass es in verschiedenen Kulturen verschiedene Arten von Traumata geben kann.

In dem Sinne sind mir keine kulturspezifischen Traumata Gehörloser bekannt. Auch ist mir in meinen bisherigen persönlichen Gesprächen und in der einschlägigen Literatur dieses Thema noch nicht explizit begegnet.

Versteht man hingegen die Jahrhunderte lange Unterdrückung der Gehörlosen durch den Oralismus als Trauma, so kann dieser als kollektives Trauma verstanden werden. Auch wenn dies meine InterviewpartnerInnen nicht mehr in einer solch gravierenden Form erlebt haben, wie Generationen vor ihnen – bzw. falls dem so war, nicht genauer darauf eingegangen sind – so haben sie doch alle die Erfahrung gemacht, dass ihre Sprache und somit sie selbst in ihrer Gehörlosigkeit auf die eine oder andere Weise unterdrückt wurden.

Paddy Ladd (vgl. Ladd 2008: 27ff) berichtet in diesem Zusammenhang davon, dass manche Gehörlose die Unterdrückung durch den Oralismus als den „Holocaust der Gehörlosen“ (Ladd 2008: 27) bezeichneten und demnach wären Erlebnisse, die unter die Erfahrungen des Oralismus gezählt werden, als kulturspezifische Traumata von Gehörlosen zu betrachten.

Hier muss der Vollständigkeit halber hinzugefügt werden, dass Ladd darauf verweist, dass ihm die radikale Ausdrucksweise bewusst ist und er das Ausmaß des Schadens, der Gehörlosen auf der ganzen Welt zugefügt wurde, ebenso wie der Aspekt einer weltweiten Vergemeinschaftung Gehörloser, als polarisierend betrachtet. Dennoch entschied er sich dafür, diesen beiden Ansätzen Platz einzuräumen, da ein Verzicht dieser Darstellung eine Weiterführung der „Tradition des Schweigens“ (Ladd 2008: 29) bedeutet hätte. Um dieses Schweigen zu brechen, bedarf es nach Ladd der Sichtbarmachung der Erfahrungen, Erzählungen und Sichtweisen seiner InterviewpartnerInnen und „fast aller

Hinterlassenschaften von Gehörlosen der vergangenen Jahrhunderte, die von eben dieser, oder beider Wirklichkeiten geprägt sind“ (Ladd 2008: 29).

Ladd führt diese radikale Bezeichnung eines „Holocaust der Gehörlosen“ auf das wachsende weltweite Bewusstsein Gehörloser zurück und die Wut über die Jahrhunderte lange Unterdrückung durch den Oralismus. Für viele Menschen ist eine solche Bezeichnung inadäquat und nicht zu vergleichen mit der systematischen Ermordung von Juden unter dem Nationalsozialismus und als solche fehl am Platz. Doch für jene unter den Gehörlosen, die diesen Begriff als angemessen empfanden, war die Antwort darauf: „Dort wurden Körper zerstört, hier die Gedanken“ (Ladd 2008: 27).

Nach den Erzählungen, Erfahrungen und Sichtweisen meiner InterviewpartnerInnen haben m.E. sowohl Interviewpartner F, als auch Interviewpartnerin E durch den plötzlichen Hörverlust im Alter von sechs Jahren einen, ein Trauma erlebt.

Beide Interviewpartner berichten, dass sie sich plötzlich in ihrer gewohnten Umgebung, in ihrer zuvor vertrauten Welt nicht mehr zurechtfinden. Interviewpartnerin E spricht davon, dass ihre Welt „finster“ war und Interviewpartner F davon, dass seine Welt „still“ war. Beide erlebten, wie es ist, sich plötzlich in einer zuvor gewohnten Umgebung fremd zu fühlen, isoliert und abgeschnitten zu sein, von der eigenen Welt und plötzlich nur mehr am Rande dabei zu sein.

Will man Migrationserfahrungen als traumatische Erlebnisse begreifen, so könnte man m. E. bei Interviewpartnerin D von einem traumatischen Erlebnis berichten. Die anderen InterviewpartnerInnen haben sich dazu zu wenig geäußert, als das ich hier mehr als vage Vermutungen äußern könnte. Als (IP) D nach Wien kommt und auf der Akademie der Bildenden Künste zu studieren beginnt, wird sie mit einer Realität konfrontiert, die sie so in China nicht erlebt hat. Sie macht die Erfahrung und das unmittelbare Erlebnis, Teil einer Minderheit zu sein. Ihre Erfahrungen in China, den gesamten Bildungsweg einschließlich der Uni nur mit Gehörlosen zu gehen, wandelt sich in Österreich in eine Situation, in der sie plötzlich die einzige Gehörlose unter lauter Hörenden ist. Mehrmals kommt (IP) D darauf zu sprechen, dass die Migration nach Österreich und das Erleben auf der Uni einen Kulturschock für sie bedeutete. Es war nicht nur eine starke räumliche, sprachliche und gesamtkulturelle Veränderung, sondern auch ein völlig neues Erleben ihrer gehörlosen Identität, da sie plötzlich

damit konfrontiert war, die einzige Gehörlose unter lauter Hörenden zu sein.

Interviewpartner C berichtet von Einsamkeit und Traurigkeit in der ersten Zeit, als er wieder nach Wien gekommen ist und, dass er keine Freunde hatte.

Interviewpartnerin E wird, als sie 19 Jahre alt ist und mit ihrer Freundin gemeinsam an der ungarisch-österreichischen Grenze spazieren geht, von Polizisten aufgegriffen, verhaftet und des Fluchtversuchs beschuldigt. Sie wird ohne weitere Informationen in eine dunkle Zelle gesperrt und dort beinahe eine Woche festgehalten, bevor sie für weitere Wochen in eine Frauenhaft verlegt wurde.

E: „Es gab kein Licht. Kein Bett oder Bettlaken, keine Möglichkeit herumzulaufen, es war schrecklich, ich hab mich elend gefühlt und war verzweifelt. (...) Ich war alleine. Ich hatte keine Ahnung, was mit mir passieren würde, ich konnte niemanden sehen und auch nichts hören, ich war völlig abgeschottet.“ (Interview E: 2)

Das eingesperrt sein in einem kleinen Raum, ohne Licht wirft Interviewpartnerin E zurück in die Erinnerungen in die Zeit, als sie plötzlich ihr Gehör verliert. Während sie alleine, von psychischen Ängsten geplagt, in dieser dunklen Zelle sitzt und wartet, wird ihr ein Gespräch mit ihren Eltern verboten, während sie mitbekommt, dass ihre Freundin, die ebenfalls in Haft ist, diese Erlaubnis erhält, ist sie immer noch völlig isoliert und ahnungslos in ihrer Zelle. Als sie dann endlich mit einem Offizier sprechen kann, geht hervor, dass sie wegen ihrer und der Gehörlosigkeit ihrer Eltern diese nicht sehen darf. Als Interviewpartnerin E darüber nachdenkt, wird ihr klar, dass der Grund dafür darin liegen muss, dass die Polizisten ihrer Konversation ohne Dolmetscher nicht hätten folgen können. Als ihr dann nach wochenlangem Warten, zwischen Ungewissheit, Isolation und Vorfällen körperlicher Misshandlungen, endlich ein Dolmetscher zur Verfügung gestellt wurde und ihr Fall vor den Richter kam, wurde sie freigesprochen. (IP) E erhob Einspruch und verlangte eine Entschädigung für das ihr zugefügte Leid.

In diesem Sinne führt die traumatische Erfahrung, in einer dunklen Zelle eingesperrt zu sein, in der völlig isoliert ist, da sie weder hören noch sehen kann, zu einer Retraumatisierung ihres erlebten Hörverlustes in ihrer Kindheit. Dies wird meines Erachtens dadurch sichtbar, das sie während der Erzählung über die Haft „in der Zeit springt“ und selbst auf die Erfahrung ihres Hörverlustes Bezug nimmt.

9 Reflexion der Interviewsituationen und der teilnehmenden Beobachtungen

9.1 Reflexion der Interviewsituationen

Nach meinen Beobachtungen war es für die meisten meiner InterviewpartnerInnen – zumindest zu Anfang – eine überfordernde Situation, „einfach so“ ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Dabei kamen die einen während des Interviews in einen oder mehrere Erzählflüsse, während ich bei anderen das Gefühl hatte, dass sie sich bis zum Ende der Interviewsituation nicht wirklich wohl fühlten bzw. unentspannt waren. Dies zeigte sich vor allem bei Interviewpartner G in kurzen Aufzählungen, auf die nicht näher eingegangen wurde und daran, dass er nicht in seine Geschichte eintauchte, sondern ständig auf eine weitere Frage von meiner Seite wartete. Dies und die Tatsache, dass ich manchmal das Gefühl hatte, dass sie – obwohl ich ihnen versicherte, dass es um ihre eigene Lebensgeschichte gehe, um die Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken, die ihnen wichtig sind, die sie erzählen möchten – das Gefühl nicht los wurden, bzw. ich das Gefühl nicht los wurde, dass sie glaubten, gewissen Ansprüchen an Themen, die unmittelbar mit ihrer Gehörlosigkeit zu tun hatten, gerecht werden zu müssen, beeinflusste die Interviewsituation. Außerdem kam es auch während der Interviews immer wieder zu kurzen Missverständnissen, aufgrund sprachlicher Barrieren von meiner Seite, die sich aber durch Geduld meiner InterviewpartnerInnen wieder klärten bzw. manchmal – wenn ich eine Frage stellte - auch zu anderen interessanten Erzählungen führten, auch wenn diese an meiner eigentlichen Frage vorbei gingen.

Die Interviewsituation mit Interviewpartnerin E stellt sich für mich in mehrerer Hinsicht als eine Neue heraus. Zum einen war es das erste Interview, das ich in der Wohnung der Interviewten führte, was bedeutete, dass ich einen Einblick in ihre Wohnsituation bekam. Dies bedeutete im Weiteren für mich, dass ich das erste mal in die Situation kam, dass alle anwesenden – ihr Mann, ihre Tochter und der Freund der Tochter - gehörlos waren, was für mich in gewisser Weise einen Einblick in eine mir fremde Welt bedeutete. Hinzu kam, dass die Tochter auf Wunsch von Interviewpartnerin E während des Interviews anwesend war, was die Interviewsituation dahingehend beeinflusste, dass es dazu führte, dass an meiner Stelle ihre Tochter zu ihrer Hauptansprechperson wurde, wenn es um Fragen ging, die die Interviewsituation betrafen. Da die Tochter von Interviewpartnerin E während des Interviews

neben mir saß, konnte ich dem, was sie sagte auch nicht in vollem Ausmaß folgen, was mir aber auch so gewollt erschien, da es meist darum ging, was Interviewpartnerin E erwähnen sollte und was nicht. Es war immer wieder irritierend, wenn sie ihre Tochter fragte, ob sie dies und jenes erzählen solle – so als könnte sie ihr erklären, was für mich und das Interview relevant ist und was nicht. Somit hat ihre Tochter den Part übernommen, den ich durch die Art des Interviews umgehen wollte – nämlich den, dass sie sie auf bestimmte Dinge hingewiesen hat und geführt hat. Auf der anderen Seite schien es die Situation auch aufgelockert zu haben und für Interviewpartnerin E wichtig, dass ihre Tochter anwesend war und ihr dabei half, sich in ihrer Lebensgeschichte zu orientieren.

Eine ähnliche Situation ergab sich bei Interviewpartner G. Während des Interviews, das ebenfalls in dessen Wohnung stattfand, waren seine Frau und seine Tochter anwesend. Da sich die Frau von Interviewpartner G in einem weitaus größeren Ausmaß in die Erzählungen ihres Mannes einbrachte, bzw. diese immer wieder zu lenken versuchte, stellte sich die Situation für mich als weitaus schwieriger heraus. Nachdem ich auch sie nicht filmte und ihre Ausführungen auch nicht an mich, sondern an ihren Mann gerichtet waren, konnte ich auch ihr nicht so gut folgen bzw. kam es immer wieder dazu, dass ihr Mann auf das von ihr erwähnte nicht eingehen wollte, bzw. wenn er es dann doch tat, hatte ich das Gefühl, dass es ihm manchmal unangenehm war. Ich versuchte die Situation dahingehen zu lösen, dass ich mich im Laufe des Interviews verstärkt durch Blickkontakt auf ihn konzentrierte, um ihn so zu ermutigen, mit seinen eigenen Erzählungen fort zu fahren.

Zuletzt möchte ich noch auf meine Empfindungen bezüglich meines eigenen Erlebens der gehörlosen Lebenswelt eingehen, die mir besonders nach dem Interview mit Interviewpartnerin E bewusst wurden, als ich daran dachte, wie sie mir erzählt hat, dass es schön für sie ist, dass ihre ganze Familie gehörlos ist. Es war ein starkes Gefühl für mich, die Freude in ihrem Gesicht zu sehen, als sie mir dies mitteilte und ich konnte ihre Freude nachempfinden. Nachdem ich gegangen war, wurde mir das bewusst und gleichzeitig kam mir der Gedanke, dass eben diese Situation, für viele, ja wahrscheinlich für die meisten Hörenden, die sich noch nie mit der Gehörlosengemeinschaft auseinandergesetzt haben und auch noch nie am Rande für kurze Momente Teil davon sein durften – eine besonders befremdende Situation sein müsse, die sie ohne dem Wissen der Besonderheiten dieser Gemeinschaft nicht begreifen können.

Ich hoffe, dass ich als Hörende in diesem Sinne einen kleinen Beitrag dazu leisten kann, dieses Gefühl weiter geben zu können, bzw. dass ich den/die LeserIn dieser Arbeit ein Stück näher an die Welt der Gehörlosen und ihrer Gemeinschaft heranführen kann, um sie ein wenig besser kennen zu lernen und besser verstehen zu lernen.

9.2 Reflexion der teilnehmenden Beobachtungen

Meine Beobachtungen führte ich unter anderem im Equalizent durch. Das Equalizent ist ein Schulungs- und Beratungsinstitut für gehörlose und schwerhörige Personen, für Menschen mit verschiedenen Formen von Behinderungen und Unternehmen und Einzelpersonen, die sich für Gebärdensprache und Diversity Management² interessieren. Die Unternehmenssprachen sind Gebärdensprache und gesprochenes Deutsch. Ich hatte die Möglichkeit im Rahmen eines 3-monatigen Praktikums – in dem ich einmal in der Woche als Unterstützung im Empfang aushalf - während der Kurse teilzunehmen und meine Beobachtungen durchzuführen.

Im Allgemeinen war sowohl MitarbeiterInnen, als auch KursteilnehmerInnen – besonders aus den Kursen, bei denen ich anwesend war – bekannt, dass ich hier ein Praktikum machte und in den jeweiligen Kursen wurde ich entweder von den KursleiterInnen vorgestellt, oder dazu aufgefordert, dies selbst zu tun. Ich erklärte in diesem Zusammenhang, dass ich Kultur- und Sozialanthropologie studiere und ich aus Interesse für Gehörlose hier wäre und die Möglichkeit bekommen hätte, bei den Kursen anwesend zu sein, um zuzuschauen und zu beobachten.

Während meiner teilnehmenden Beobachtungen habe ich die Erfahrung gemacht, die auch Interviewpartnerin A beschreibt, als sie nach Österreich gekommen ist und die österreichische Gebärdensprache noch nicht so gut konnte. Ich habe mich auch in den Interaktionen mit den anderen Kursteilnehmern zurückgezogen und wurde verstärkt durch meine Unsicherheiten in der Sprache und in einer mir fremden Welt schüchtern und zurückhaltend. Nach meinem ersten Versuch eine Interviewpartnerin für ein Interview zu gewinnen, der fehlgeschlagen ist, habe ich mich lange Zeit nicht getraut, weitere Versuche in Angriff zu nehmen, aus Angst vor Ablehnung. Ich habe Die Erfahrung gemacht, wie es ist, in dem Land, in dem ich eigentlich der hörenden Mehrheitsgesellschaft angehöre, plötzlich zur Minderheit zu gehören und

² „Diversity Management ist die Kunst, eine Unternehmenskultur zu erschaffen, die Vielfalt fördert und zugleich eine stabile Basis für Ihre Organisation bietet“ (<http://www.equalizent.com/index.php?cm=10>)

sowohl sprachlich als auch kulturell fremd zu sein. Ich war teilweise so konzentriert darauf, der Kommunikation folgen zu können, dass sich meine ganze Aufmerksamkeit darauf richtete. Gleichzeitig wurde ich von den anderen Kursteilnehmern und Trainern mit der Zeit immer mehr als Teil akzeptiert und aufgenommen und versucht, in Gespräche miteinbezogen zu werden. Dabei wurde auch auf meine Sprachkenntnisse Rücksicht genommen, in dem sie in der Kommunikation mit mir langsamer gebärdeten.

Ich habe in weiterer Folge immer wieder die Möglichkeit gehabt, bei verschiedenen Veranstaltungen, die vom Equalizent organisiert wurden, oder direkt dort stattfanden, teilzunehmen, bzw. mit zu helfen und konnte so meine Eindrücke erweitern, sowie mir dies auch durch meine InterviewpartnerInnen und andere Zusammenkünfte von Gehörlosen und Hörenden und Veranstaltungen - beispielsweise dem Vortrag im WITAF zum Thema „taub sein“ - möglich war.

Am Beispiel dieses Vortrags möchte ich darstellen, wie es mir als Hörende bei einer Veranstaltung, die grundsätzlich für Gehörlose stattfand – und demnach auch nur vereinzelt andere Hörende anwesend waren - ergangen ist und welche „Fremdheitsgefühle“ ich dabei erlebte.

Der Vortrag „taub sein“ wurde von einem Gehörlosen in erster Linie für Gehörlose gehalten. Aus dem Grund war auch kein/e DolmetscherIn anwesend, der/die den Vortrag in Lautsprache übersetzt hatte. Für die Dauer des Vortrags hatte ich keine Verständnisprobleme, da der Vortragende langsam und deutlich gebärdet hatte und mir die Themen nicht fremd waren. Als es im Anschluss zu einer Diskussion unter den Zuschauern kam, war es nicht mehr so leicht für mich, dem Gebärdeten zu folgen, da durcheinander und auch viel schneller gebärdet wurde und viele darunter waren, deren Gebärden ich nicht gewohnt war, was es für mich, als immer noch Lernende schwieriger machte. Außerdem fordert ein Abend, an dem über eine Stunde oder länger nur in Gebärdensprache kommuniziert wird, eine erhöhte Konzentration von meiner Seite, die sich nach dem Vortrag und den ersten Statements erschöpft hatte.

Zu Beginn des Vortrags wurde ein blaues Bild an die Wand projiziert, an dem Tiere zu erkennen waren. Der Vortragende fragte die Anwesenden, - nachdem er eine Reihe von Zitaten vorgetragen hatte, was sie noch auf diesem Bild sehen, was uns auffällt. Die Antwort, auf die er gewartete hatte, war: „Vögel“. Danach fügte er hinzu, dass dies richtig sei und das er darauf hinaus wollte, dass zu der Familie der Vögel ebenfalls der Pinguin gehört. Der

Vortragende verglich die Lebenswelt der Pinguine, als Metapher für die Lebenswelt der Gehörlosen. Sie (die Gehörlosen) gehören zwar auch zur Familie, leben aber in einer anderen Welt. So wie der Pinguin, als Mitglied der Familie Vogel nicht in der Luft fliegen kann, dies aber unter Wasser sehr wohl kann – seine Welt ist die des Wassers - so leben Gehörlose in einer anderen Welt – sie können nicht wie die Hörenden hören und kommunizieren – haben aber ihre eigene Welt, in der sie sich frei bewegen und kommunizieren können – die gehörlose Welt und den Raum der Gebärden.

Aufgefallen ist mir, dass es im Sinne des Vortragenden war, klar zu stellen, dass er für sich den Begriff „taub“ dem „gehörlos“ vorzieht, aber er es vermied – da es nicht in seinem Interesse stand – dem eine Bewertung zuzuschreiben. Er betonte, dass es da kein richtig oder falsch gebe, dass jeder für sich selbst herausfinden müsse, welchen Begriff er oder sie für richtig und passend hält.

Ich habe mich als Hörende ein bisschen komisch gefühlt, da es ein Vortrag von Gehörlosen für Gehörlose war. Demnach waren es eindeutig an Gehörlose gerichtete Inhalte, die sich mit dem „Taub- Sein“ in einer hörenden Welt und mit dem Umgang und der Konfrontation mit Hörenden und der Behauptung Gehörloser in dieser Welt beschäftigten und ihrem Verhalten gegenüber Hörenden. Hauptsächlich stand meines Erachtens die positive Bewertung und die Stärkung des gehörlosen bzw. tauben Selbstwertgefühls und -bewusstseins im Mittelpunkt. Das eigenartige Gefühl meinerseits kam daher, dass ich Teil der hörenden Mehrheitsgesellschaft bin, und mich somit – auch wenn ich die Gebärdensprache lerne - mich indirekt, da ich mich mit dieser hörenden Mehrheitsgesellschaft identifiziere, als Teil dieser Barriere gefühlt habe bzw. mich angesprochen gefühlt habe.

Dieses Gefühl intensivierte sich sicherlich dadurch, das ich mir währenddessen darüber im Klaren war, das ich als Hörende im Begriff bin, über Gehörlose zu schreiben. Über eine Welt, die mich fasziniert, die ich aber nur am Rande verstehen kann und die ich bis jetzt nur so weit erleben kann, als mir Gehörlose die Möglichkeit geben, daran Anteil zu haben und durch ihre Meinungen und Sichtweisen, ihr Erleben, dieser Welt ein Stück näher zu kommen.

10 Schlussfolgerungen

Meine Intention, die diesen Forschungsprozess prägt, ist, die Lebenssituation gehörloser MigrantInnen so zu beschreiben, dass ich mir dabei kein definitives Urteil über sie erlaube. Daher befinde ich mich in einer besonders sensiblen Position, in der ich mich darum bemühe, dem/der Leser/in zu verdeutlichen, zu welchen Ergebnissen ich gekommen bin, also einerseits meine Fragestellungen in einem zufriedenstellenden Ausmaß zu beantworten, ohne andererseits dabei das Vertrauen meiner InterviewpartnerInnen zu gefährden, indem ich als Fremde – als Hörende und somit Teil der unterdrückenden Mehrheitsgesellschaft - in die Rolle komme, über sie zu urteilen und meine Wahrnehmung ihrer Wirklichkeit, über die der ihren zu stellen.

Das Forscherin-Beforschten-Verhältnis, das hier als Grundlage gilt, spiegelt auf verschiedenen Ebenen das Verhältnis Gehörloser gegenüber Hörenden wider. Die Interaktion der AkteurInnen der gehörlosen Lebenswelt und der AkteurInnen der hörenden Welt hat eine lange Geschichte der Unterdrückung Gehörloser seitens Hörender und Misstrauen Gehörloser gegenüber Hörenden hinter sich bzw. reicht diese bis in die Gegenwart hinein, was sich außerdem in gegenseitiger Distanz und Unwissenheit ausdrückt. Diese Distanz galt es für mich, als hörende Forscherin zu überwinden, mit dem mir gesetzten Ziel, das eventuelle Unwissen der LeserInnen durch eine möglichst nahe, an der Lebenswirklichkeit meiner InterviewpartnerInnen angesetzten Forschungsarbeit aufzubrechen und zu einem größeren Verständnis der Hörenden gegenüber der ihnen meist fremden Lebenswelt Gehörloser und insbesondere gehörloser MigrantInnen beizutragen.

Aus den Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen geht hervor, dass sich ein Leben als gehörlose MigrantIn in eine hörende Mehrheitsgesellschaft im Aufnahmeland in mehrerer Hinsicht als eine Herausforderung erweist. Diese besteht nicht nur darin, Kommunikationsschwierigkeiten zu überwinden, sondern auch darin, sich den gängigen Vorstellungen bzw. Vorurteilen Hörender gegenüber Gehörlosen und im Besonderen hörender Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft des jeweiligen Aufnahmelandes gegenüber gehörlosen MigrantInnen, zu stellen, bzw. diese durch eine aktive Auseinandersetzung zu überwinden. Dabei stoßen gehörlose MigrantInnen immer wieder auf Barrieren, die sich manchmal als unüberwindbar herausstellen. Die Gründe für solche Barrieren, die den gehörlosen MigrantInnen eine volle Teilhabe an dem Leben der hörenden Mehrheitsgesellschaft

verwehren, sind sowohl auf kultureller, sozialer, ökonomischer und politischer (insbesondere bildungspolitischer) Ebene zu finden.

Neben der kollektiven Geschichte des Umgangs der hörenden Gesellschaften mit Gehörlosen, gibt es eine eigene Geschichte der Gehörlosen, die auf ihren Charakter als Weltgemeinschaft verweist, auf die Faszination der Gebärdensprachen und die Gehörlosenkultur, die die Gehörlosengemeinschaften mit ihren unterschiedlichen Gebärdensprachen geprägt und letztlich gestärkt hat. Während die Mitglieder der hörenden Mehrheitsgesellschaft eine volle, gesellschaftliche Teilhabe behindern, ist es umso mehr nachvollziehbar, dass Gehörlose auf ihre gemeinsame Geschichte und ihre geschützte Gemeinschaft zurückgreifen, da sie innerhalb ihrer gehörlosen Lebenswelten einen Rahmen vorfinden, in dem es ihnen möglich ist, ihre Kultur und Sprache frei zu leben und innerhalb der Gemeinschaft diese zu stärken und somit ihre gehörlose Identität zu formen und selbstsicher zu erfahren

Die Konfrontation mit ihrer hörenden Umwelt, die in Hinblick auf ihre meist hörenden Eltern und Familienmitglieder besonders bedeutsam ist, und die im Bereich der („hörenden“) Bildungseinrichtungen und der („hörenden“) Arbeitswelt einen wichtigen Stellenwert für die Existenzsicherung einnimmt und somit ihren Alltag stark prägt – führt dazu, dass es verstärkt zu einer Ausformung der gehörlosen Identität kommt. Dies wirft Fragen von Eigen- und Fremdbezeichnungen und bzw. von Fremd-Zuschreibungen auf, deren Beantwortung seitens der Gehörlosengemeinschaft wiederum einen Bewusstwerdungsprozess bezüglich der gehörlosen Kultur und Geschichte in Gang setzt. Diese Fragen nach der eigentlichen Gehörlosen-Identität bewirken auch Grenzziehungen sowohl innerhalb der Gehörlosengemeinschaft, wer als zugehörig gilt und wer nicht, wie auch gegenüber der hörenden Mehrheitsgesellschaft, wer zu dieser zu zählen ist und wer nicht. Vor allem dieser Diskurs innerhalb der Gehörlosengemeinschaften zeigt, dass hier kein Bild einer homogenen Gehörlosengemeinschaft gezeichnet werden kann, innerhalb derer es keine Probleme gäbe.

Die Frage der Bedeutung der gehörlosen Identität und der Gehörlosengemeinschaft für Gehörlose für ein Leben in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft erweitert sich in Bezug auf gehörlose MitgrantInnen um die Frage des Verhältnisses von ethnischer zur gehörlosen Identität.

In Bezug auf das Durchleben einer Identitätskrise – von der explizit berichtet wurde - die sich darauf bezieht, sich zwischen hörender, gehörloser und schwerhöriger Welt zu befinden – ging es dabei bei keinem/r der InterviewpartnerInnen um eine Krise, die die ethnische

Identität betraf. Es scheint, als wäre die Identitätsfrage, die mit der unmittelbaren Kommunikationsmöglichkeit zusammenhängt wesentlicher – also die Frage der hörenden, gehörlosen oder schwerhörigen Identität – als die der nationalen bzw. ethnischen Zugehörigkeit. Diese spielt dann vermehrt eine Rolle, wenn fremdenfeindliche bzw. rassistische Diskriminierungen ins Spiel kommen, bzw. wenn es darum geht, sich (oder andere) in dem jeweiligen Land als zugehörig zur jeweiligen Mehrheitsgesellschaft – im Sinne einer nationalstaatlichen Identität - zu definieren bzw. identifizieren. Dann wird die nationale bzw. ethnische (Herkunfts-) Identität in den Vordergrund gerückt und der Umgang mit mehreren Identitäten – im Sinne hybrider Identitäten – wird je nach Kontext erprobt und „ausgespielt“.

Der Prozess der Aneignung und Bewusstwerdung einer gehörlosen Identität und die Überwindung der damit einhergehenden Widerstände einzelner InterviewpartnerInnen zu Beginn dieses Prozesses, die Verarbeitung des oft traumatischen Hörverlusts und der damit verbundene Verlust der ihnen zuvor vertrauten Welt, erweist sich als lange und oft mühsame Entwicklung.

Die mit dem Hineinwachsen und der Identifikation mit der gehörlosen Welt oft einhergehende Entfremdung gegenüber der (hörenden, nicht gebärdensprachkompetenten) Eltern bzw. anderer hörender Familienmitglieder verweist auf einen zu beachtenden (mitunter traumatischen), weiteren Aspekt innerhalb der Lebensgeschichte Gehörloser. Bei gehörlosen MigrantInnen kommt die Erfahrung des Verlassens gewohnter Lebenswelten und das Hinzukommen zweier neuer Lebenswelten, die mit dem Erlernen sowohl der Lautsprache des Landes, als auch der jeweiligen Gebärdensprache verbunden sind, dazu.

Dabei variieren die Erfahrungen der Migration (und wie weit sich diese als traumatisch erweisen) sowohl in Bezug auf das Aufnahmeland, als auch in Bezug auf die jeweilige Gehörlosengemeinschaft, je nach dem, in welchem Alter die Migration erfolgte: also ob es bereits vor der Migration zu einem Leben zugleich in einer gehörlosen und hörenden Welt kam, oder ob sich die gehörlose Lebenswelt als solche erst im Aufnahmeland eröffnete. Entscheidend ist hierbei, in wie fern sich die gehörlosen Lebenswelten bzw. die Berührungen der gehörlosen und hörenden Lebenswelten (bzw. die Trennung der beiden Welten), innerhalb des jeweiligen Landes bzw. zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland voneinander unterscheiden.

Die immerwährende Konfrontation mit einer, den gehörlosen MigrantInnen gegenüber distanzierten, unterdrückenden und oft auch fremdenfeindlich gestimmten Umwelt, führt bei einzelnen InterviewpartnerInnen zu einem verstärkten Rückzug in die gehörlose Welt und zu einer Ablehnung der hörenden Welt. Auf der anderen Seite zeigen die Interviewantworten, dass das Eingebundensein in die Gehörlosengemeinschaft und das damit gestärkte Selbstbewusstsein der gehörlosen Identität zu einem verstärkten Interesse am Kontakt zu Hörenden beiträgt, um eben diese Bilder zu beseitigen und für ein positives Bild Gehörloser in der Gesellschaft zu sorgen.

Die im Forschungsprozess real vorgefundenen Lebenssituationen vieler Gehörloser zeigen, dass Gehörlose heute immer noch (in weiten Teilen der Welt) von Chancengleichheit und Gleichberechtigung weit entfernt sind und aus vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen sind. Aus den Interviews kam auch hervor, dass zu einem großen Anteil Gehörlose sich weiterhin in existentiell bedrohlichen Lebenssituationen befinden, da sie oft nicht die Chance erhalten, Selbstständigkeit zu erlernen.

Andererseits zeigte sich, dass eine erworbene Sicherheit in der eigenen gehörlosen Identität dazu führen kann, dass es zu einer (Wieder)Annäherung an die hörende Welt kommt und zu einem Verbinden und in sich Tragen mehrerer Welten, die die hörende und gehörlose Welt des Herkunftslandes, sowie die des Aufnahmelandes mit einschließt.

Meine Zurückhaltung, vorschnelle Schlussfolgerungen zu formulieren, rührt daher, dass ich mich selbst in einem Prozess befinde, als Hörende Anschluss an die Gehörlosengemeinschaft zu finden. Dieser Wunsch war bereits vor Beginn meiner Forschungen vorhanden, realisierte sich jedoch immer mehr während meiner Forschungsarbeit, die sich nun über zwei Jahre erstreckte. Dabei ist und war es mir ein Anliegen, von den Angehörigen der Gehörlosengemeinschaft nicht nur als Forscherin gesehen zu werden, sondern ebenso oder noch mehr, als Privatperson, die ihre Sprache aus Interesse und Freude lernt und die an den Menschen und ihren Lebensgeschichten interessiert ist und den Kontakt zu ihnen sucht. Dies gelang mir zu einem gewissen Teil, durch meine Gebärdensprachkenntnisse, wie auch durch das Vertrauen, das mir einzelne Gehörlose entgegen brachten. Dafür bedanke ich mich.

11 Literaturverzeichnis

Ackermann, Andreas: „Ethnologische Migrationsforschung – ein Überblick“. In: Kea 10, 1-28. 1997

Agar, M. H.: The professional Stranger. New York: Academic Press, 1980

Ahrbeck, Bernd: Gehörlosigkeit & Identität. Probleme der Identitätsbildung Gehörloser aus der Sicht soziologischer und psychoanalytischer Theorien. Hamburg: Signum-Verlg., 1997

Alsheimer, Rainer/Moosmüller, Alois/Roth, Klaus (Hg.): Lokale Kulturen in einer globalisierenden Welt. Band 9. Waxmann, 2000

Anderson, Benedict: Imagined Communities. London, New York: Verso, 1991

Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen: Key concepts in post-colonial studies. London - New York: Routledge, 1998

Atkinson, Robert: The Life Story Interview. Thousand Oaks London New Delhi, 1997

Barth, Frederik (Hg.): Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference. Univ.-Vorl. Oslo, 1982

Bauman, L./ H-Dirksen (Hg.): Open Your Eyes. University of Minnesota, 2008

Bauman, Zygmunt: Culture as Praxis. London u.a.: Sage Publ., 1999

Bernard, Russell H.: Research Methods in Anthropology: qualitative and quantitative Approaches. Lanham Md. u.a: AltaMira Press, 2006

Binder, Susanne: Migration, Segregation, Integration. Konzept und Praxis interkulturellen Lernen aus ethnologischer Perspektive; ein Vergleich zwischen Österreich und den

Niederlanden. Wien, Univ., Diss., 2003

Boyes Braem, Penny: Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung. Hamburg: Signum-Verl., 1995

Branson, J./ Miller, D.: National Sign Language and Language Policies (89-99). In: Wodak, Ruth/ Corson, David (Hg.): Encyclopedia of Language and Education. Volume 1. Language Policy and Political Issues in Education. Netherlands: Kluwer Academic Publishers, 1997

Bretell, Carolone B.: Theorizing Migration in Anthropology. The Social Construction of Networks, Identities, Communities and Globalscapes. In: Bretell, Caroline B./Hollifield, James F.(ed.): Migration Theory. Talking across Disciplines (97-137). London, 2000

Brunner, Karl-Michael: System, Lebenswelt und reflexive Modernisierung. Eine kritische Auseinandersetzung mit den soziologischen Theorien von Jürgen Habermas und Ulrich Beck und einem empirischen Beispiel zum Verhältnis von Ökonomie und Ökologie. Dissertation. Wien, 1994

Byron, Reginald: `Identity`. In: Barnard, Alan/Spencer, Jonathan (Hg.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. New York: Routledge, 1996

Castells, Manuel: The Rise of the Network Society. Oxford: Blackwell, 1996

Clarke, Valerie: Die Anerkennung der Gebärdensprache in Österreich. Diplomarbeit, Wien 2000

Clifford, James: The Predicament of Culture. Cambridge: Harvard University Press., 1988

DeLand, Fred: In memoriam: Alexander Graham Bell, *Volta Review*, 24. 1922

Denzin, N. K.: The Research Act (3. Auflage) Engelwood Cliffs, N. J.: Prentice Hall, 1989

Ebbinghaus, H./Hessmann, J.: Gehörlose, Gebärdensprache, Dolmetschen, Chance der

Integration einer sprachlichen Minderheit. In: Prillwitz, S. (Hg.): Internationale Arbeiten zur Gebärdensprache und zur Kommunikation Gehörloser. Band 7. Signum Verlag., 1989

Ecker, Sabine: Deutschlernen für Gehörlose mit Migrationshintergrund. Ein Beitrag zur Beschreibung der Situation gehörloser Jugendlicher im Raum Wien. Diplomarbeit. Wien, 2007

Elwert, George: Switching Identity Discourses: Primordial emotions and the social construction of we-groups. In: Schlee, Günther (ed.): Imagined Differences. Hatred and the construction of identity. 2002

Engel, Frank/Sickendiek, Ursel/Nestmann, Frank: Beratung: Eine Einführung in Sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze. 3. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag, 2008

Equalizent: <http://www.equalizent.com/index.php?cm=10> (14.09.2010)

Evans, A. Donald and Falk Williams W.: Learning to be Deaf. Berlin; New York; Amstedam : Mount de Gruyter. 1986

Flick, Uwe: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, Uwe/ Kardorff, E.v./ Keupp, H./ Rosenstiel, L.v./ Wolff, S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung (2. Auflage). München: Psychologie Verlags Union, 1995

Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlts Enzyklopädie. Dritte Auflage, 2005

Geisen, Thomas: Der Blick der Forschung auf Jugendliche mit Migrationshintergrund. (27-61) In: Riegel, Christine/Geisen, Thomas (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2007

Gingrich, Andre: Conceptualising Identities. Anthropological Alternatives to Essentialising Difference and Moralizing about Othering. (3-18) In: Baumann, Gerd und Gingrich, Andre: Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach. New York. Oxford: Berghahn Books, 2004

Goldring, Luin: The Power of Status in Transnational social Fields (165-196) In: Smith, Michael P./Guarnizo, Luis E. (Hg.): Transnational From Below. Comparative Urban and Community Research Volium 6. New Brunswick: Transaction Publishers, 1998

Gonzales, Nancy: Family Organization in Five Types of Migratory Wage Labor (1264-1280). In: American Anthropologist, New Series, Vol. 63, No. 6, 1961

Gupta, Akhil/Ferguson, James: Beyond "Culture": Space, Identity, and the Politics of Difference. (6-23) In: Cultural Anthropology, Vol. 7, No. 1, Space, Identity, and the Politics of Difference, 1992

Habermas, Jürgen: Philosophische Texte Band I. Sprachtheoretische Grundlegung der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2009

Hualand, Hilde : Sound and Belonging: What Is a Community?(111-127) In: Bauman, L./H-Dirksen (Hg.): Open Your Eyes. University of Minnesota, 2008

Heckmann, Friedrich: From Ethnic Nation to Universalistic Immigrant *Integration* (45-78). In: Heckmann, Friedrich/Schnapper, Dominique (Hg.): The Integration of Immigrants in European Society. National Differences and Trends of Convergence. Stuttgart, 2003

Hess, Sabine: Transkulturelle Kontakte im Rahmen einer neuen sozialen Bewegung zwischen ethnisierenden Blicken und der Entwicklung hybrider Identitäten. In: Alsheimer, Rainer/Moosmüller, Alois/Roth, Klaus (Hg.): Lokale Kulturen in einer globalisierenden Welt. Band 9. Waxmann, 2000

Hierdeis, Helmwart/ Hug, Theo: Pädagogische Alltagstheorien und erziehungswissenschaftliche Theorien. Ein Studienbuch zur Einführung. Klinkhardt, Bad Heilbrunn, Obb. 1997

Hintermair, Manfred: Zur Identitätsarbeit von gehörlosen Menschen. (S. 107-118) In: Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Evangelische Gehörlosenseelsorge (Hg.): Gehörlos - nur eine Ohrensache? Aspekte der Gehörlosigkeit - Ein Kompendium für Neueinsteiger. Hamburg: Signum, 2001

Holzinger, Daniel: Gebärden in Kommunikation mit gehörlosen Kindern. Hinweise auf die Überlegenheit eines Erziehungsansatzes unter Einfluss von Gebärden gegenüber lautsprachlich orientierten Ansätzen. Study for the Ministry of Education. Vienna, 1994

Höhne, Thomas: Kultur als Differenzierungskategorie (197- 213) In: Lutz, Helma/ Wenning, Norbert (Hg.): Unterschiedlich Verschieden. Differenzen in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske & Budrich, 2001

Humphries, Tom: Communicating across cultures (deaf/hearing) and language learning. Doctoral dissertation. Cincinnati, OH: Union Graduate School, 1977

Humphries, Tom: Talking Culture and Culture Talking (35-42). In: Bauman, L./ H-Dirksen (Hg.): Open Your Eyes. University of Minnesota, 2008

Humphries, Tom/ Padden, Carol: Gehörlose: Eine Kultur bringt sich zur Sprache. Hamburg: Signum, 1991

Jarmer, Helene: Bilingualismus und Bikulturalismus – Ihre Bedeutung für Gehörlose. Diplomarbeit. Wien, 1997

Katholnig, Karina Maria: Integration von gehörlosen Menschen am allgemeinen Arbeitsmarkt. Am Beispiel der Arbeitsassistenten für Gehörlose in Wien. Diplomarbeit. Wien, 2008

Kearney, Michael: „The Local and the Global: The Anthropology of Globalization and Transnationalism“ (24: 547-565), In: Annual Review of Anthropology, 1995

Koepping, K. P.: Authentizität als Selbstfindung durch den anderen. Ethnologie zwischen Engagement und Reflexion, zwischen Leben und Wissenschaft. (7-37). In: Duerr, H. P. (Hg.): Authentizität und Betrug in der Ethnologie. Frankfurt: Suhrkamp, 1987

Krausneker, Verena: Gebärdensprachen in der Minderheitensprachenpolitik der Europäischen Union. Diplomarbeit, Wien, 1998

Krausneker, Verena/ Schalber Katharina: Sprache Macht Wissen. Zur Situation gehörloser und hörbehinderter SchülerInnen, Studierende & ihrer LehrerInnen, sowie zur Österreichischen Gebärdensprache in Schule und Universität Wien. Abschlussbericht des Forschungsprojekts 2006/2007. Innovationszentrum der Universität Wien, 2007

Kröhnert, Otto : Das Selbstverständnis der Gehörlosenbildung in der Gegenwart. (18-25) In: Kröhnert, O. (Hrsg.): Bericht vom internationalen Kongress für Bildung und Erziehung Hörgeschädigter. Hamburg. Band 1. Heidelberg, 1984

Ladd, Paddy: Was ist Deafhood? Gehörlosenkultur im Aufbruch. Signum Verlag, 2008

Lane, Harlan: Die Maske der Barmherzigkeit. Unterdrückung von Sprache und Kultur der Gehörlosengemeinschaft. Hamburg: Signum, 1994

List, Günther: „Minorisierung“ - ein historisch-vergleichender Forschungsansatz im Themenfeld „Minderheiten“ (152-156). In: Das Zeichen. Zeitschrift zum Thema Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser, 8.Jg., Nr.28, 1994

Moosmüller, Alois (Hg.): Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelten in der Fremde. Münster (u.a.): Verlag Waxmann, 2002

Murray, Joseph J. : Coequality and Transnational Studies: Understanding Deaf Lives (100-111) In: Bauman, L./ H-Dirksen (Hg.): Open Your Eyes. University of Minnesota, 2008

Padden, Carol A.: The deaf community and the culture of Deaf people. In: C. Baker & R. Battison (Hg.): Sign Language and the Deaf Community. Silver Spring (EEUU): National Association of the Deaf, 1980

Powles, Julia: New Issues in Refugee Research. Life history and personal Narrative: Theoretical and Methodological Issues relevant to Research and Evaluation in Refugee Contexts. UNHCR, 2004

(<http://www.unhcr.org/research/RESEARCH/4147fe764.pdf>)

Rutherford, Susan D.: Die Kultur der amerikanischen Gehörlosen. (19–27) In: Das Zeichen. Zeitschrift zum Thema Gebärdensprache und Kommunikation Gehörlose 8Jg., 1989

Schlee, Günther (ed.): Imagined Differences. Hatred and the construction of identity. Hamburg, 2002

Smith, Robert C.: Transnational localities: community, technology and the politics of membership within the context of Mexico and U.S. migration (196-238) In: Smith, Michael P./Guarnizo, Luis E. (Hg.): Transnational From Below. Comparative Urban and Community Research Volium 6. New Brunswick: Transaction Publishers, 1998

Strasser, Elisabeth: Was ist Migration? Zentrale Begriffe und Typologien. In: Six-Hohenbalken, Maria/Tosic, Jelena (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen indinterdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG, 2009

Strauss, Anselm: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink, 1994

Strauss, Anselm L./ Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Beltz: Psychologie-Verl.-Union, 1996

Titscher, Stefan/Wodak, Ruth/Meyer, Michael/ Vetter, Eva: Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick. Westdeutscher Verlag. 1998

Tosic, Jelena/Streissler, Anna: „Zwischen den Kulturen“? Kinder und Jugendliche der 2. Generation (185-204) In: Six-Hohenbalken, Maria/Tosic, Jelena (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG, 2009

Turner, Graham: Sign Language Studies. Journal Article (103-126), 1994

Treibel, Annette: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Grundlagentexte Soziologie 4. Juventa Verlag GmbH, 2008

Tschenokoshewa, Elka: Minderheiten als Grundfigur der globalen Moderne. Warum, warum nicht? In: Alsheimer, Rainer/Moosmüller, Alois/Roth, Klaus (Hg.): Lokale Kulturen in einer globalisierenden Welt. Band 9. Waxmann, 2000

Weber, Max: Die 'Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, In: Winckelmann, Johannes (Hg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen, 1988

Wimmer, Michael: Pädagogik als Kulturwissenschaft. Programmatistische Überlegungen zum Status der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. (109-122). In: ZfE, 5. Jg., Beiheft 1/2002

Winkler, Michael: Sozialpädagogik und Kultur. (12-40) In: Heimgartner, Arno und Laueremann, Karin (Hg.): Kultur in der Sozialen Arbeit. Festschrift für Univ.-Prof. Dr. Josef Scheipl. Klagenfurt/Celovec – Ljubljana/Laibach – Wien/Dunaj: Verlag Hermagoras/Mohorejeva, 2006

Anhang

Interviews

Interview A: 27. 08. 2010 und 14. 10. 2008

Interview B: 13. 03. 2009

Interview C: 08. 05. 2009

Interview D: 28. 04. 2009

Interview E: 15. 02. 2010 und 14. 04. 2010

Interview F: 12. 05. 2010

Interview G: 22. 05. 2010

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Lena Hoffmann

geb. 06.08.1985 in Mödling

ledig

österreichische Staatsbürgerschaft

Schulbildung:

1991-1996 : Volksschule (SME) in Maria Enzersdorf
1996-2000 : Sportgymnasiums in Maria Enzersdorf

2000-2001 : HTL Spengergasse –Abteilung Textil Design

2001-2004 : Oberstufenrealgymnasium BORG3 Landstraße 3. Bezirk mit künstlerischem Schwerpunkt (Matura: 19. Juni 2004)

Studium:

Kultur- und Sozialanthropologie Uni Wien (2004-2010)

Pädagogik (2006-2010)

Schwerpunkte:

Migration

Pädagogik

Österreichische Gebärdensprache

Feldforschungspraktikum im Equalizent

Abstract

In Hinblick auf die Situation von Gehörlosen mit Migrationshintergrund stellte sich in der vorliegenden Arbeit die Frage, welche Bedeutung die gehörlose Identität und das Zugehörigkeitsgefühl zur Gehörlosengemeinschaft und der Kontakt zu anderen Gehörlosen einnimmt und wie sich das Leben in mehreren Welten – der „gehörlosen Welt“ und der „hörenden Welt“ sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland und über nationale Grenzen hinweg – gestaltet bzw. wie gehörlose MigrantInnen diese verschiedenen Lebenswelten gestalten. Dabei liegt das Hauptaugenmerk auf den individuellen Erfahrungen und Sichtweisen der InterviewpartnerInnen, die mittels lebensgeschichtlicher Interviews erfasst wurden. Aufbauend auf deren Analyse werden die verschiedenen Aspekte der hörenden und der gehörlosen Lebenswelten dargestellt und im Sinne der Grounded Theory mit entsprechender Literatur in Zusammenhang gebracht. Als weitere methodische Herangehensweise diente die der Kultur- und Sozialanthropologie zugrunde liegende Methode der teilnehmenden Beobachtung, durch die sich der Zugang – neben dem Erlernen der Österreichischen Gebärdensprache – zum Feld erst eröffnete und den gesamten Forschungsprozess hindurch begleitete.

Als theorieorientierte Einleitung wird auf migrationsgeschichtliche Aspekte, auf Gehörlosigkeit und auf die Bedeutung von Sprache und Kultur für die Identitätskonstruktionen gehörloser MigrantInnen im Sinne hybrider Identitäten und Kulturen eingegangen. Der Darstellung vergangener und teils immer noch bestehender Vorstellungen und Vorurteile Hörender gegenüber Gehörlosen folgt ein Einblick in den Gehörlosendiskurs, der aufzeigt, dass es innerhalb der Gehörlosengemeinschaften zu einem wieder erstarkenden Bewusstsein der eigenen kulturellen Besonderheiten und der damit verbundenen Stärkung der gehörlosen Identität kommt. Damit verbunden werden Fragen der Eigen- und Fremdbezeichnung Gehörloser und die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft thematisiert.

Wesentlich ist es, aufzuzeigen, dass es sich um aktive AkteurInnen im Migrationsprozess und im Prozess der Vergemeinschaftung handelt. Gehörlose (MigrantInnen) sollen nicht als defizitär und als von der hörenden Mehrheitsgesellschaft unterdrückte Opfer dargestellt werden; vielmehr sollen ihre Strategien und Handlungsspielräume aufgezeigt werden.

Aus den Erzählungen der InterviewpartnerInnen geht hervor, dass ein Leben als gehörlose/r MigrantIn in einer hörenden Mehrheitsgesellschaft im Aufnahmeland neben den Kommunikationsschwierigkeiten eine immerwährende Konfrontation mit einer ihnen gegenüber distanzierten, unterdrückenden und oft auch fremdenfeindlich gestimmten Umwelt

mit sich bringt. Die Interviewantworten zeigen, dass dies auf der einen Seite zu einer verstärkten Distanzierung gegenüber der hörenden Welt und zu einem Rückzug in die gehörlose Welt führen kann. Auf der anderen Seite kann das Eingebundensein in die Gehörlosengemeinschaft, in der es möglich ist, die Kultur und Sprache frei zu leben und die somit das Selbstbewusstsein der gehörlosen Identität fördert, dazu führen, dass es zu einem verstärkten Interesse am Kontakt zu Hörenden beiträgt, um eben diese Vorurteile zu beseitigen und für ein positives Bild Gehörloser in der Gesellschaft zu sorgen.